Deutsche Familien.

Zweiter Band.

Deutsche Familien.

Novellen aus dem Leben

von

Heinrich Koenig.

Zweiter Band.

Wiesbaden.

C. W. Kreidel's Verlag.

1862.

Inhalt.

IV.

Hildegard, das Sonntagskind.

1.

Es ist noch nicht sehr lange her, als in dem sehr anmuthig gelegenen Dörfchen Solz Frau Elisabeth Stadler sehr zurückgezogen und nicht ohne Sorgen lebte. Schon dieser ländliche Aufenthalt, nachdem sie vor Jahren mit ihrem in Amt und Ansehen gestandenen, nun verstorbenen Manne schöne, gesellige Tage gesehen hatte, unterhielt jene wehmüthige Erinnerung in der sie außer so manchen Vortheilen der Stadt besonders auch den Mangel gebildeter Gesellschaft beklagte, den sie sich hatte auferlegen müssen. Indeß fing es eben an mit ihrer Lage aufwärts zu gehen, da ihre Kinder mehr und mehr sich auf ihre eignen Füße stellten, und mit dem Streben in die Zukunft auch wieder den Blick und das Herz der Mutter in die Angelegenheiten der Welt zogen.

Frau Elisabeth hatte vier Kinder, alle eigens begabt und durch die schöne Gestalt der Mutter und die edle Gesichtsbildung des seligen Vaters einander geschwisterlich

ähnlich, wenn die Einzelnen sich auch durch Maß und Mischung so schätzbarer Vorzüge merklich unterschieden.

Der ältere Sohn stand schon in einem Geschäft als Reisender für die große Tabaks- und Cigarrenfabrik des Hauses Stichling und Vanderfeck, — ein angenehmer junger Mann von gebildeten Manieren und gewandtem Benehmen. Ein lebhaftes Selbstgefühl, verbunden mit einer hohen Meinung von seiner Person und Begabung, trieb ihn, wohin er kam, zu angenehmen Bekanntschaften selbst mit Gelehrten und Künstlern, was ihn einerseits von dem öden Treiben der gewöhnlichen Geschäftsreisenden abhielt, dagegen aber auch für den eifrigen Betrieb seiner eignen Sendung allzusehr zersplitterte; zumal er bei seiner natürlichen Gutmüthigkeit und viel jugendlichem Dünkel gar bereitwillig war sich in fremden Angelegenheiten thätig und geschickt zu zeigen. Die Mutter freute sich aber immer auf seine Briefe, die durch umständliche Nachrichten ihre Theilnahme an der Welt beschäftigten und durch schwungvolle Redensarten ihre mütterlichen Empfindungen und Hoffnungen unterhielten.

Die ältere Tochter hatte in dem eine halbe Stunde entfernten Amtssitze Rückers für heranwachsende Mädchen eine Näh- und höhere Töchterschule unternommen, die sie nach und nach mit Zuziehung eines gebildeten Lehrers und des Kantors an der Pfarr- und Klosterkirche zu einer Pension für Töchter wohlhabender Familien der

Umgegend zu erweitern dachte. Theresia, wie sie hieß, konnte zwar für das mütterliche Haus noch wenig beitragen, doch fand es die Mutter selbst ganz in der Ordnung, daß die Tochter vor allem sich geschmackvoll einrichtete und etwas auf ihre Erscheinung verwendete.

Die zwei jüngeren Geschwister lebten noch mit der Mutter, so daß Georg den kleinen Feldbau besorgte und Hildegard dem Hauswesen und der Milchwirthschaft vorstand.

Hildegard war durch Schönheit ausgezeichnet und mit 18 Jahren voll entwickelt. Eine lebhafte Phantasie und große Innigkeit des Gemüths kamen als innere Liebenswürdigkeit dazu, beschränkten aber auch, wie es schien, ihre Einsicht in Sachen des Gefühls, und machten sie unter Umständen eigensinnig. Ein gewisser Mutterwitz ersetzten ihr oft, was die ältere Schwester an Schulkenntnissen und an feinem Haus- und Weltverstande voraus hatte, — Eigenschaften, die überall zu herrschen berufen scheinen. Im Einzelnen gebieterisch, aber gefällig in der Gesellschaft, nahm Theresia die Menschen ein, wo Hildegard oft abstieß, ward aber manchmal sehr unliebenswürdig, wo diese die Herzen gewann. — —

Heut, auf den Festtag Peter und Paul, der zu Ende Juni fiel, verließ Hildegard am Nachmittage das Haus, um mit der ängstlichen Angelegenheit ihres Herzens die Schwester im Städtchen zu besuchen, und für den Abend

zur Mutter abzuholen. Das kleine Dorf, aus welchem sie hervorkam, lag in einer Bucht des langen Flußthales, im Schutze einer nordöstlichen Waldhöhe. Ein fester Dammweg führte über die oft durchnäßten Wiesen nach dem Städtchen hinüber, das am Abhange des südöstlichen Gebirgsrückens an der Landstraße gelegen war.

Die Glocken läuteten hier eben zum Nachmittaggottesdienste; darum aber hatte Hildegard noch weniger Eile, indem sie wußte, daß die Schwester zur Kirche gehen würde. Sie schlenderte so hin, der Festtagsruhe froh, die über dem Wiesenthale brütete. Bei dem lang ausgebliebenen Regen war nur streckenweise gemäht; das gehäufelte Heu wechselte mit blumenreichen Grasstücken an beiden Ufern des Flusses, der vom gestrigen Gewitter goldgelb vom Gebirge herabkam. Ein sanfter Ostwind fächelte den jungen Sommertag und wühlte in den Kornfeldern, die am Bergrücken hin der Sichel entgegen reiften. Das Gold des Bergginsters war abgeblüht, der Ruf des Kuckuks in den Bergwäldern verstummt.

Hildegard vermißte diesen Ruf. Der Vogel hatte gerade in diesem Frühjahre so lustig geschlagen. Und wenn sie auch, im Gefühl ihrer gesunden Jugend, ihre kommenden Jahre nicht an seinen prophetischen Schlägen gezählt hatte, so war ihr doch unter den Gedanken an ihre Zukunft und unglückliche Herzensneigung der Zuruf des lustigen Waldbruders als eines vertrauten Freundes gar

tröstlich und aufmunternd vorgekommen. Es ängstigte sie nun, daß sie ihn nicht mehr hörte, so gut sie es, als Bäuerin, finden mußte, daß er schwieg, — der Bauernregel eingedenk:

„Wenn der Kuckuk nach Johannis schreit,
Bedeutet es Mißwachs und theure Zeit.“

Und theure Zeit wünschte sie nicht, so schön auch das Kornfeld ihres Alois und der Waizenacker ihrer Mutter stand und die höchsten Fruchtpreise wünschen ließ.

Diese Gedanken berührten die Angelegenheit wegen der sie eben zur Schwester ging. So sehr ihr Herz dabei bangte, erhob sich doch ihre sonst so heitre Seele an der Herrlichkeit der Natur umher, für die ihr Auge und ihre Brust stets offen war. Angesichts all' des Segens der über Berg und Thal ergossen war — warum sollten ihre Hoffnungen, die mit dem Frühling so still geblüht hatten, keinen Antheil an den Ernten des Sommers oder des Herbstes haben?

Mit froheren Athemzügen erreichte sie die kleinen Gärten vor der Stadt, in denen an Sonn- und Festtagen die Besitzer nach der Kirche ihre Kaffeevesper zu halten pflegten. Keinem dieser Gärtchen fehlte ein kleines Häuschen oder eine Laube, wohin man zwischen Blumenbeeten gelangte.

Vor dem Haus, in welchem Theresia Stadler eine Treppe hoch in Miethe wohnte, war eine Seitenlaube

angebracht. Hier ließ Hildegard sich nieder, die Schwester erwartend; denn aus der nahen Klosterkirche hörte man noch die Orgel, jedoch schon zu dem Schlußliede:

„Segne, Jesus, Deine Heerde,
Die Dir hier zu Füßen liegt,
Daß sie frei erhalten werde
Von dem Wolf, der sie bekriegt.“

Und nicht lang, so erschien Theresia wirklich, in Begleitung des Franziskaners, des Pater Florian.

Theresia war weder von Gestalt noch von Gesichtsbildung so ausgezeichnet, wie Hildegard; auch die schönen Farben der jüngern Schwester gingen ihr ab; sie hatte dafür aber einen bewegteren Ausdruck und eine vornehmere Haltung, bei feinem Benehmen und viel Geschmack im Anzuge.

Pater Florian begrüßte Hildegarden mit vertraulichem Lächeln und mönchischem Kopfnicken. — „Nun, Jungfer Hildegard,“ sagte er mit seiner tiefen Kehlstimme, „wie stehen wir mit dem braven Alois? Wird's bald richtig mit euch Leutchen?“

Der Pater, als ein würdiger Sohn des heiligen Franziskus und vollends als Vertrauter und Berather der angesehenen Familien, nahm sich keine vorlaute Frage oder fromme Zudringlichkeit übel. Diesmal aber traf er es bei beiden Schwestern nicht. Hildegard fand sich durch den scherzenden Ton verletzt, womit er ihr ängst-

liches Anliegen übereilte, und zeigte es ihm mit wegwerfender Kopfbewegung. Theresia dagegen, die dem Verhältniß der Schwester mit einem Bauernsohne vornherein abgeneigt war, wendete mit freundlichem Ernst ein:

„Ermuntern Sie mir meine Hildegard in einer Sache nicht, Pater Lector, die sie halb und halb aufgegeben hat. Aber komm, liebe Schwester, laß uns hinauf gehen, ich will mich ein wenig bequem machen und Dich dann zur Mutter begleiten. Unser lieber Pater ist ohnehin auf dem Wege eine Kranke zu besuchen."

Der Pater entgegnete mit einer gewissen Salbung:

„Ich weiß, Mademoiselle Theresia, Sie begünstigen das Bündniß der beiden Herzen nicht. Bedenken Sie aber, daß die Liebe, gleich der Sonne, unter denen die sie bescheint keinen Unterschied der Stände macht, sondern ihn vielmehr ausgleicht."

„Sie bringen da einen recht schönen Vergleich, Pater Lector," antwortete Theresia, „wenn man nur über Das was man Liebe nennt, sich so wenig täuschte, als über die Sonne. Und selbst diese, wissen Sie ja, brütet Wohlgerüche und giftige Dünste aus, befördert Fruchtbarkeit und Fäulniß. Das gleicht sich dann allerdings im großen Haushalte der Natur aus: in einem kleinen Hausgarten aber kann nur innerlich Verwandtes neben einander gedeihen." — —

Mit freundlicher Verneigung gegen den Pater öffnete

sie der Schwester die Hausthür. Aber so wenig als bei dem Lector hatte sie es mit ihrem Ausspruche bei Hildegarden getroffen. Diese fand sich tief verletzt, und sie hätte es nun nicht mehr über sich vermocht, die Angelegenheit vorzubringen, wegen der sie doch gekommen war Sie hatte ja nun voraus einen Richterspruch und zwar von der Person erhalten, die ihr als Anwalt dienen sollte. Oben im freundlichen Zimmer nahm sie, halb wehmüthig, halb verdrossen Platz, indem sie die neuen Anschaffungen der Schwester, — die kattunenen Vorhänge, das nette Absatzgestell von Nußbaum und ein Paar Lichtbilder vor den Fensterscheiben aus einem gewissen Trotz unbemerkt ließ.

Theresia, nachdem sie ihren Kirchenstaat von sich gethan hatte, setzte sich zu ihr, faßte ihre Hand und suchte die niedergeschlagne Schwester mit freundlichem Zuspruch aufzurichten. Nach zarter Berührung des so empfindlichen Gegenstandes sagte sie:

„Nimm es nur nicht leidenschaftlich, beste Hildegard! Achte wenigstens, der guten Mutter zulieb, die Zeit des Abwartens, und Du wirst vielleicht selbst inne werden, daß Deine Zuneigung für einen Bauernsohn ein mädchenhafter Irrthum ist, von dem Du zurückkommen wirst. Du hältst es für Liebe, was nur Güte Deines Herzens für einen Menschen ist, der sich Dir in naiver Weise zuthätig und anhänglich beweist. Er überrascht

Dich mit gethaner Arbeit, die Dir schwer geworden wäre; er erfreut Dich mit erfüllten Wünschen, wenn es auch nur Blumen aus dem Hochwald oder abendliche Melodien eines Waldhorns wären. Warum sollte er Dir auch nicht gefallen wollen unter so vielen Menschen die Dir gut sind? Aber es ist schon eine Keckheit von ihm, daß er sich andern zuvor Dir zu dienen beeifert, um von dir ausgezeichnet zu erscheinen. Allerdings hat er neben seinen Kameraden manches voraus: die stolze Art wie er die Pferde tummelt, die Arbeit handhabt, sich in Nachahmung unseres Bruders kleidet und hochtrabend ausdrückt. Gilt dir denn aber diese erste Huldigung einer Mannsperson so viel, daß Du sie für hohe Liebe hältst und mit Hand und Herzen anerkennen zu müssen glaubst? Ich höre von unserm Georg, der leider seinen nachäffenden Freund Alois begünstigt, daß dieser nächstens bei der Mutter um Dich anhalten will. Laß es ja nicht so weit kommen: eine Abweisung bringt uns Verstimmungen in's Haus und Dorf. Und, liebe, theure Schwester, hast Du denn noch nicht bedacht, und willst nach geschloss'nem Bund an Dir selbst die Erfahrung machen, daß ein junger Mann von gesundem Sinn und gutem Herzen Wohlgefallen an Dir finden kann, ohne, daß er Dein inneres Wesen begreift und Deinen ewigen Werth zu schätzen weiß? Nein, Hildegard, Du wirst nicht vergessen, was Du Dir selbst, Deiner Familie und dem seligen Vater schuldig bist, der

gerade auf sein jüngstes, schönstes Kind so schöne Hoffnungen setzte. Das bedenke doch!"

„Laß mich lieber die Noth und Sorgen bedenken, die er uns hinterlassen hat!" fiel Hildegard lebhaft ein. „Und sind wir jetzt auf die engste Landwirthschaft herabgedrückt, — bleib' ich denn da nicht in meinem Stande, wenn ich dem Alois Gutwein und seiner ernsten, innigen Zuneigung Gehör gebe, dem Schulzensohne, der ein ganz artiges Gütchen besitzt?"

Dieser Einwand schien Theresen schmerzlich zu berühren. Sie zog die Schwester innig an sich, und versetzte: „Das hast Du aus Unwillen gesprochen, Hildegard. Wir sind ja darum noch keine Bauern, weil wir unser kleines Einkommen mit ein paar Aeckern und Kühen zu verbessern suchen, so lang dies erforderlich ist. Ich will auch nicht von unserer Standesherkunft, sondern von der Vorbildung und Vorbereitung reden, die wir für unser Leben gemacht haben. Und wenn Du eben in Deinem Verdruß so unkindlich sein konntest unseres vortrefflichen Vaters mit einem Vorwurfe zu gedenken: so mach' es dadurch gut, daß Du, edeln Muthes, aus eignen Kräften die Absichten zu erfüllen suchest, die er mit uns hatte, und wozu er uns die Mittel nicht hinterlassen konnte, denn er starb ja unerwartet früh. Und sind Deine Vorzüge und Gaben, das Geschenk körperlicher Schönheit und einer so empfänglichen Seele nicht dennoch eine reiche Erbschaft,

die Du würdig verwenden mußt? Sieh nur, selbst die kleinen weißen Hände sind Dir unter aller Arbeit zart geblieben, und wollen sich für einen angemess'neren Beruf erhalten, als der dieses Alois ist, den Du in einer Bauernehe doch nicht glücklich machen würdest, wolltest Du auch für Dich selbst auf Glück und Lebensfreude verzichten." — —

Eine kurze Stille ohne Widerspruch erfolgte, dann fuhr Theresia mit bebender Stimme fort:

„Und nun laß mich meinen heimlichsten Kummer noch aussprechen, Hildegard! Ich bin die ältere Schwester, und noch in den glücklichen Tagen heran gewachsen, die uns der selige Vater geschaffen hatte. So sind mir die Vortheile einer fertigeren Ausbildung und gesellschaftlicher Gewöhnung zu gut gekommen. Du warst damals noch ein halbes Kind, das in unsere fröhlichen Abende nur zuweilen herein gerufen wurde, um das Wohlgefallen der Gesellschaft zu empfangen. Könntest Du Dich des seligen Lächelns, der hoffenden Blicke des Vaters erinnern: sie würden Dich stolz machen und Dein Bestreben erhöhen. Bald trat leider! mit des Vaters Tode die große Wandlung ein, die uns hierher zwischen diese Wälder versetzte. Du erwuchsest unter Bauernarbeit und hinter dem ländlichen Tische des Gesindes. Und nun willst Du Dich mit einem Bauernsohne verbinden und mit den Gaben, die für eine zärtlichere Lebenslage bestimmt sind, Dich in die Gefahr bringen nicht sowohl verschwendet zu sein, als

zu verkommen. Sieh, meine Hildegard, dadurch machst Du die Erbschaft ungleich, die für uns Schwestern gemeinsam sein sollte. Ich sehe mich im Vortheil unserer guten Tage, und soll Dir das Loos unserer Noth und Entbehrung überlassen. O Schwesterherz, nein, das kannst Du mir nicht anthun. Erkenne das Unrecht, das Du durch Deine übereilte Absicht mir aufbürdest, den bittern Vorwurf, der für mich selbst in der Verirrung Deines Herzens liegt. Bleibe bei der Mutter, bis es mir gelingt, den Vorschuß des Glücks abzutragen, der mir zugefallen ist. Mein hiesiges Unternehmen gedeiht und verspricht sich zu erweitern. Du weißt, wie gute Verbindungen wir in der Provinzialstadt haben, wo der Vater stand. Dort fehlt es an einem guten Institut zur Ausbildung junger Töchter aus guten Familien. Wir theilen uns dann in die Geschäfte. Du übernimmst das Oekonomische, die Verwaltung des Hauses, die Mutter zieht mit uns und die gebildete Geselligkeit erneuert sich, deren Du Dich kaum erinnern wirst, und die unsere herrliche Mutter nicht vergessen kann." —

Sie preßte die schweigsame Schwester noch inniger an sich. Eine Stille der Rührung trat ein; die Standuhr schlug fünf; der Kanarienvogel vor dem Fenster wirbelte lustig, auf der Gasse lachten die Menschen, die hinaus in's Freie zogen. Theresia erhob sich endlich, küßte die Schwester, und sagte entschloss'neren Tons:

„Komm' nun, Hildegard, laß uns den Festabend der Mutter nicht betrüben. Ich verlange heute keine Ueberlegung und kein Versprechen von Dir, außer daß Du Dich nicht übereilst. Unser Bruder Anton kommt nächstens auf seiner Geschäftsreise hier durch mit einem interessanten Freunde, einem berühmten Maler, schreibt er mir. Wir berathen dann Deine Angelegenheit. Ich ziehe nur ein anderes Kleid an. Besieh' Dir einmal die Schulstube, — wie Dir die neue Tapete gefällt. Und was sagst Du denn zu den Fenstervorhängen?"

2.

Inzwischen war Pater Florian auf seinem Krankenbesuche vom westlichen Ausgange des Städtchens bis in die Nähe des Wirthshauses zum sogenannten Ausspann gekommen. Hier senkte sich nämlich die Landstraße ziemlich jäh abwärts. Die Bergsteile auf der einen, der jähe Abfall in's Flußthal auf der andern Seite der Landstraße hatten dem Wegebau keine Breite zu sanften Windungen gelassen, und ein schweres Fuhrwerk mußte sich daher unten im Dorfe mit Vorspann bis zum Höhepunkte helfen. Hier oben nahm dann die Chaussee eine Wendung, die einen reizenden Ueberblick des Thales abwärts und nach dem Städtchen hin gewährte. Von diesem günstigen Punkte hatte ein Stadtwirth Vortheil zu ziehen gewußt, und einen Terrassengarten mit Kegelbahn und schattigen Freisitzen in der Höhe angelegt, wo sich jeden Abend aus der Stadt und an Feiertagen aus der Umgegend viel Zuspruch einfand.

Auch heut saßen Gäste genug an den kleinen Tischen, als ein Hauderer anfuhr und unter dem Garten Halt machte. Während das Vorspannpferd abgelöst wurde, trat er an den Wagenschlag, um eine Dame zu bedeuten, er müsse, so nahe das Ziel ihrer Fahrt auch vor ihnen liege, doch seinen Pferden Ruhe zum Verschnaufen und einen Eimer Wasser gönnen. Eigentlich galt es ihm aber darum, sich selbst ein Glas bairisches Bier zuzuwenden, und vielleicht unter den Gästen für morgen eine Rückfracht zu gewinnen.

Die Reisende entschloß sich auszusteigen, öffnete den Schlag und nahm die Hand des Paters an, der ihr zu helfen herbeikam. Sie dankte freundlich, er aber ließ sich damit nicht abweisen, sondern warf einen neubegierigen Blick in den Wagen, wo nur noch ein stiller, blasser, junger Mensch und auf dem Rücksitz ein Dienstmädchen saß, und machte die Fremde auf die reizende Gegend aufmerksam. Die Dame, heitern und etwas schalkhaften Aussehens, ließ sich denn auch in ein Gespräch ein, fragte nach dem besten Gasthause der Stadt und nach der Entfernung des Ortes Solz.

Pater Florian deutete nach einer Waldzunge jenseit des Thales, dahinter das Dörfchen halb versteckt lag. Und da sie von ihm selbst vernahm, daß er als Pater Lektor dem Franziskanerkloster angehöre, dessen Kirche und Gartenmauer vom Platz aus zu erblicken war,

fragte sie, ob er mit der Familie Stadler in Solz bekannt sei.

„O sehr genau!" antwortete er, „und kann Ihnen gleich einen Beweis davon geben. Die Frau Direktorin erwartet eine Madame Elfenich mit Sohn aus Frankfurt, und gewiß habe ich die Ehre, Sie als solche zu begrüßen."

„Wirklich, Pater Lektor, die bin ich!" antwortete sie lächelnd. „Sie sagen mir zugleich etwas Neues, indem Sie die Frau Stadler — Direktorin nennen. Hat sie eine größere Anstalt, die sie dirigirt? Ich fand nur in einer unserer Zeitungen das Angebot häuslicher Pflege für einen geeigneten Kranken in stiller, ländlicher Wohnung einer gebildeten Familie. Durch die Redaktion erfuhr ich den Namen des Ortes und der Familie selbst, setzte mich in briefliche Unterhandlung mit „Frau Stadler", wie sie sich auch unterschrieb, und nun höre ich sie Direktorin nennen?"

„Ich kann Ihnen das erklären, geehrteste Madame Elfenich, indem ich Ihnen voraus versichere, daß Sie es mit einer höchst schätzbaren Frau und liebenswürdigen Familie zu thun haben," erklärte Pater Florian und fuhr fort:

„Ich selbst habe dieselbe in Ihrer Angelegenheit berathen, und Ihr gemüthskranker Sohn wird dort gar wohl aufgehoben sein. Direktorin hat sie den Titel von

ihrem seligen Manne, der als Vorstand am Gymnasium unserer Provinzialhauptstadt vor ein paar Jahren gestorben ist. Als Philolog und gelehrter Schriftsteller hatte Herr Stadler ebenwohl einen Namen. Er war von gutem Hause und machte ein angenehmes Haus, indem er mit der ersten Gesellschaft der Stadt auf gleichem Fuße lebte. Man fand bei ihm die genußreichsten Abende, nicht blos was Geist und Gemüth erfreut, sondern auch was aus Küche und Keller als Zuthat nicht zu verschmähen ist. Seine Bibliothek kostete ihm auch etwas, wenn ich auch nicht rechnen will, daß er auf dem abendlichen Casino ein hohes L'hombre liebte; denn am regelmäßigen Spieltische gleicht sich im Lauf des Jahres Gewinn und Verlust ziemlich aus. Leider! starb Herr Stadler zu früh an einem gastrischen Fieber und die Witwe sah sich genöthigt, mit ihren vier Kindern einen stillen, wohlfeilen Aufenthalt zu nehmen. Da kam ihr eine reiche Tante des Verstorbenen mit dem kleinen Gütchen in Solz zu Hülfe — Haus mit etwas Feld, das die Familie in den Stand setzt, mit einer mäßigen Staatspension leidlich auszukommen."

Auf die Erinnerung des Hauderers: Wenn's der Madame gefällig wäre — kehrte Frau Elfenich nach dem Wagen zurück. Der Pater, der sie begleitete, rieth ihr, noch den Abend hinüber zu Frau Stadler zu spazieren. — „Und da Sie doch wohl einige Tage ver-

weilen," sagte er, „so gönnen Sie auch unserm Kloster die Ehre eines Besuches. Unser armes Kloster kann Ihnen wenigstens die Bewirthung mit einer prachtvollen Aussicht über das herrliche Thal gewähren."

Frau Elfenich gab lächelnd ihre Zusage und begleitete dieselbe mit einem Geldgeschenke für das Kloster als kleines Pfand ihres Versprechens. Der Pater küßte die gütige Hand und blieb stehen, bis der Wagen abgefahren war, worauf er sich dem Garten zuwendete. — — „Ei," sagte er dem Wirthe, der ihn mit gelüpftem Käppchen empfing, „dort erblicke ich ja unsere Patientin schon wieder mit Aufwarten beschäftigt. Ich wollte sie eben besuchen. So will ich mich denn als Gast unter diesen Apfelbaum setzen, Meister Ruppel, und mir zur Erquickung — —"

„Ein Glas echt Kitzinger Bier aus frisch angebrochnem Faß?" fiel der Wirth zuvorkommend ein, und der Pater erwiderte trocken:

„Heut, mein lieber Ruppel, sollten wir die Genesung Ihrer lieben Frau feiern. Ich denke bei einer Flasche Ihres rothen Ingelheimers, der sich für einen Asmannshäuser ausgibt."

Mit merklichem Verdruß entgegnete der Wirth:

„Ich bitte mir's aus, Pater Lektor, daß Sie mir in Artikeln des Kellers so viel Glauben schenken, als Sie

in Kirchensachen von uns verlangen. Es ist Asmanns-häuser, sage ich Ihnen."

„Nun, nun, nichts für ungut, Meister!" lachte der Pater. „Ich will wenigstens das Meinige thun, daß der bedenkliche Asmannshäuser fortkommt, ehe er vom *Herrn* Landrath um seinen Heimathschein befragt wird."

— — — — — — — — — — —

Inzwischen wandelten beide Schwestern gedankenvoll und bewegt und darum weniger gesprächig den Wiesenweg entlang, ohne Ahnung des Besuches, der für ihr mütterliches Haus hinter ihnen her auf der hohen Landstraße gefahren kam, und sich am abgebrochnen Thore des Städtchens nach dem Gasthofe zur Post zurechtweisen ließ. Andern Besuch, wie er an Sonn- und Feiertagen bei der Mutter zu erwarten war, hätten die Schwestern heut lieber nicht finden mögen; die jüngere war zu keiner Unterhaltung gestimmt, die ältere wünschte sich mit der Mutter vertraulich zu besprechen.

Mit diesen Sonn- und Feiertagsbesuchen hatte es eine eigene Bewandtniß.

Die Lage der Familie brachte es mit sich, daß die einzelnen Mitglieder, um die kleine Oekonomie nutzbarer zu machen, sich am Feld- und Gartenbau betheiligten. Die Milchwirthschaft von einigen Kühen und Ziegen, der Hühnerhof und das Mästen einiger Schweine verlangten unausgesetzte Aufmerksamkeit auf den Verbrauch

und die nutzbaren Abfälle der Wirthschaft, die mit dem einträglichen Viehstande in keinem entsprechenden Verhältniß stand. Dienstboten sollten erspart, Taglöhner nur auf die Erntezeit genommen werden. Anfangs hatten begreiflicherweise die Hinterlassenen eines Gymnasialdirektors solche Wirthschaftlichkeit nicht ohne Einbuße erlernen müssen: jetzt aber fehlten dabei zwei paar Hände, seit der Bruder in einem Geschäfte stand, und die ältere Schwester eine Stellung nach ihrem Geschmack genommen hatte, wie sie denn stets mit antheilnehmender Miene für sich selbst zu sorgen wußte.

So lagen denn die bäuerlichen Arbeiten auf dem jüngeren Geschwisterpaar. Georg und Hildegard hatten denn auch gelernt, aus der Noth eine Tugend zu machen und fingen eben an, ihre Freude an Dem zu finden, was sie zuerst aus Gehorsam übernommen hatten. So sahen sie denn auch, ihrem Berufe nach, an den sechs Wochentagen so ziemlich bäuerlich aus.

Die Mutter Stadler, nicht mehr jung und rüstig genug, um so tief in die Umwandlung ihrer Lage einzugehen, waltete des Hauses und der Küche mit einer Magd für die roheren Handdienste, die mit den Kräften, den Gewohnheiten und selbst mit dem Anzuge der Frau Direktorin im Widerspruche standen. Sie konnte sich nämlich ihrer Erinnerungen im wörtlichen Sinne des Ausdrucks — nicht entkleiden. Einst hatte sie eine

ausgezeichnete Garderobe besessen, wie sie denn von ihrem Manne, der selbst viel brauchte und überhaupt gern auf hohem Pferde trabte, vielfach verwöhnt war. Die guten Stoffe der Gewänder ließen sich nun umdrehen und wenden, auch ein Zustutzen und Anstücken nach den Launen der Mode noch immer gefallen; nur zu bäuerlichem Dienste gaben sie sich nicht her, sondern nahmen nur als Ersparniß neuer Anschaffungen den Schein des Oekonomischen an, auch wenn sie ihre Besitzerin an Wochentagen umgaben, da Sohn und Tochter in bäuerlichen Anzügen an die rohe Arbeit gingen.

Der Sonntag aber blieb das ganze Jahr hindurch der Erinnerung an die ehemalige Lage der Familie, an die glücklichen Tage eines erhöhten Seelenlebens geheiligt. Dann mußten sich auch die auf den Schweiß des Angesichts verwiesenen Kinder in die mitgebrachten Feigenblätter des verlornen Paradieses kleiden. Die Mutter zog ein seidenes Gewand an, legte ein gerettetes Halsband um, und setzte eine der Hauben auf, die in ihrem wechselnden Zuschnitte von echten vergilbten Spitzen ein gewisses Ansehen empfingen. Ein frischer Kuchen, aufbewahrtes Anisgebäck wurde vor dem Theekessel aufgestellt, der leise von der ehemaligen Unterhaltung geistreicher Männer nachflüsterte.

Kam einmal kein Besuch, so mußte Theresia, die selten fehlte, oder Hildegard etwas vorlesen und Mutter

Elisabeth schaltete Bemerkungen ein, oder erinnerte an solche, die einst von Gelehrten gemacht worden. War der Kantor aus dem Städtchen gekommen, so wurden ein paar eingeübte Musikstücke wiederholt. Hildegard hatte eine recht angenehme Stimme und ein so feines Gehör, als das äußere Ohr zart geformt war. Auch Georg sang einen klangvollen Bariton, mit dem er aber am liebsten bei den einfachen Liedern blieb, die er mit seinen jungen Dorffreunden auf der Höhe des Waldes oder Abends im Hausgarten sang.

Von diesen Freunden durfte er, wenn eben kein Besuch von Honoratioren da war, abwechselnd einen oder den andern zum Thee der Mutter mitbringen, besonders wenn einmal eine Dorfgeschichte vorgelesen wurde, worin ein Bauernvolk auftritt, wie es sich gar nirgends findet, und das zu den Theeabenden einer herabgekommenen Gymnasialdirektorin so gut gepaßt hätte. Am öftesten ward eine solche Gunst der Einladung dem Alois Gutwein zu Theil, mit welchem Georg die Woche über am meisten geschafft hatte, und dessen Neigung für Hildegarden der Bruder offen begünstigte. Die Mutter gab darin dem Wunsche des Sohnes aus heimlicher Berechnung nach. Sie suchte nämlich in der freundlichsten Unterhaltung mit dem ihr unwillkommenen Gesellen die Unwissenheit desselben, die Mängel seiner Bildung und die Roheit seiner Gesinnung für die Tochter bloß zu

stellen, und hoffte dadurch besser, als durch Widerspruch, ihr Kind klar über seinen Irrthum zu machen. Dabei nahm sie aber in der Zufriedenheit mit sich nicht wahr, daß sie gerade das Gegentheil bewirkte. Denn Hildegard, die sich nicht wie der Bruder über diese Freundlichkeit der Mutter täuschte, ward nicht nur durch die bemerkte Absicht verstimmt, sondern sie empfand es als ein Unrecht, einen gutmüthigen, anhänglichen und dienstwilligen Menschen von der Seite bloß zu stellen, wo man keine Anfoderung an ihn habe, und wo er selbst keine Ansprüche mache. Sie that sich ihm daher nur desto entschiedener zu, oder vielmehr, sie nahm sich seiner lebhafter an.

Gerade aber dadurch bereitete sich dennoch, ihr selbst unbemerkt, eine Wandlung ihres Herzens vor: ihre Zuthätigkeit für Alois nahm zu viel Trotz gegen andere an, und drang daher nicht sehr tief in's Gemüth; das natürliche und daher gefährliche Wohlgefallen des unerfahrenen Mädchens an dem frischen, kecken Burschen verwandelte sich in sittliches Wohlwollen; der Liebling unüberlegter Neigung wurde ein Schützling bewußter Absicht. Hildegard erhob sich dadurch über Den, dem sie sich anzuvertrauen geneigt war, und an dem sie bei aller Entschuldigung, die sie für seine mangelhafte Bildung hatte, doch manches wahrnehmen mußte, was Zweifel an seinem Zartgefühl, ja zuweilen auch an seiner Rechtschaffenheit übrig ließ.

Von dieser Seite hätte zuletzt doch die Mutter einige gute Erwartung fassen können, nur daß ihr Auge nicht in dies Seelendunkel ihrer Tochter fiel. Und am zufriedensten mit allem was von Mutter und Schwester seinem Freund Alois begegnete, war Georg.

Ein ganz aparter Mensch, dieser Georg, aus dem Wechsel der Familienverhältnisse wunderlich gemischt. Ein tüchtiger, unverdrossener Bauer, begnügte er sich doch mit den Sonntagserinnerungen nicht, sondern suchte jedem Arbeitstage einen erhöhten Schluß als Abendroth zu geben. Mit jedem Feierabende wusch er sorgfältig die Hände, die geackert, gemäht, Wässerungsgraben geöffnet oder Mist aufgeladen hatten, warf den Kittel und die schweren Schuhe von sich, denen die Spuren jener Arbeiten anhafteten, und hängte den grauen Schlapphut, der im Dienste gegen Sonne und Regen lahm geworden war, an den Haken. Er bürstete dann und scheitelte das schwarzglänzende Haar, das er Nachts aufzuwickeln pflegte, und staffirte sich mit dem städtischen Anzuge aus, so gut derselbe aus der wohlfeileren Hand des Dorfschneiders hervorgegangen war. So erwartete er auf seiner Stube das Halbdutzend Freunde, die Erlesnen des Dorfes Solz, die ebensowohl im guten Kamisol erschienen. Bier, Butter und Käse stand aufgetragen; Georg saß auf einer kleinen Erhöhung, einen Tyrolerteppich unter den Füßen, mit den Armen auf das Zeitungsblatt

des Tages gestützt. Aus einer langen Pfeife rauchend, empfing er die Ankommenden, nannte jeden mit dem Vornamen, wobei er ihm die Hand schüttelte, und wies dann mit der Spitze der Pfeife nach einem Wandschränkchen, wo jeder sich eine Cigarre vom zinnernen Teller nehmen durfte. Waren Alle beisammen, so las er die Zeitung vor, über die er dann und wann nach seinen Zuhörern blickte, ob sie keiner Wort- oder Sacherklärung bedürften, die er ihnen dann unter starken Tabakswolken feierlich ertheilte.

Dies bäuerliche Tabakskollegium saß heut zu Peter- und Paulsehren schon beisammen, als die Schwestern gegen das Haus herankamen. Alois, der das Fenster in erwartendem Auge gehalten, stand auf, sich von der Geliebten sehen zu lassen. Eben war das Wort „Panik" von Georg gelesen worden und sollte erklärt werden, — ein Schreck für den Vorleser, dem es selber fremd war. Um sich keine Blöße zu geben, eilte er hinaus, als ob er den Schwestern das Wichtigste mitzutheilen hätte, und erhielt von Theresia den Befehl, heut keinen der Freunde mit zum Thee zu bringen, da sie mit der Mutter Vertrauliches zu besprechen habe.

Sie wußte nun, daß er selber auch nicht kommen werde, und wartete nur, bis Hildegard nach dem sogenannten Salon gegangen war, den Theetisch zu bereiten, um sogleich einen am Morgen empfangnen Brief des

Bruders hervorzuziehen. Leise und mit einer gewissen Befangenheit sprach sie, der Mutter nahe gerückt:

„Unser Anton wird dieser Tage seine Geschäftsreise nach Sachsen antreten und den Umweg über hier nehmen, um einen Freund bei uns einzuführen, — den Maler Steinbrück."

„Steinbrück?" fiel die Mutter ein, „den Namen höre ich nicht zum ersten Mal, Therese."

„Nein, Mutter, auch ich erinnere mich, — der Bruder hat schon einigemal von ihm geschrieben," antwortete sie. „Er kennt ihn aus München, — einen der „herrlichen, genialen, vortrefflichen Menschen", die unser Anton überall zu Freunden hat."

„Ei, Theresia, kennst Du ihn denn genauer, als ihn Anton kennt?" tadelte Frau Elisabeth. „Wenn ihn mein Sohn so bezeichnet —."

„Ich kenne ihn gar nicht, aber ich kenne unsern phantastischen Bruder, der mir mit ihm eine rechte Verlegenheit anrichtet," erwiderte Therese. „Höre nur, liebe Mutter! Steinbrück ist eben Professor in Frankfurt geworden. Anton hat ihm meine Briefe zu lesen gegeben, um daraus seine „herrliche, vortreffliche Schwester" kennen zu lernen. Was wird er in seiner superlativen Weise noch alles an mir gerühmt haben. Und nun bringt er ihn hierher, um mich kennen zu lernen. Wie befangen muß mich Das machen, wenn ich besonders bedenke, daß

es dem Professor vielleicht gar nicht einmal sehr darum zu thun ist, mich zu kennen, und daß er nur Anton zu Liebe mitkommt. Da haben wir wieder den Anton, der stets lieber fremde Angelegenheiten, als seine Berufsgeschäfte besorgt, und Alles machen will, was unter Umständen nur werden kann! Denn er sagt ausdrücklich, daß der Professor eine Frau sucht."

„Wie ungerecht bist Du nicht gegen den guten Bruder!" schalt die Mutter. „Soll der brave Anton nicht die Zukunft seiner Geschwister bedenken? Er wird gewiß überlegt haben, was Dir und dem Professor —. Und wäre so ein berühmter Künstler und wohlstehender Professor nicht eine wünschenswerthe Partie für Dich, Theresia?"

„Ich erinnere mich auch gar nicht mehr, was ich dem Bruder Alles geschrieben habe. Wie falsch kann mich der Professor aus dem Geschreibsel auffassen!" sagte Theresia nachdenklich.

„Nun, Das wird sich machen!" lächelte die Mutter. „Es ist mir einstweilen lieb, daß Dir doch daran gelegen ist, dem Professor nicht zu mißfallen."

„O ich bitte Dich, beste Mutter!" rief Therese mit Erröthen. „Bei Gott, er soll sich geirrt haben, Mutter, wenn er glaubt, die Theresia Stadler stehe dort auf dem Rücker'ser Gänsemarkt mit offenen Armen für den ersten besten Maler mit dem Titel Professor und mit

dem Barte des Vandyk! Ich will ihm meine Liebenswürdigkeit als Räthsel aufgeben, und lieber auch keine Handschuhe anziehen, damit er sich voraussagen kann, was ein Künstler an einer Person vom Lande hat, wenn sie auch keine Wirthstochter, wie in jener Dorfgeschichte, ist, sondern eine andere Gans als jene, die Professorin heißen will und kann sich ihrem Manne zulieb nicht einmal an Handschuhe gewöhnen."

Die Mutter, indem sie sich diese verdrießliche Ereiferung der Tochter auf's Beste auslegte, lachte laut und herzlich. „Was Du da nicht Alles durcheinander schwatzest, liebes Kind!" sagte sie. „Beruhige Dich! Du bist keine Wirthstochter, sondern kannst Dich in jeder Bildergalerie vor Fürsten und Künstlern hören und sehen lassen. Wart' es ruhig ab, und benimm Dich gegen den Professor unbefangen in dem schönen Glauben, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden. Wären wir nicht in diesen Waldwinkel der Welt verschlagen, sondern trieben noch auf den Wogen der Gesellschaft, im Ab- und Zufluß werbender Herzen: so könnten wir die Schickungen des Himmels auf andern Wegen abwarten. Verkenne daher die gute Absicht unseres Anton nicht! — — Uebrigens wäre mir eine solche Fügung noch zu anderm Zwecke erwünscht. Die Geschichte mit dem Alois macht mir doch mehr und mehr Sorge; da könnte die Erscheinung des Professors und — den Fall vorausgesetzt — seine Be-

werbung um Deine Hand nicht ohne Eindruck auf das sonst so richtige Herz meiner Hildegard bleiben. Ein Vergleich zwischen dem Schwager und dem Geliebten, zwischen dem geistreichen Künstler und dem Tölpel von Bauern müßte sich ihr aufdringen. Und wenn sie nur erst einmal irre an dem Burschen wird, — ich kenne das menschliche Herz! — dann könnte ihre Neigung mit einem Schlag umspringen."

Eben traten zwei Frauen aus dem Städtchen zum Besuch ein, und kündigten eine Fremde an, die mit einem kränklich aussehenden jungen Menschen zur Frau Direktorin verlangten.

„Gewiß Madame Elfenich!" rief Frau Elisabeth und eilte nach der Thür, die Wartenden zu empfangen.

Sie hatte es errathen, und empfing die Ankommenden auf's Artigste mit der Versicherung, wie sie schon jeden Tag den lieben Besuch erwartet habe.

Bei so wenig äußerer Aehnlichkeit, als beide Frauen mit einander hatten, fanden sie sich doch durch gebildeten Ton und leichtes Benehmen sehr schnell im Gleise guter Unterhaltung, und schienen selbst von einander angezogen. Wirklich waren auch beide von Natur, wenn auch aus verschiedenem Naturel, ohne alles rückhaltige Wesen.

Frau Stadler war eine schlanke, edle Gestalt, etwas blassen, mildfreundlichen Aussehens, ruhig sprechend, anständig sich bewegend.

Die Frankfurterin, kleiner, korpulenter, ja stark in allen Formen und von hoher Gesichtsfarbe, stellte sich mit einnehmendem Blick und sehr lebhaft in Reden und Bewegungen dar, beides aber innerhalb der Grenzen guter Gesellschaft. Ihr Anzug, ihre ganze Ausstaffirung verrieth eine reiche Frau im neuesten Geschmack.

Die Anwesenden wurden vorgestellt. Auch Hildegard erschien und machte einen lebhaften Eindruck auf die Dame, ja selbst auf den stillen, leidenden jungen Menschen, ihren Sohn. Man setzte sich zum Thee; die Reisende erzählte von ihrer Fahrt, und rühmte die reizende Lage des Ortes.

Sobald es sich schickte, nahm Frau Stadler die Fremde mit sich, ihr die Einrichtung des Hauses und die für den jungen Herrn bereits vorbereitete Wohnung zu zeigen.

3.

Das Haus, zu ländlichen Zwecken für eine nicht gerade bäuerliche Familie in zwei Stockwerken ausgeführt, war von der letzten Besitzerin in gutem Stand erhalten worden. Für eine Familie mit Gesinde bequem genug wäre es doch zur Aufnahme von Mitbewohnern nicht zureichend gewesen, hätte nicht ein früherer Eigenthümer, der gern Besuche erhielt, die dicht anstoßenden Ruinen einer ehemaligen Kemnate benutzt, um oberhalb der darin für die Oekonomie schon eingerichteten Behälter einige Zimmer herzustellen und mittelst einer Gallerie in Verbindung mit dem Wohnhause zu setzen.

Diese Gallerie, hell und mit Rankengewächsen ausgeschmückt, leitete zu den bequemen und eleganteren Räumen des neuen Baues, aus deren Fenstern man einen anmuthigen Ausblick das Wiesenthal entlang und nach den Bergzügen zu beiden Seiten desselben hatte. Auch der Hausgarten war ostwärts an der ehemaligen Ruine hin

erweitert und auf Terrassen der nahen Waldhöhe entgegengeführt.

Frau Elfenich fand sich von einer so stillen, heitern und gesunden Unterkunft für ihren Sohn, in einem Zimmer mit Kabinet auf der Morgenseite, über Erwarten befriedigt. Und da sie daranstoßend nach der andern Seite hin noch ein paar Zimmer ganz eingerichtet besah, fragte sie in ihrer Lebhaftigkeit, ob sie hier nicht einige Zeit mit ihrem Sohne zusammen wohnen könnte. Sie habe ohnehin die Absicht gehabt, in einem Wirthshause abzuwarten, wie sich ihr Paul in die neue Lage und Ordnung seines Lebens unter ärztlicher Behandlung finden werde.

Für die Hausfrau konnte die Verwendung der mit einigem Aufwand eingerichteten Zimmer neben dem Zuwachs heitrer Geselligkeit nur erwünscht sein, — vorausgesetzt, wie sie meinte, daß Madame Elfenich für das ländliche Leben des Hauses nicht zu verwöhnt sei. Doch gerade auf den Genuß einer stillen, einfachen Zurückgezogenheit von der Unruhe, von Staub und Hitze der Stadt freute sich die Frankfurterin, und so war die Uebereinkunft zu beider Frauen Zufriedenheit alsbald geschlossen. Gleich morgen nach der Berathung mit dem Arzt im Städtchen sollte der Ueberzug ausgeführt werden.

Madame Elfenich ließ sich im „Salon" noch halten, bis beide Frauen und Theresia ebenfalls nach der Stadt zurückkehrten.

Unterwegs brachte Theresia die Rede auf ihren Bruder, um des Malers Steinbrück zu denken, der mit ihm käme. Sie hoffte von der Frankfurterin etwas Näheres über die Persönlichkeit dieses ihr jetzt so bedeutenden Mannes zu hören. Wirklich kannte ihn Frau Elfenich. — „Professor Steinbrück kommt?“ rief sie vergnügt. „Ach wie freut mich das! Und Sie kennen ihn noch nicht? O Sie werden einen lieben Mann an ihm finden. Ich sage einen ‚lieben‘, nicht blos ‚liebenswürdigen‘: weil dieser weltläufige Ausdruck für äußerliche, oft auf den Schein gestellte angenehme Manieren eines Menschen zu gewöhnlich geworden, — ich möchte sagen, verbraucht ist. Aber Steinbrück ist ein so gediegener und vortrefflicher Mann, als tüchtiger Maler. Nun, als beides, setzte sie mit schalkhaftem Lächeln hinzu, wird er hier seine Rechnung finden.“

Sie dachte dabei an Hildegard, diese so reizende Mädchenschönheit für einen Maler; Theresia aber, mit des Bruders Absicht im Herzen, bezog es auf sich, und versetzte rasch mit einer feinen Ausflucht:

„So? Ist er Landschaftsmaler?“

„Das weniger,“ sagte Frau Elfenich; „seine Stärke liegt im Genre; doch ist er auch sehr für das Portrait gesucht, und hat ein glückliches Talent, beides oft sehr sinnreich zu verbinden. So besitzt eine meiner Freundinnen ein allerliebstes Bild von ihm, ihre beiden Töchter

vorstellend, und es ist ihm gelungen, beide nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung sprechend zu treffen, sondern auch, in eigenthümlicher Auffassung, nach ihrem innerlichen Wesen scharf zu bezeichnen. Die ältere Schwester, die sich für sehr gebildet weiß, ruht elegant angezogen in einem Sessel und liest einem jungen Vetter, der zwischen beiden Schwestern sitzt, aus einem Buche mit Goldschnitt vor, indeß die jüngere, ihrer größeren Schönheit unbewußt, im zierlichen Hauskleid auf einem niedern Stuhle sitzend Zuckerschoten in einen niedlichen Korb auskernt. Ist es nicht ein genialer Gedanke, die Blätter eines Buches und Erbsenschoten — vorgeles'ne Gedanken und ausgeläufelte Zuckererbsen gegen einander zu stellen? Der junge Vetter, mit halbem Ohr nach den Lippen der Leserin, ruht mit innigem Blick auf den Fingern der Schwester; um seinen Mund schwebt die bängliche Frage, ob er bei mehr Annäherung — die Zuckererbsen oder den Korb bekäme. Seine innere Entschiedenheit ist nicht zu verkennen, und wie denn der Künstler, der Dichter leicht zum Propheten wird: so kam es wirklich nach der Auffassung des Malers: der Vetter, für den die ältere Schwester bestimmt war, warb und erhielt die jüngere."

Theresia fand nichts zu erwiedern. Sie wandelte nachdenklich eine Strecke Wegs. Nicht der Sinn des Bildes beschäftigte sie, aber sie faßte eine heimliche Scheu gegen eine Frau, die so fein und schalkhaft beobachte und in

deren Nähe sie den Maler mit seiner Absicht empfangen sollte. Sie bestärkte sich jetzt noch mehr in ihrem Vorsatze, um alles in der Welt keine Blöße zu geben und durch eine, wenn auch nur gewöhnliche Freundlichkeit den Schein auf sich zu ziehen, daß sie seiner Bewerbung entgegen komme.

Mit so zufriedenem Stolze verabschiedete sie sich am Gasthofe von Madame Elfenich und betrat ihre Wohnung.

Am andern Morgen, während Frau Elfenich den Arzt zur Berathung wegen ihres Sohnes erwartete, erkundigte sie sich bei der Gasthalterin in freundlicher Weise nach der Familie, bei der sie einzuziehen vorhatte.

Die Posthalterin, eine gescheite und sehr gesprächige Frau, die statt ihres dem Trunke sehr ergebenen Mannes überall thätig waltete, stammte aus einem Wirthshause der Provinzialhauptstadt und kannte die Familie Stadler sehr genau. Der Vater des verstorbenen Direktors, ein früher sehr reicher Seidenfabrikant, war durch großes Leben und Spiel bei leichtsinniger Führung seiner Geschäfte so herunter gekommen, daß er nach verkauften Wagen und Pferden zu Fuße sich auf das Land zurückgezogen hatte. Von seinen Kindern, die sich durch Schönheit und gute geistige Begabung hervorthaten, waren die Töchter alle nach der Seite einer vortrefflichen Mutter tüchtig und thätig ausgefallen, die Söhne aber hatten mehr oder weniger von den gefährlichen Neigungen des Vaters über-

kommen, — am entschiedensten der älteste, der noch unter dem Namen Onkel Anton irgendwo lebte, und durch zersplitternde Vielgeschäftigkeit, Eitelkeit auf seine Person und seinen Verstand, durch phantastische Unternehmungen und Jagen nach Politik, bei sonst ganz mäßiger und geordneter Lebensweise, sein gutes Handelsgeschäft zu Grunde gerichtet hatte. Das Haltbarste war noch dem zweiten Sohne, dem Philologen und Schulmanne, gelungen; obschon auch er bei dem ererbten Hang auf großem Fuße zu leben und seine Person in's Licht zu setzen nichts für seine Familie vor sich gebracht hatte. Diese lebte nun hier in der Zurückgezogenheit mit zwei liebenswürdigen Töchtern und zwei Söhnen, von denen der ältere, als Reisender für ein großes Geschäft, weniger dem Vater, als seinem Oheim und Pathen, dem sogenannten Onkel Anton glich, der jüngere aber früh zur ländlichen Arbeit gewöhnt und in Arbeit erwachsen darin tüchtig war, und nur durch manche Wunderlichkeit in seiner Lebensweise und in seinem Geschmack an die Familienfehler erinnerte. Von diesen Sonderbarkeiten erzählte die gefällige Wirthin einzelne Züge, die seltsam und doch unverfänglich genug waren, so daß die heitere Frankfurterin sich lachend daran ergötzen konnte, bis die Unterhaltung der Wirthin durch den eintretenden Arzt unterbrochen wurde.

Nach der Berathung mit dem Doktor traf Frau Elsenich Anstalt, mit Sack und Pack nach dem Dörfchen

überzuziehen. Dies geschah gegen Mittag, als eben die beiden Geschwister des Hauses in ihrer halbbäuerlichen Werktagskleidung mit Rechen auf der Schulter vom Heumachen zurückkehrten. Wie entzückte sich die heitere Frau an Hildegard's Aussehen! Der bäuerliche Anzug war nach eignem Geschmack etwas idealisirt, kurz und knapp anliegend, dazu das glänzend blauschwarze Haar etwas losgegangen unter dem breiten Strohhut, den eine grüne Bandschleife und ein Strauß blauer Kornblumen schmückte; das Gesicht glühte, das Auge glänzte von der Arbeit, und die kleinen Füße traten so leicht als fest auf.

Frau Elfenich konnte sich nicht enthalten, das Mädchen herzlich zu umarmen. Dann begab sie sich in die Wohnung, ihre Sachen mit Hülfe ihrer Dienerin auszupacken. Hildegard ließ durchaus keine Müdigkeit auf sich kommen, dabei zu helfen. Auch die Mutter, die heut einen bessern Tisch besorgte, ging ab und zu.

Frau Elfenich, von der ungewohnten Beschäftigung leicht ermüdet, nahm einen Sessel und erzählte von ihrer Berathung mit dem Arzte.

„Was ist das für ein eingehender und einnehmender Mann!“ sagte sie. „Er hat mir den Zustand meines armen Sohnes klarer gemacht, als mein Hausarzt — der freilich bei seiner großen Praxis sich auf solch Explikationen nicht einzulassen pflegt. Er hält den Zustand meines Paul für ein bloßes Seelenleiden, für Melancholie.

Ich habe Ihnen von der Sache noch nichts Näheres mitgetheilt, liebe Frau Stadler: hören Sie daher, wie es gekommen ist. — — Nein, bleiben Sie, Hildegard, Sie dürfen es auch hören, ja es ist sogar nöthig, denn ich rechne besonders auf Ihren Beistand in seiner Pflege und Behandlung. — — Ich fand mich vor zwei Jahren durch den Tod einer verwitweten Schwester veranlaßt, ihr Töchterchen zu mir zu nehmen und sah es gleichsam als eine verspätete Schwester für meinen Sohn an. Auch bildete sich sehr bald eine recht geschwisterliche Innigkeit zwischen beiden, in die sich aber, gerade in der so bedenklichen Entwicklungszeit, eine Regung von Liebe gemischt zu haben scheint. Da zog sich meine Thekla vorigen Herbst, bei Gelegenheit einer Landpartie, die sie schon etwas unwohl und nur meinem Sohne zulieb mitmachte, eine starke Verkältung zu, die nach langem Umherziehen, unter Ungunst des Winters sich auf ihre zarte Brust warf, und gegen das Frühjahr das liebe Kind in heftigen Fiebern hinraffte. Paul war untröstlich, da er sich die Schuld ihres Todes beimaß, und versank nach und nach in diesen Zustand willenloser Unthätigkeit und Hinbrütens. Die Abschiedsworte der in gesteigerter Seelenstimmung hingeschiednen Schwestergeliebten: ‚Vergiß mein nicht, Paul, und vergiß nicht meines Kanarienvögelchens!‘ waren ein Vermächtniß, das er in sein tiefstes Herz nahm. — So lang nun der Vogel lebte, fand mein Sohn

noch etwas außer sich, was ihn mit der Vergangenheit beschäftigte; seitdem aber auch das arme Thierchen, vielleicht an allzutreuer Pflege, verendete, ist er ganz in sich versunken; alle Gedanken und Empfindungen, die er haben mag und nicht ausspricht, verzehren sich an dem lodernden Abschiedsworte: ‚Vergiß mein nicht, geliebter Paul!‘ — — Der Arzt hat mir solchen Zustand genau erklärt, und behauptet, Melancholien der Art dauerten oft mehr oder weniger lang und vergingen oft von selbst, ja man nehme an, sie schützten während der Dauer vor andern Uebeln, vor Gicht und epidemischen Krankheiten; er rathe jedoch, solches nicht abzuwarten, sondern den Weg der Heilung zu versuchen, damit das Seelenleiden am Ende nicht auf körperliche Organe wirke, und eine materielle Unterlage erhalte, wodurch es unheilbar werden, oder — Wahnsinn, Hirn- oder Herzwassersucht herbeiführen könnte.“

„Aber, um des Himmels willen!“ rief Frau Elisabeth, „wie kann Ihnen der unbedachte — der superkluge Mann so was sagen?“

„Ich hab's von ihm gefodert, beste Frau Direktor!“ erwiederte sie. „Ich mußte wissen, was es mit der Krankheit ist und was daraus werden kann. Der Doktor hat mich auch in dieser Entschlossenheit richtig erkannt; ich bin keine Freundin von Selbsttäuschung. Eine Mutter, die keinen Mann mehr hat, muß für die Kinder

des Vaters Rolle mit übernehmen. Ich verlange den entferntesten Ausgang eines Uebels oder eines Unglücks in's Auge zu fassen, mich dann rechts und links umzusehen und mir einstweilen den Muth zu bilden, mit dem ich mich im äußersten Falle rüsten muß. Wir Frauen verwöhnen uns nur allzu gern, und suchen uns mit lieblichen Vorspiegelungen zu täuschen, bis das Uebel uns von hinten überrascht und niederschmettert. Wissen Sie nicht, daß man selbst einen Tiger mit festem Blicke bannen und sich ihm entziehen kann? Die zu befürchtenden Folgen der Krankheit meines Sohnes liegen noch außerhalb, und Sie, meine Freundin, sollen mir beistehen, sie entfernt zu halten und ihnen zu entgehen. Der Arzt wird nach Tische herüberkommen und uns gemeinschaftlich seine Vorschriften zur Verköstigung und Beschäftigung Paul's ertheilen. Und Sie, liebe Hildegard, nicht wahr, Sie nehmen sich insbesondere der Beschäftigung meines Kranken an? Ich habe schon gestern bemerkt, wie er bei Ihrem Erscheinen ein ungewöhnliches Aufmerken verrieth."

„Gewiß, Madame Elfenich!" betheuerte Hildegard. „Und Sie sollen's erleben, wir bringen ihn zurecht. Ich weiß nun schon, wie's anzufassen ist. O ich habe auch schon — — meine melancholischen Stündchen gehabt. Zuerst, sehen Sie, schaffe ich einen Kanarienvogel herbei. Der Aktuar, dessen Frau Sie gestern Abend hier kennen

gelernt, hegt eine ganze Hecke, und er muß den lustigsten Schreihals hergeben. In unserer Bodenkammer steht ein hübscher Käfig für den schwefelgelben Sänger. Sodann kommt da droben ein Bach aus dem Wald, an welchem die fettesten Vergißmeinnicht wachsen. Dort nehme ich Paul mit hin, wir pflücken die Menge und machen Kränze, Pyramiden und alles aus feucht gehaltnen Vergißmeinnicht. Paul muß so viel Vergißmeinnicht vor die Augen bekommen, bis das Sterbeblümchen in seinen Gedanken abgewelkt ist. Und dann pflanzen wir Monatrosen stiller, wechselnder Freuden hinein."

Frau Elfenich, die mit ihrem resoluten Sinn doch auch wieder leicht zu rühren war, zog Hildegarden an ihre Brust, indem sie mit Thränen ausrief:

„O mein Engel, ja Du verstehst es, und eine schöne, sinnige Seele wohnt in dieser glücklichen Bildung. Wie richtig hab' ich's doch bei euch getroffen!"

Mit diesen Worten umarmte sie auch die Mutter Elisabeth, die mit ihrer sanften Anmuth versetzte:

„An uns soll's nicht fehlen; gebe Gott seinen Segen dazu!"

Hildegard ging nun, Paul aus dem Garten in seine neu eingerichtete Wohnung abzuholen. Kaum hatte sie die Stubenthür hinter sich, als Frau Elfenich in ein herzliches Lob des so sinnigen als schönen Mädchens ausbrach. Die Mutter, nicht ohne Schwäche für ihre

Kinder, jedoch gewohnt, so unbedingtes Lob der Schicklichkeit halber etwas zu mäßigen, erwiederte mit einiger Befangenheit:

„Ich darf mich allerdings meiner Kinder freuen, und doch, liebe Frau Elfenich, ist es gerade diese — jüngste, nicht geringste, oder wie mein seliger Mann mit König Lear's englischen Worten sagte — diese last not least, ja gerade Die ist es, die mir jetzt gar viel Kummer macht. Es kann Ihnen leider! in unserm Hause kein Geheimniß bleiben, daß Hildegard ohne meine Zustimmung, wiewohl unter Begünstigung meines Sohnes Georg, der Bewerbung eines hiesigen Bauernsohnes Gehör schenkt und ihm gegen alle meine Vorstellungen zugethan bleibt. Gegen die Rechtschaffenheit dieses auch nicht gerade vermögenlosen Menschen kann ich allerdings nichts einwenden, und er ist meines Sohnes Freund von Georg's bäuerlicher Seite: würde denn aber eine solche Heirath meine Tochter nicht in einen Lebenskreis hinabziehen, für den sie von Natur und Herkommen nicht bestimmt ist? Wir haben uns durch den frühen Tod meines Mannes in diese Verborgenheit zurückziehen müssen; ich dachte aber, ein Pomeranzenbaum verliert seine Natur nicht, wenn er unter Umständen in einen schlechteren Kübel gesetzt wird. Und so habe ich immer gehofft, daß wir uns wieder in eine entsprechendere Lage erheben würden, sobald meine Kinder, die alle so viel-

fach begabt sind, erst einmal auf eignen Füßen ständen, und jedes da oder dort im Leben nach seinen Kräften auch seine Ansprüche an die Welt geltend machen könnte. Meine beiden ältesten sind denn auch so weit gebracht; der Georg möchte allenfalls Landwirth bleiben, wie er es eben ist; denn er besitzt neben der Vorliebe für solchen Beruf doch auch Sinn und Trieb seine Werk- und Wochentage mit einem Sonntag höheren Interesses zu krönen. Er wahrt also zwischen unserer frühern und jetzigen Lage einen würdigen Mittelstand. Eine Tochter aber kann sich nicht so, wie ein Mann, auf der Grenzscheide zwischen Bildung und Feldbau halten, sondern sie folgt mit Leib und Seele dem Zustande des Mannes, den sie heirathet. Noch besitzt sie, wie mein Georg, die Leichtigkeit der Jugend sich aus dem Neste der Ackerfurche zu erheben, und in freier, sonniger Luft ihr Gefieder zu putzen und aus sorgloser Seele zu jubiliren. Aber mit einer Heirath und mit der Brut im Neste würde sie heruntergebracht und mit ihrer Schönheit und schönen Begabung verkommen. Nicht wahr? Ich erzähle Ihnen ein andermal, wie sich diese sonderbare Neigung nach und nach gemacht hat. Ich muß dieselbe auch noch mit Glimpf behandeln, damit sie sich nicht durch Trotz versteife und mit einem übereilten Streich geltend mache. Aber Sie rathen mir wohl und suchen auf mein Kind zu wirken, nicht wahr? Es ist eine große Zumuthung,

liebe Madame Elfenich: aber — sind wir nicht beide leidende, bekümmerte Mütter? Und mein Herz sagt mir, Sie werden hier Ihren genesenden Sohn wieder gewinnen, -- helfen Sie mir dafür einen unerwünschten Schwiegersohn verlieren!"

Beide Frauen umarmten sich lächelnd und bewegt, und schlossen Freundschaft so früh und schnell, — gewiß aber im Gefühl, daß es im Seelenleben, wie in der Natur, günstige Sonnenblicke gibt, Freundschaften und Früchte zu zeitigen.

4.

Zu den Beobachtungen, für welche Frau Elfenich mit weltkundigem Auge begabt war und zu denen es ihr in der so eigens zwielebigen Familie nicht fehlen konnte, gesellte sich nun aus jener Vertraulichkeit einer besorgten Mutter die innigste Theilnahme, die den Wahrnehmungen an den guten Menschen um sie her die Schärfe des Lächerlichen benahm, während sie denselben doch eine gewisse Heiterkeit ließ.

Zunächst ergötzte sich die muntre Frau an Georg, indem sie ihn von nah' oder fern in seinen täglichen Wandlungen vom Bauer zum Gentleman und umgekehrt beobachtete. Haar und Backenbart wurden immer sorgfältig gepflegt, und nahmen sich hübsch aus, wie er denn selbst kein unwürdiges Mitglied einer so schönen Familie erschien. So schlau er war und sich von Niemanden eine Neckerei gefallen ließ, gelang es der heitern Frau doch, ihn treuherzig zu machen und sein

Vertrauen zu gewinnen; so daß er sogar mit manchen seiner kleinen Schwächen gegen sie nicht zurückhielt und dies und jenes von seinen Pfiffigkeiten merken ließ, — wie er z. B. selbst den Seinigen die Kaffemilch knapp und nicht unabgeschöpft zumaß, weil er etwas darauf hielt viel und gute Butter an die umherziehenden Händler abzusetzen.

Und dies nicht etwa um blos Geld zu machen und Kapitälchen zu sammeln: nein, der Oekonom sollte dadurch nur vor allem dem Gentleman zinspflichtig gemacht und in den Stand gesetzt werden, den Aufwand von feinem Wein, von Thee, Chokolade, Cigarren und Gewürzen für Ehrengäste, die Georg zuweilen gern um sich sah, zu bestreiten. Auf diese vornehme Seite seiner Landwirthschaft that er sich etwas zu gut. So fand Frau Elfenich immer echten Zimmet, wenn er an heißen Nachmittagen zu Dickmilch einlud. Er hörte gern den wohlriechenden Tabak, die feine Cigarre loben, wenn er im Beisein von Damen rauchte. Auch kostete ihn die Abendbewirthung seiner Freunde oder Clienten das Jahr hindurch einen gewissen Betrag.

Beim Heumachen, Mistaufladen und dergleichen hantirte er wie der unverdrossenste Oberknecht, und kam in keine Verlegenheit, wenn ihn auch eine Dame, wie Madame Elfenich, bei solcher Arbeit antraf. Nur grüßte er nicht in solcher unwürdigen Gestalt, und war darin,

wie er zu sagen pflegte, für keine Person, sondern für eine Sache da. Dafür aber hätte kein deutscher Fürst mit stolzerer Miene sein Garderegiment defiliren lassen, als Georg am Sonntag-Morgen in seiner Quasten-mütze, ein gelbseidenes Schnupftuch in der linken Brust-tasche, auf die Haustreppe hervortrat, sich gegen die Umstehenden verneigte, und seinen beiden Lieblingskühen, einer schwarzen und einer kastaniënbraunen, während sie feierlich vorübergeführt wurden, aus langer Pfeife gnä-dige Rauchwolken entgegen blies.

Diesen absonderlichen Menschen suchte Frau Elfenich auch aus der Absicht auf, durch ihn seinem Freund Alois näher zu kommen. Dieser Bursche konnte ihr schon durch sein freies, gefälliges Wesen und die frische Art sich auszudrücken ganz gut gefallen, und sie begriff, daß ein junges Mädchen von Phantasie und empfänglichem Sinn sich von der aufmerksamen Beflissenheit desselben gerade an einem so versteckten Wohnorte mochte einneh-men lassen. Ihrem eindringenden Blick entging es aber nicht, daß es mit dem richtigen Gefühl und vielleicht auch mit der rechtschaffenen Gesinnung des Liebhabers etwas bedenklich aussah. Mit einer oft auch unter rohen Völkern sehr verbreiteten Naturgabe der Nachahmung hatte er, wie es schien, im Umgang mit der gebildeten Familie um der Geliebten willen sich manches abgemerkt und angewöhnt. Es kam wohl zuweilen eine Redensart

in unrichtigem Sinn oder eine Höflichkeit am unrechten Platze zum Vorschein und erregte ein Lächeln; doch konnte man sich bei alledem der ernsten Betrachtung nicht erwehren, wie es zu dem Mißgeschick der auf das Bauernthum herabgekommenen Familie gehöre, daß mit den Abfällen ihrer Bildung ein Sohn des Bauernstandes sich auszustaffiren suchte, um sich zu einer liebenswürdigen Tochter des Hauses aufzuschwingen.

Doch bei näherem Betracht fand unsere verständige Frankfurterin gerade in dieser eigenthümlichen Verknüpfung das Fadenende zur Lösung derselben. Es schien ihr alles darauf anzukommen, daß Hildegard vor etwaiger Uebereilung gehütet, und in die Lage versetzt werde, mit recht gebildeten jungen Männern umzugehen, um über ihre thörichte Neigung klar zu werden. Sie hätte gewünscht, das hübsche Mädchen auf einige Zeit mit sich nach Frankfurt zu nehmen; es konnte aber jetzt weder in der Oekonomie abkommen, noch hätte sie es bei ihrem Paul entbehren mögen.

Denn schon nach wenigen Tagen ließ der gute Einfluß sich bemerken, den Hildegard durch ihre sinnige Behandlung des Kranken auf sein Gemüth ausübte. Ein Kanarienvogel schlug lustig im Fenster des Zimmers; ein Vergißmeinnichtkranz lag immer frisch auf feuchtgehaltenem Teller. Im Garten war ein Beet für Paul zum Bepflanzen angewiesen; er half im Wald Orchideen

und seltne Blumen suchen, und wurde mit herangezogen, wenn Hildegard Kohl und Rüben pflanzte, oder Möhren, Pastinaken und Petersilienwurzeln jätete, den Bohnen Stangen, den Zuckererbsen Reisig steckte. Mit geschickter Hand ließ sie auch manchmal ein kleines Unglück geschehen, z. B. einen Blumentopf fallen, um den träumerischen Paul auf einmal zu erschrecken, zu beunruhigen und besorgt um etwas zu machen.

Frau Elfenich hatte ihre Lisette, die sich nicht recht in diese häuslichen Verhältnisse finden wollte, nach Frankfurt zurückgeschickt, und anderweit ersetzt.

Ein Mädchen aus dem Dorfe, Peternellchen, ein gewandtes, plauderndes Ding von 12 bis 13 Jahren, war herangezogen und sauber gekleidet worden, um Paul zur Begleitung und als Führerin zu dienen, so oft Hildegard von ländlichen Geschäften in Anspruch genommen war. Es kam der Mutter bald zum Erstaunen vor, wie diese beiden freundlichen Wesen den willenlosen Sohn anzuregen wußten, wie er ihnen gehorchte, und wie sie ihn wieder zu einer Wahl, zu einem Widerspruch antrieben, wozu es ihm seither an allem Willen gefehlt hatte.

Dieser einförmige Gang der häuslichen Dinge, als er eben der bei aller Zufriedenheit doch an das Dorfleben nicht gewöhnten Frau etwas langweilig zu werden

drohte, ward für sie sehr erfreulich durch die Ankunft des Professors Steinbrück mit dem ältern Sohne des Hauses unterbrochen.

Beide langten eines Nachmittags mit der Diligence im Städtchen an, und Anton eilte sofort mit dem Maler von der Post zur nahen Wohnung Theresens. Sie überraschten sie beide bei der Toilette halb angekleidet; denn der Bruder in seinem rücksichtlosen Ungestüm hatte sich von dem aufwartenden Dienstmädchen nicht abhalten lassen in's Zimmer vorzudringen. Theresia, in's Kabinett entflohen, unterhandelte in etwas unwilligem Ton um das Fortgehen des Bruders. Steinbrück bat um Verzeihung und entfernte sich; Anton aber foderte die Zusage der Schwester, ihnen sogleich hinüber zur Mutter nachzukommen. Theresia jedoch, zu einem großen Kaffe in den Garten des Amtmanns geladen, wies ihn ab, froh einen Trumpf für seine Unart und einen ersten Anlaß zu haben, dem Maler zu zeigen, daß sie ihm nicht gleich nachgelaufen komme.

Anton eilte fort, aber nicht lang, so kam er wieder, ihr zu melden, er habe sie bei Amtmann's entschuldigt und erwarte sie bei der Mutter. Sie gab ihm keine Antwort, vollendete ihren Putz und begab sich nach dem Garten, wo sie lachend des Bruders Unart schalt und entschuldigte. — „Er hat den Professor Steinbrück mitgebracht," sagte sie, „den berühmten Genre- und Portrait-

maler; der findet ja aber Unterhaltung genug bei der Mutter auch ohne mich."

Sie ahnte nicht, wie Recht sie mit der letzten Behauptung hatte. Denn so unangenehm dem Professor jener Auftritt bei Theresia gewesen, die er allerdings zu sehen gewünscht hatte, so fand er sich doch durch die unerwartete Anwesenheit der Frau Elfenich entschädigt, und die überraschende Erscheinung Hildegard's ließ ihn alles vergessen.

Anton aber konnte in der ungestümen Weise, womit er seine Angelegenheiten durchzusetzen pflegte, auch seines Mißmuths kein Ende finden, wenn ihm etwas nicht nach Willen ging. Den ganzen Abend erinnerte er daran, daß Theresia ausblieb, und schalt auf ihr Betragen, unüberlegt, ob er nicht der Schwester und seinen Absichten mit ihr beim Professor schade.

Hildegard in ihrem knappen halb ländlichen Anzuge hätte schon dadurch, neben dem unnatürlichen Aufputze der Mode, worin die zugleich etwas starke Dame erschien, des Malers Auge gewinnen müssen, hätte er sich auch nicht im Stillen zu bekennen gehabt, daß er einer so mustergiltigen Mädchenschönheit lange nicht begegnet sei.

Dazu kam, daß Hildegard, von der Mutter über die Absichten des Professors in Betreff der Schwester in's Vertrauen gezogen, sich desto unbefangener gegen ihn benahm, und so sich ohne alle Absicht in ihrer ganzen

innern Liebenswürdigkeit zeigte. Für den gebildeten Künstler entsprang ein ganz neuer Reiz aus dem Kontrast einer so schönen gemüthlichen Begabung mit dem bäuerlichen Anzug und Betrieb; er mußte immer wieder an die Rose denken, die eine Fülle der zarten, duftigen Blätter mit Moos umkleidet.

Hinter der liebenswürdigen Fröhlichkeit Hildegardens steckte eine heimliche Berechnung, freilich — mit Mädchenziffern entworfen. Sie hoffte nämlich Theresia würde unter der Bewerbung eines so bedeutenden und anziehenden Mannes freundlicher auch gegen sie und ihren Alois gestimmt werden; so daß sie sich auch für das verwandte Glück einer Schwester interessiren möchte. Sie versprach sich dann an dem Maler selbst, wenn er sich erst für Theresia entschieden hätte, einen Fürsprecher bei der Mutter und dem Bruder Anton. Vor ihrer Phantasie lagen schon alle Berge abgetragen, alle Unebenheiten der Menschen und der Dinge ausgeglichen und ein, wenn auch verschieden geschmücktes Brautpaar zog nach der Klosterkirche, um den Segen vom Pater Lector zu empfangen oder wohl gar vom Quardian.

Andern Morgens, als die beiden Ankömmlinge mit den zwei Frauen zum Kaffe unterm Gartenzelte zusammen kamen, vermißte der Professor Hildegarden und erfuhr, sie sei schon in der Frühe mit dem Bruder Georg auf die Wiese hinaus, um das über Nacht gehäufelte Heu

unter dessen letztem Sonnentag auszubreiten, damit es gegen Abend eingefahren würde.

So war es auch, und Alois war mit auf der Wiese, wie denn beide Freunde auf ihren nachbarlichen Grundstücken alle Arbeiten gemeinsam verrichteten. Ihm und dem Bruder erzählte Hildegard unter dem Ausbreiten des Heues einen Traum der Nacht, dem sie die beste Auslegung gab. Der Traum war zur Hälfte eine Erfindung, womit das vergnügte Mädchen seine heimlichen Erwartungen einkleidete, weil es aus Zartgefühl für die Schwester nichts von den Absichten des Malers verrathen mochte, ehe solche sich selbst an den Tag gelegt hätten.

Bruder Georg achtete wenig auf ihre Traumerzählung, und da er mit seiner Reihe gehäufelten Heu's fertig war, wendete er sich einer andern entfernteren Reihe zu. Jetzt hob Alois halb laut eine Unterhaltung an, die ihm schon die ganze Zeit hinter seinem mürrischen Aussehen in Gedanken gelegen zu haben schien.

Es war ihm nämlich gestern Abend aus seinem lauschenden Versteck die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen nicht entgangen, das der eben angekommene Professor Hildegarden zugewendet, und womit er sich in der Unterhaltung ihr genähert hatte. Eifersüchtig, wie er ohnehin, vielleicht im Gefühl seines Abstandes von der Geliebten, war oder sich geberdete, weil er damit seine

leidenschaftliche Zuneigung darlegen wollte, hatte er schon oft Hildegarden gequält und ungeduldig gemacht. Diesmal aber, wo er ein richtiges Vorgefühl von den Empfindungen und Vorzügen des fremden Herrn haben mochte, äußerte er sich mit Vorwürfen in einer Weise, als ob er damit den unwillkommenen Nebenbuhler vernichten könnte.

Hildegard war ganz befremdet. Bei der hohen Meinung die sie von dem Professor hatte, und wie sie seine Absichten kannte, empfand sie lebhaft das Unrecht das ihm und ihr geschah. Aber sie ereiferte sich nicht, wie sie sonst wohl in ihrem Unwillen gethan, und wie es rohe Menschen am ehesten beschwichtigt: sie fühlte zum erstenmal einen gewissen Stolz gegen das unwürdige Betragen ihres Alois und halb abgewendet, mit großem, ernsten Blicke, sagte sie:

„Dort über dem Graben ist Deine Wiese; **dort** kannst Du Dich auslassen mit dem Rechen und mit Reden, wie Du willst, **hier** verbitte ich mir's. Du fängst früh an Dich neben unserm Gaste gut auszunehmen und angenehm zu machen. Wie kannst Du so von einem Manne reden, für dessen Werth Du keinen Verstand und keinen Begriff hast? Ich wollte ihm gefallen, meinst Du, — so plötzlich in der ersten Stunde, — nachdem ich Dir bisher zu gefallen gelebt habe, **Dir**? Du bist doch sonst von Dir eingenommen genug: warum denkst

Du nun, ich wüßt' es nicht zu schätzen, daß Du um meinetwillen Dein Haar in Locken brennst und aus meines Bruders Pomadetopf bestreichst? O ja, mit einem solchen Lockenkopf darf man schon ein Bengel sein. Warum fällt Dir nicht lieber ein, daß der Professor ein Mann für meine Schwester wäre, aber nicht für ein Bauernmädchen, wie ich bin? Genug! Nun geh', und wart's ab!"

Sie wendete sich zu gehen. Alois folgte ihr einige Schritte, indem er mit unterdrückter Wuth und drohender Faust sagte:

„Gut, ich wart's ab. Wenn's aber kommt, wie ich's kommen seh', so werd' ich Dich gar nicht mehr dran erinnern, daß wir im äußersten Fall nach Amerika gehen wollten, sondern ich — Wahrlich, Hildegard — Eins, oder ich thu' einem von uns beiden ein gewaltiges Leid an. Du sollst erleben, was der Alois Gutwein zu thun vermag!"

„Zu thun vermag?" lachte sie bitter. „O Du — Alois Gutwein! Berausche Dich nicht an Deinem Namen. Zu thun vermag — ist viel zu hochbeinig gesagt für uns Bauersleute. Bleib' Du bei dem, was Du thun kannst und — darfst."

Mit diesen Worten fegte sie ihm einen Rechen voll Heu über den Kopf, und wendete sich dem Bruder zu, der eben heran kam. Alois eilte ihr nach, den Kopf

von seiner Alongenperrücke befreiend; sie wendete sich, hielt ihm den Rechen entgegen, und rief mit gebieterischem Blicke: „Halt da! Nicht angerührt!“

„Nun, nun, was habt ihr denn?“ lachte herankommend Bruder Georg.

„Laß Dir's den Alois erzählen!“ antwortete sie, und ging, den Strohhut zurecht rückend, mit dem Rechen auf der Schulter dem Dorfwege zu, der nach Hause führte.

5.

Inzwischen waren beim Kaffee unter'm Gartenzelte Verabredungen für den Tag geschehen, und Frau Elisabeth nahm den reisenden Sohn mit sich auf ihre Stube, um Familiensachen mit ihm zu besprechen. Madame Elfenich und der Maler erhoben sich zu einem Spaziergange nach der nahen Waldhöhe, wohin ihr Paul schon mit Peternellchen auf neue Vergißmeinnicht voraus war.

Die heitere Frau, ohne Ahnung der Absicht des Professors auf die ihm von seinem Freunde so gerühmte ältere Schwester, hatte am gestrigen Abende sein Wohlgefallen an Hildegarden gar wohl bemerkt. Das Auge des Malers hätte auch keinen anziehenderen Gegenstand finden können. Da sie aber auch das suchende Herz des jungen Mannes kannte, und selbst für Hildegarden ganz eingenommen war, so schmeichelte sich leicht der Gedanke bei ihr ein: — Was das für ein allerliebstes Paar wäre!

Als Frau von Welt und Wohlwollen gehörte sie jedoch nicht zu den Weibern, die gern Ehen stiften: sie mußte sich aber gestehen, daß es für das in Selbsttäuschung befangene Mädchen eine glückliche Rettung und für die bekümmerte Mutter eine große Beruhigung wäre, wenn die beiden Leutchen sich zusammen fänden. Bei aller Scheu, etwas zu machen, was aus sich selbst werden muß, fühlte sie sich doch gestimmt, die Annäherung beider zu begünstigen, und sich damit dankbar für die Liebe zu erweisen, die das seelenvolle Mädchen so rührend an ihrem Paul bethätigte.

In dieser Stimmung zwischen Wunsch und Wagniß wandelte Frau Elfenich neben dem Professor, der seinerseits auch zerstreut in Gedanken an die beiden Schwestern war, von denen die eine ihm gefiel, ehe er die andere kannte, die ihm gefallen sollte. Die überlegende Freundin mußte, um ehrlich zu sein, den Maler vor allem mit der Herzenslage Hildegard's bekannt machen. Sie hielt es für das Beste, wenn er die Verirrung des lieben Mädchens sogleich als eine der Wunderlichkeiten auffaßte, an denen es hier im Hause nicht fehlte, und die sich aus den Wandlungen der Familie so leicht begreifen ließen. Nach einigen Mittheilungen darüber, sagte sie mit natürlicher und absichtlicher Heiterkeit:

„Die armen Landleute der Umgegend kleiden sich in einen aus Leinwand und Wolle gewebten Stoff, den sie

Beiderwand nennen. Auf ähnliche Weise, möchte ich sagen, hat unsere liebenswürdige Familie Stadler durch die Wandlung ihrer bürgerlichen Lage eine gemischte Lebensweise angenommen, in der, bildlich ausgedrückt, Seide und Wolle abwechselt. Indem diese lieben Menschen nämlich so manche Gewohnheit ihrer frühern gesellschaftlichen Verhältnisse unter ihrer bäuerlichen Beschäftigung nicht lassen wollen, und doch nicht alles, was ihnen aus diesen Arbeiten anhaften bleibt, gänzlich ablegen können, wenn sie ihre Wochentage abschütteln und sich in die Sonntagserinnerungen ihrer Vergangenheit umkleiden: so bildet sich dadurch in ihrem Thun und Lassen ein eigenthümliches Gemisch, das den Beobachter manchmal rührt, manchmal lächeln macht. Das ältere Geschwisterpaar, in jenen glücklichen Jahren des Elternhauses ziemlich herangewachsen, hat sich bereits aus dem Wirrsal des jetzigen Zustandes frei gemacht, und wendet mehr die Seidenfäden des Gewebes heraus, — die Schwester durch elegante Erscheinung als unterrichtete Lehrerin, der Bruder — wie ich sehe — durch weltläufige Manieren und sehr zuversichtliches Auftreten. Die beiden jüngern Geschwister wurden aber erst in der bäuerlichen Lage mündig, haften noch im Hause und tragen daher mehr von der Wolle der Gegenwart an sich, — Hildegard freilich apart gesponnen und zugeschnitten. Leider werden sie nicht ohne manche Kämpfe und Verirrung

in's Leben hinaus kommen. Der Bruder zwar scheint mit seinen Herzensangelegenheiten fertig zu sein, und sich den Siegeskranz aus Weizenähren und Kleeblumen zu flechten. Die Posthalterin droben in der Stadt hat mir seine zwei Liebesversuche erzählt. Hören Sie, des Spaßes halber! Aber setzen wir uns auf diesen Buchenstamm! Steigen und Sprechen ist für dicke Leute zu viel.

„Die erste Wahl unseres Georg galt der Tochter des Aktuars droben in der Stadt, einem hübschen, leidlichen Mädchen, wie ich es gefunden, als ich mich beim Vater für einen Kanarienvogel bedankte. Georg gefiel auch der lieblichen Amöne ganz gut, und sie hätte sich zur Madame Stadler gar gern entschlossen, nur wollte sie nicht zugleich auch die Bäuerin Stadler machen. Dazu war der Name Amöne und ihr Geschmack an purer Seide im Wege. Auch mußten die Händchen für das Piano geschont werden. Die diplomatischen Unterhandlungen über diesen Punkt zogen ihr zulieb immer engere Grenzen für ihre Betheiligung an der Landwirthschaft, — aus dem Feld in den Garten, aus dem Kuhstall in den Hühnerhof. Sie behielt sich aber auch dafür — die Freiheit ihrer Entschließung vor, wie der Vater auch an der preußischen Politik hing. Es kam zu keinem Abschluß, sondern lief in Verdruß aus, der doch seit Kurzem ausgeglichen ist.

„Nach einiger Zeit ließ Georg sich auf einer Kirch-

weihe ein recht wackeres Bauernmädchen gefallen. Susanne, wie sie hieß, hatte ihren ruhigen Tänzer im Walzer geführt und geschwenkt, daß es eine Art hatte, und Georg bedachte, was ein Paar solcher Arme in der Wirthschaft leisten könnten. Der Wollenstoff war also hier vom besten Gespinnst, und es mußte nun mit den Seidenfäden der Sonntagsfeier versucht werden. Die gute Frau Stadler nahm das Mädchen zum Einstudiren dieser Rolle in's Haus. Susanne mußte einigemal lange Kleider anlegen und darin agiren. Doch keine Vorstellung und kein Vormachen brachte die dralle Person darüber hinaus, daß sie nicht fortwährend sich selbst als ein Wunderthier betrachtet und belacht hätte. Auch war sie nicht dahin zu bringen, dicht an den Tisch zu rücken, und zu den Tassen griff sie, als ob's kleine Stalleimer wären, wobei sie nicht lassen konnte, wenn sie ausgetrunken hatte, die Obertasse umzustürzen. Wer ihr zugesehen, mit welcher Schwerfälligkeit sie ihre Kniee unter den Theetisch schob, der begriff den Zauber nicht, womit sie, die weiße Schürze zurückschlagend, sich auf ein Schemelchen unter die braune Kuh niederließ, und die schäumende Milch in den blanken Eimer strich. Von dieser Milch zur rechten Zeit den Rahm abzuschöpfen verstand sie prächtig; aber sie ließ durchaus keine Hoffnung, daß man sie selbst der Krême der ländlichen Honoratioren je vorsetzen könnte. Sie kehrte nach Hause zurück, und

Frau Stadler gewann die Ueberzeugung, daß es viel schwerer sei, im Leben mit guten Manieren aufzusteigen, als mit Anstand herabzukommen."

Der trockne Ton und schalkhafte Blick, womit die Frankfurterin erzählte, gaben ihrer Mittheilung die Würze des Komischen, und der Professor wollte sich ausschütten vor Lachen. Wie plötzlich aber änderte sich seine Miene, als die Erzählerin fortfuhr:

„Das ist die komische Seite, mein Freund. Viel ernster sieht es auf der andern aus. Was werden Sie dazu sagen, daß die liebenswürdige Hildegard ein Verhältniß mit einem Bauernsohne hat?"

Sie hatte mit Absicht, um den Eindruck zu prüfen, den die Sache auf den Maler machen würde, das unbestimmte Wort „Verhältniß" gebraucht. Nun beim Anblicke des Freundes, der verstummt und wie zu Boden geschmettert dastand, fuhr sie rasch fort:

„Aber, lieber Steinbrück, hören Sie: Hony soit qui mal y pense! Nehmen Sie mein Wort „Verhältniß" im leichtesten Sinn, im einfachsten, unschuldigsten! Hören Sie, wie's damit ist!"

Sie theilte ihm nun ehrlich mit, was sie durch die Mutter von dem Entstehen der Bekanntschaft Hildegard's mit Alois wußte, und was sie selbst davon hielt. — — „Ein junges Mädchen von so viel Phantasie und lebhafter Empfindung," sagte sie, — „wie leicht in solcher

ländlichen Abgeschlossenheit faßt es eine gewisse Vorliebe oder Gunst für einen jungen Menschen, der sich ihr dienend, ja dienstbar mit einer Art von Schwärmerei widmet. Es erinnert bei einem Mädchen von Hildegard's Herkunft und Schule an jene romantische Zeit, da eine Gebieterin ihre Huld einem wackern, treuen Knappen schenkt, — einem Fridolin. Zu solcher Rolle ist der Bursche nicht ohne alles Geschick; er weiß sich im Verkehr mit der Familie, nach ihrer Sprache und ihrem Benehmen, ein wenig zu modeln. Gewiß ist es von Hildegarden gegen einen untergeordneten Menschen, wenn auch ohne Ueberlegung, nicht anders gemeint, mag es ihr Knappe Alois auch in diesem Sinne nicht begreifen und es anders zu fassen suchen. Wenigstens scheint es ihm nicht an Selbstvertrauen zu fehlen. Warum auch sollte er sich nicht zu einem Mädchen, wie Hildegard, besonders an ihren bäuerlichen Werktagen, in allen Richtungen jugendlichen Verlangens hingezogen finden? Mehr, wie es scheint, haben dabei Mutter und Geschwister gefehlt, indem sie dem „Verhältniß", ehe sich, so zu sagen, die Konturen desselben erweiterten und verzogen, einen zu knappen Rahmen setzten, und es in einem bestimmten Sinne mit ihrem Widerspruche abgeschlossen. Jetzt sehen sie den Mißgriff auch ein, und suchen die Sache hinzuhalten, in der Hoffnung, daß Hildegard zur Einsicht über sich selbst kommen werde. Diese Einsicht

möchte ich aber auf kürzerem Wege herbeiführen, und dazu kommt mir der Professor Steinbrück wie gerufen. Mißverstehen Sie mich nicht! Ich denke mir nämlich, während Ihres hiesigen Aufenthalts könnte Hildegard zu einem Vergleich ihres Günstlings mit einem Manne von den Vorzügen des Professors Steinbrück, und dadurch zur Klarheit über Mann und Mann, Liebe und Liebe kommen, wenn Sie, mein geschätzter Freund, sich nur ein klein wenig mit ihr beschäftigen wollten. Ich weiß nicht — ob Ihnen damit nichts Unangenehmes zugemuthet ist?"

Indem sie ihn schelmisch anblickte, während er gedankenvoll vor sich hinsah, antwortete er mit befangenem Lächeln:

„Sie schmücken Ihr Opfer, ehe Sie es zum Altar führen!"

„Das ist mir zu hoch, Professor! Wie meinen Sie Das?"

„Sie legen mir siegreiche Vorzüge bei," fuhr er fort, „um mich damit in Herzensgefahren zu bringen. Wenn ich nun nicht siegte, sondern geschlagen würde, heißt das — wenn ich nun selber Hildegarden lieb gewänne?"

„Ja so!" lachte sie. „An solche Gefahren habe ich nicht gedacht. Nun aber, — müssen Sie es denn mit liebendem oder sich verlierendem Herzen nicht bei einem jeden Mädchen auf das Gerathewohl von Ja oder Nein

wagen? So wagen Sie es denn auch hier! Und wenn ich von Ihren „siegreichen" Vorzügen rede, so denk' ich auch, Sie werden siegen. Kuckuk noch einmal, Professor Steinbrück, bangt Ihnen vor dem Alois? — Nein, ganz im Ernste, lieber Freund, Sie werden Hildegarden als ein herrliches Geschöpf kennen lernen — Ihrer werth, und die auch Ihren Werth nach und nach begreifen wird. Es fehlt ihr nicht an Sinn und Seele dafür."

Als der Professor nachdenklich schwieg, setzte sie lächelnd hinzu:

„Fürchten Sie sich vor keinem Korb! Niedliche Körbchen, wie Sie solche zum Auskernen von Zuckerschoten zu malen verstehen, besitzt, glaub' ich, Hildegard gar nicht, und ist zugleich viel zu poetisch, um Ihnen einen der Futterkörbe aus der Oekonomie zu präsentiren."

Sie besprachen es noch hin und her, heiter und ernst, und endlich sagte die Freundin:

„Ich zweifle nicht, eine höhere Bestimmung hat Sie hierher geführt. Daß Sie Ihrem Freund zulieb auf ein oder zwei Tage diese Fahrt gemacht hätten, kann ich mir nicht denken, schmeichle mir auch nicht, daß Sie mir nachgereist sind. Nein, Ihr Verhängniß hat Sie getrieben: Sie sollen hier finden, was Sie brauchen, — eine tüchtige Hausfrau und ein Vorbild für Ihre Kunst. Sie werden glücklicher sein für beides vereint, als der gute Georg, der auch eine Geliebte für zweierlei — für die

Theemaschine des Sonntags und den Milcheimer der Woche suchte. Ihnen und der lieben Hildegard würde so die unglückliche Wandlung der Familie zugut kommen."

Steinbrück, so unerwartet an die heimliche Absicht seiner Reise erinnert, antwortete nicht ohne merkliche Verlegenheit:

„Ich hatte meinem Freunde versprochen, seine Mutter zu malen und habe auch meine Sachen dazu mitgebracht. Ich werde dabei Zeit haben, mich und Hildegarden zu prüfen. Doch nein, — ich will offen und ehrlich gegen eine so wohlmeinende Freundin sein, und gestehe Ihnen, — ich bin eigentlich gekommen, Theresia, die ältere Schwester kennen zu lernen, die so gute Briefe schreibt, und für die mein Freund brüderlich schwärmt. Daß er mir von dem „Verhältniß" der jüngern Schwester nichts gesagt hat, begreife ich gerade aus seinem Stolz auf die ältere. Aber sehen Sie, — nun treibt mein Schifflein zwischen zwei Strudeln. Doch, nicht wahr, Sie halten mich darum nicht für unehrlich gegen Theresia, die ja von meiner Absicht keine Ahnung hat? Der Bruder hat mir sein Wort darauf gegeben, nicht durch die leiseste Andeutung gegen Mutter und Schwester die Unbefangenheit unseres Begegnens und Verkehrs zu stören. Ihr Gedanke einer höheren Fügung und Führung beruhigt mich sehr: es hängt dann auch damit zusammen, daß Theresia, die ich zuerst begrüßen sollte, im Negligé

entfloh und uns abwies, so daß ich dann Hildegarden zuerst erblickte. Ich halte mich nun an das verhängnißvolle Negligé der älteren Schwester und darf sie schicklich — negligiren! Nicht wahr?"

So leicht es, unter diesen Voraussetzungen, der Professor gegen Theresia nahm, so sehr beunruhigte ihn noch die Rücksicht auf den Bruder, mit dem die Absicht der Reise verabredet war, und von dem er in seinem Thun und Lassen beobachtet zu werden erwarten durfte. Er rechnete auf dessen Abreise, und fand denn auch gleich bei der Rückkunft vom Morgengang einen schicklichen Anlaß, ihn daran zu erinnern. Anton kam nämlich eben mit der Mutter aus dem Hause und empfing den Freund in seiner unbedingten Weise mit den Worten:

„Sieh' nur, lieber Steinbrück, wie prächtig die Mutter aussieht! Könntest Du nicht gleich heut das Bild anlegen?"

„Ich möchte es Dir nicht zu Leide thun, mein Freund!" antwortete scherzend der Maler.

„Mir zu Leid'? Wie meinst Du Das?"

„Ich kenne Deinen Kunstenthusiasmus, lieber Anton. Wenn's erst angelegt ist, willst Du's auch fortrücken sehen, und dazu hast Du keine Zeit; Du mußt selbst fortrücken. Du weißt, wie ungern Deine Prinzipale schon den bloßen Umweg über hier zugegeben haben: ich will nicht Schuld oder Anlaß sein, daß Du zu lang verweilst."

„Was?" rief Anton heftig. „Wofür hältst Du mich? Meinst Du, ich sei ein Sklave für gerollte Tabaksblätter, die von Sklaven gebaut werden? Seht doch, was der Künstler da sich für ein Bild von seinem besten Freunde macht! Bin ich nicht gerade mitgekommen, zu sehen, wie Du Deine Sachen anlegst, — das Bild und — so weiter?"

Der Maler verstand dies „Und so weiter", und entgegnete nicht ohne Unwillen:

„Eben weil ich Dich richtig kenne, werde ich nichts anlegen, ehe Du auf dem Wege Deines Berufs bist. Erst wenn Du Grund hast, mit Dir selbst zufrieden zu sein, werde ich dafür sorgen, daß Du es bei Deiner Rückkunft auch mit mir seiest. Abgemacht, lieber Anton. Und nun machen wir Deiner Theresia einen Besuch! Ich will nur einen andern Rock anziehen."

Indem er rasch nach dem Hause ging, eilte ihm Anton nach, und sagte:

„Wie kannst Du vor der Mutter und der fremden Dame sagen, daß meine Prinzipale nicht zufrieden mit mir wären? Weißt Du, daß Das von Dir recht —."

„Halt da!" fiel der Maler ein, „kein beleidigendes Wort! Ich kenne Deine Kraftausdrücke. Ich habe nicht gesagt, sie seien unzufrieden mit Dir, Du hast es nur in diesem Sinn aufgefaßt. Ich habe gesagt, sie hätten Deinen Umweg ungern gesehen. Aber nun laß mich Dir als Freund unter vier Augen sagen, daß die Firma

Stichling und Vanderfeck allerdings wünscht, Du möchtest im Ganzen mehr Deiner Brauchbarkeit, als Deinen Liebhabereien folgen. Wie viel ausschließende Thätigkeit heutzutage bei der Mitbewerbung von allen Seiten in einem Geschäfte erfodert wird, weißt Du so genau, als Dir bekannt ist, wodurch in bessern Zeitläuften, als die jetzigen sind, euer unglücklicher Onkel Anton von einem brillanten Geschäft auf nichts herabgekommen ist. Und nun laß Dir ohne Empfindlichkeit von einem ehrlichen Freunde sagen: — Du hast eine Ader von Deinem Oheim, vielleicht als Pathenstück. Gar manche Eigenschaften, die sich in jüngern Jahren sehr liebenswürdig ausnehmen, werden für den Beruf und die Pflichten des Mannes sehr bedenklich. Ueber Deine liebenswürdige Schwärmerei für die Kunst, für das Schöne und Edle im menschlichen Leben magst Du ja nicht das Pflichtgefühl, das so kalt und finster aussieht, für geringer achten. Auf ihm beruht das bürgerliche Dasein; es gibt jenen höheren Trieben erst Wahrheit, Boden und Bestand. Die schöne Neigung, Andern gefällig zu sein, ihnen zu dienen, Besorgungen zu übernehmen, haben wir gar oft in die Eitelkeit ausarten sehen, alles zu verstehen, in die Selbstgefälligkeit sich überall in fremde Angelegenheiten zu mischen, aller Welt zu rathen und zu helfen, bis man zuletzt sich selbst nicht mehr rathen und helfen kann. Meinst Du, lieber Anton, mich inter-

essire so manches nicht, was ich bei Seite liegen lasse, wie z. B. auch dein Steckenpferd — die Politik, wenn ich auch keinen Werth darauf lege, im Vertrauen eines Ministers zu stehen? Aber es ist mein Grundsatz mich im klaren Bewußtsein von Beruf und Pflicht und innerhalb der Grenzen meiner Kenntnisse, Kräfte und Ziele zu halten, und über so vielem, was man lieber möchte Das nicht zu vergessen was man *soll* und muß. — — Verzeih', ich komme gleich wieder!

Er eilte in's Haus. Als er aber zu seinem Besuch umgekleidet zurückkam, hörte er, Anton sei verdrießlich nach der Stadt hinauf gegangen. — „Ja, ja," dachte er, „meine Predigt hat ihn verdrossen. Indeß predigt man ja nicht immer um zu bessern, sondern nur um seine Schuldigkeit zu thun. Ich fürchte sehr, der junge Anton wird in die Richtung des alten gerathen. Nicht nur die fürstlichen Dynastien, auch die bürgerlichen Familien haben ihre Erbfehler, die ihr Schicksal bilden."

Inzwischen war Hildegard nach ihrem heftigen Aufbruch von der Wiese langsamer fortgewandelt, ohne sich umzusehen, doch rückwärts lauschend, ob ihr vielleicht Alois nacheile und bereue. Sie verweilte bei jeder schönen Feldblume, bei jeder einfachen Rose oder Winde an einer Dornenhecke, um ihm Zeit zur Abbitte zu lassen. Eine schmerzliche Ungewißheit bewegte ihr Herz: sie war irre an seiner Gesinnung geworden, aber sie mißbilligte

doch die heftige Art, wie sie mit ihm gebrochen hatte. Sie konnte ihre Aufwallung nicht verdammen, aber sie bereute ihre Entrüstung. Aus der Wehmuth des Augenblicks tauchte eine Bangigkeit vor der Zukunft auf. In ihre ängstlichen Zweifel was sie zu thun oder zu lassen habe, klang ihr vom Franziskanerkloster die Meßglocke entgegen. — — Sie schritt nun rascher vorwärts und ihre Gedanken sammelten sich zu dem Entschlusse, — sie müsse ihrem Alois in seinem Unrecht den ersten Schritt zur Verständigung überlassen, sie selbst aber wolle nach ihrem äußern Bruch innerlich desto fester halten und abwarten.

So saß sie schon ein Weilchen in der Unterhaltung mit Paul unter dem breiten Apfelbaum, als Steinbrück von seinem Freunde verlassen, sich nach ihr umsah. Er ging sie zu begrüßen und bei seiner edeln Haltung und heitern Miene fühlte sie sich mit einmal wie auf andern Boden gestellt. — „Sie waren schon so fleißig," sagte er, „und werden müde sein; sonst hätten Sie mich zur Schwester begleiten können, der ich meinen Besuch machen wollte. Anton hat mich nicht abgewartet."

„Gewiß, ich gehe mit!" rief sie vergnügt. „Ich muß mich nur ein klein wenig —."

Mit einem Lächeln auf ihren Anzug und gegen ihn selbst eilte sie fort. Aber sie hatte nur den Feldhut abgelegt, und ein leichtes Tuch um die Schultern ge-

nommen, als sie schnell wieder kam, und den Wiesenpfad einschlagend sagte:

„Ich darf Sie nicht warten lassen, Herr Professor, wenn ich auch von der Schwester gescholten werde, daß ich Sie so als halbe Bauerntrampel begleite.“

Er sah sie lächelnd und beifällig an. Wie reizend nahm sich ihre Gestalt in dem kurzen, knappen Anzug aus! Es war ihm aber nicht möglich ihr eine leichtfertige Schmeichelei zu sagen.

Unbefangen und vertraulich, wie sie sich an seiner Seite fühlte, fuhr sie anmuthig schreitend fort:

„Wir Geschwister müssen Ihnen recht eigen erscheinen, nicht wahr? Wenn Sie die Mutter in ihrer saubern, feinen Erscheinung zwischen ihren vier Kindern betrachten, muß es Ihnen vorkommen — wissen Sie wie ich mir's schon gedacht habe? — als sähen Sie eine stattliche, schön gefiederte Henne, die zwei hübsche Hühnchen und zwei schmutzige Entchen ausgebrütet hätte. Wissen Sie, so 'was kommt wohl in der Landwirthschaft vor. Wir haben's selbst schon auf dem Hofe gehabt, und da hätten Sie sehen sollen, wie die Mutter Henne unruhig umher lief und gluckste, als die Entchen in den Weiher eilten, und sie selbst konnte mit den Hühnchen nicht nachkommen. Sie mochte denken, das gäbe ungerathene Kinder, die aus der Art schlügen. Bei uns ist es anders: die gute Mutter freut sich, daß ihr gerade die Hühnchen

fortfliegen, und gäbe wieviel darum, wenn's ihre Entchen auch könnten und blieben nicht so auf dem Hof herumpatschen."

In den Wohlklang der Stimme, in den Liebreiz ihres Lächelns versunken, blieb der Maler mitlächelnd vor ihr stehen. Die wunderbare Stimmung überkam ihn, jenes mit tiefer Rührung gemischte Entzücken, das er bis jetzt nur vor ganz erlesnen Gemälden und Marmorbildern der edelsten Meister erlebt hatte. Zugleich fand er in Hildegardens Scherze das eigenthümliche Verhängniß des Hauses ausgesprochen. Sein Gesicht war von diesen Gedanken und Empfindungen so bewegt, daß Hildegard ihn mit ängstlichem Staunen ansah, ob sie ihn verletzt haben könnte. Endlich sagte er mit feierlichem Ernste und gerührtem Lächeln:

„Sie müssen der Mutter zur Freude keine Ente bleiben, sondern sich in einen Schwan verwandeln und singend empor fliegen."

Hildegard erschrak; sie senkte die Augen zu Boden, eine leise Blässe überzog ihr Gesicht und ihre Hände fügten sich wie zum Beten in einander. Es mochte ihr sein, als sei eben eine unbegreifliche Prophezeiung über sie ausgesprochen.

6.

Durch sonderbare Fügung ward dies auch für Theresia ein ahnungsvoller Augenblick.

Sie kam mit dem Bruder von der Stadt her, und errieth mit ihrem guten Auge von weitem die vertrauliche Haltung des herankommenden Paares. Sie blieb betroffen stehen, den Bruder beobachtend, und sagte in einer Anwandlung von Eifersucht übereilt:

„Eines, lieber Anton, habe ich noch vergessen: ich wollte wegen unserer Hilde mit Dir reden. Dort kommt sie; ich glaube doch wir müssen sie mit dem Alois zusammengeben: ich fürchte es thut kein gut mit dem eigensinnigen Mädchen."

„Was?" rief Anton, „ist denn 'was vorgefallen, was Dich so plötzlich in Deiner Meinung ändert? Du warst ja mit am entschiedensten gegen die widerwärtige Verbindung mit dem Bauer."

„Ei nun," sagte sie lebhaft, „da kommst Du, mir

Winke wegen meiner Behandlung des Professors zu geben, und indeß —."

Sie wollte sagen — bemüht er sich vielleicht um die Schwester: im Augenblick aber wurde sie ihrer Empfindung inne, und wies nur auf das rasch herankommende Paar.

Jetzt verstand Anton ihre Aufwallung, doch war nichts mehr darüber zu reden; denn schon trat Steinbrück mit der Entschuldigung seiner Verspätung rasch heran, und schalt Anton, daß er nicht gewartet habe.

Diese erste Begegnung lief etwas steif ab: weder der Professor noch Theresia war eben in freier Stimmung, und des Bruders Gegenwart, als eines von beiden heimlich gekannten Beobachters, störte vollends die Unbefangenheit ihres Benehmens, so daß Keines den Eindruck verrathen mochte, den das Andre auf es machte.

Hildegard schlug sich zum Bruder, um dem für einander bestimmten Paare Raum zur Annäherung zu lassen. So eingenommen sie von dem „prächtigen" Manne war, hütete sie sich doch, es den Bruder merken zu lassen: es wäre ihr heut doppelt empfindlich gewesen, wenn Anton ihr in seiner unzarten Weise den Alois im Vergleiche mit dem Professor vorgerückt hätte, gerade weil sie ihm mit Beschämung hätte Recht geben müssen.

Aber auch Jakob hing seinen Gedanken nach. Er vermied absichtlich von Alois zu reden. Ein wenig Eifersucht Theresia's, wie er bemerkt haben wollte, war

ihm ganz recht: er hoffte sie werde sich desto lebhafter bestreben ihren Verstand und ihre Liebenswürdigkeit vor dem Professor zu entfalten. Weiter dachte er nicht; denn es gehörte zu den Eigenheiten dieses etwas phantastischen jungen Mannes, gegen Das, was er sich einmal ausgedacht und vorgesetzt hatte, keinen Zweifel zu fassen. Von Natur nicht mißtrauisch und von seiner Einsicht eingenommen, fand er die Menschen immer so, wie er sie sich dachte, wie er sie haben wollte; und so sehr es oft an's Lächerliche streifte, war es doch vielleicht kein schlimmes Zeichen für sein Gemüth, daß er auf allen Wegen den „herrlichsten, vortrefflichsten Menschen" begegnete. — — —

So lagen nun die Sachen in der liebenswürdigen Familie, und es sollte sich bald genug zeigen, wie sehr durch den Zutritt eines neuen Menschen die einzelnen Herzen in neue Lagen zu einander kommen, und zu frischer Kraft der Anziehung oder des Abstoßes erweckt werden.

Zuerst entschloß sich Anton, seine Geschäftsreise ohne Verzug fortzusetzen. Er dachte nicht daran seinen Freund oder sein Geschäftshaus dadurch zufrieden zu stellen; vielmehr hatte er einige schwungvolle Redensarten gefunden, die er wiederholt geltend machte. — „Beruf, liebe Mutter, geht über Verlockung," sagte er, „was man muß, hat Vorrecht vor Dem, was man möchte;"

Goethe sagt: „Nur auf's Thun kommt es im Leben an, das Genießen und Leiden findet sich von selbst.“

Die Mutter drückte ihm die Hand gerührt, und sagte zu Frau Elfenich: „Es ist ein herrlicher, prächtiger Sohn, mein Anton!“

Nur einen Abend sollte erst noch die Freude gefeiert werden, daß die vier Geschwister wieder einmal um die Mutter zusammen waren. Gegen Erwarten aber brachte Georg seinen Freund Alois mit in den Salon. Uneingeweiht in die Absicht seines Bruders auf den Maler für Theresia hatte Georg sich gegen letzteren von Alois einnehmen lassen, und wollte daher den mitgebrachten Freund als Mitglied der Familie gleich — zum Trumpf einsetzen. Nur einen Augenblick ließ man sich durch das Erscheinen des ungebetenen Gastes befremden, von dem zumeist Hildegard betroffen war, und die alte Heiterkeit schlug alsbald wieder vor.

Madame Elfenich, zwischen Anton und dem Maler sitzend, glänzte durch ihre neckische Laune und ihr fröhliches Lachen. Dagegen benahm sich Theresia, selbst zur Verwunderung der Mutter, ungewöhnlich still. Sie hatte sich den Platz neben dem Maler verbeten, und saß nun ihm und Hildegarden gegenüber, in Verwunderung, wie es schien, über die unbefangene Lust der bäuerlichen Schwester an der Unterhaltung. Nie hatte diese schöner ausgesehen, als in dieser durchleuchtenden Seelenstim-

mung, und nie einfach treffendere Worte gegeben, als auf die wohlgemeinten kleinen Neckereien der Frankfurterin. Es war eine Frucht der innern Spannung, in die sie durch die Anwesenheit und verdross'nen Blicke des Alois versetzt war. Dieser selbst und sein theilnehmender Freund Georg kamen nicht zu Wort, und schienen in der fremden Atmosphäre schwer zu athmen.

Begreiflich, daß beiden der Abend nachwurmte. Beide ließen es auch Hildegarden empfinden. Diese nahm aber des Bruders Vorwurf, sie sei gefallsüchtig unbeleidigt, mit geheimnißvollem Lächeln auf. — „Ich wart's ab, Georg," sagte sie, „bis Dir plötzlich einmal die Schuppen von den Augen fallen; dann werde ich meinen Spaß daran haben, wie Du Maul und Augen aufsperren wirst über den Maler, und aussiehst wie ein Pinsel." — Gegen Alois aber und seine Empfindlichkeiten hielt sie ein beharrliches Schweigen fest, wie leid es ihr auch innerlich that, daß sie ihn so die noch nicht abgebetene Kränkung mußte fühlen lassen. Sie glich in ihrer Anhänglichkeit einem Baumblatte, wie man es an der Hagebuche findet, das äußerlich verwelkt, ja verschrumpfend mit dem Stiel noch über Winter fest haftet, bis der Frühlingstrieb es mit dem Keim eines neuen Blattes abstößt. — — —

Gleich nach Anton's Abreise hatte der Professor eines der freien Zimmer mit einem vom Stadtschreiner

schnell gefertigten Gestell eingerichtet, um Frau Elisabeth in den Stunden des rechten Lichtes zu malen. Madame Elfenich fand sich jedesmal dazu ein, und Hildegard ging zwischen ihren häuslichen Geschäften ab- und zu. Der Maler wünschte nämlich eine anregende Unterhaltung, die das ruhige Gesicht seines Originals beleben, und in den abwelkenden Zügen jenen seelenvollen Ausdruck steigern sollte, der das innerste Wesen der einst auch schönen Frau bezeichnete, und für die zweite höhere Jugend und Schönheit eines Menschen gilt.

Was Hildegarden noch für sie selbst in die Nähe der Staffelei zog, war außer dem Reiz ein Bildniß werden — gleichsam aus der grundirten Leinwand hervorwachsen zu sehen, im Besondern noch das Gespräch, das der Professor zwischen Blick und Hand führte, wenn er von den herrlichen Gemälden der großen Meister und über die hohe Bedeutung der Kunst sprach, in welcher sich göttliche Gedanken und Empfindungen einkörpern müßten, — immer reicher und mächtiger, je nachdem es in Marmor und Farben, in Tönen und Worten geschehe. — „Die echte Kunst," sagte er einmal, „ist ein Paradiesvogel, der, nach dem Glauben der Ostindier ohne Füße, stets in hohen Lüften schwebt, sein Weibchen tragend, das ihm auf dem Rücken die Jungen ausbrütet.

„Das wußte ich nicht," sagte Hildegard. „Ich kannte

nur den Namen Paradiesvogel und träumte mir dabei, — seit Adam aus dem Paradies an die Feldarbeit verwiesen worden, müsse jeder ein Paradiesvogel werden, der aus seinen mühseligen Werktagen den verlornen Rückweg dorthin suche, wo unsere Ureltern ihren glückseligen Sonntag hatten. Versteht sich — bildlich genommen."

Der Maler nahm seinen Pinsel zwischen die Lippen, reichte ihr die Hand und nickte ihr beifällig zu. Sie erröthete, stand verlegen auf und eilte mit den Worten hinaus: „Ach, ich vergesse ja ganz meinen Hammelsbraten. Heut' hätten wir einen wälschen Hahn haben sollen, — mit Füßen!" — —

Diese vergnügten Tage auf der Höhe des Sommers dehnten sich in die herrlichsten Sommernächte aus. Georg, der liebenswürdigen Frankfurterin bei all' ihrer Schalkheit gegen ihn, eben so zugethan, als er dem Maler abgeneigt war, veranstaltete auf der Seite ihrer Zimmer Nachtmusiken mit Gesang. Zwei Waldhörner ließen sich aus angenehmer Ferne hören, und ihre Klänge brachten Waldgerüche mit herab. Der kleine Liederkranz des Ortes, Georg's Freunde, hatten einige Lieder, die so eingerichtet waren, daß sie im Garten gesungen von den entfernten Waldhörnern als das Echo derselben begleitet wurden.

Wenn dann Hildegard an das Fenster ihres Man-

sardstübchens trat und hinaus blickte, lag jetzt im vollen Mondlicht und im Ferndufte der Waldhöhen die Landschaft wie träumend da; leichte Nebelwölkchen durchzogen das Wiesenthal wie — Schwäne.

„Ich, ach ich ein Schwan werden?“ rief sie nachdenkend aus, während sie vor dem kleinen Spiegel sorgfältiger als früher ihr reiches, blauschwarz glänzendes Haar ordnete. „Mein Hals freilich ist jetzt noch im reinen Flaum der Jugend und mein Herz ist unbefleckt: wo sind aber die Schwungfedern der Seele? Mit Gesang soll ich mich erheben? Zum Gesang ist eine Stimme, die weit hinaus reicht, auch noch nicht genug: denn erst die innere Melodie hebt empor.“

Unser Professor hatte keine Ahnung davon, welche Sehnsucht, welches in sich selbst unklare Verlangen er mit seinem augenblicklichen Einfall von einer Verwandlung des Entchens in einen Schwan in der Brust des Mädchens erweckt hatte.

Er selbst kam mehr und mehr in seinem Benehmen gegen beide Schwestern zu jener Haltung, die seine Vertraute, Frau Elfenich, ihm als die richtige belobte. Beide Schwestern beisammen behandelte er mit gleichgemessener Artigkeit und Unbefangenheit als Freund des Bruders. Gegen Theresen allein benahm er sich mit heiterm Zutrauen, das aber nie in Vertraulichkeit überging; Hildegarden begegnete er in Andrer Beisein mit

ernster Achtung, durch die sie sich gehoben fühlte, so daß sie, wenn er sich ihr unter vier Augen recht als herzlicher Freund näherte, ihm alles und alles hätte vertrauen mögen, wäre sie sich nur nicht so unbedeutend vorgekommen.

Mutter Elisabeth, soviel gutes Urtheil und Verständniß in Dingen des Lebens sie auch aus dem gesellschaftlichen Kreis ihres seligen Mannes mitgebracht hatte, entbehrte doch im freundlichen Licht ihrer Wünsche für die Kinder des tieferen Seelenblicks für das unsichtbare Gewebe, das sich aus Empfindungen und Absichten, aus Ab- und Zuneigung unter den Familiengliedern, wie aus zarten und rauhen Fäden bildete, und bei welchem die weltkundigere Frau Elfenich die Hand im Spiel hatte.

Noch ein — wie er glaubte — geschickter Weber oder Einwirker dabei erschien in der Person des Pater Lector's.

Seitdem die von ihm eingeladne Frankfurterin den versprochnen Klosterbesuch abgestattet hatte, ließ er sich öfter und meist als Begleiter Theresia's im Hause der Frau Directorin sehen, und es entging der fein beobachtenden Madame Elfenich nicht, daß er im Einverständniß mit Theresia handelte. Er wußte es immer, unvermerkt, wie er glaubte, auf Alois zu bringen. Er rühmte den frommen und uneigennützigen Eifer, mit welchem der junge Mann den Garten und das Gartenfeld des

Klosters bestelle und somit in die Fußstapfen seines seligen Vaters trete, der stets als wackrer Vorstand der Gemeinde zugleich ein Wohlthäter des Klosters gewesen sei.

Die geistlichen Herrn überhaupt und vorab die Mönche glauben eine weltliche Angelegenheit oder Intrike am besten dadurch zu fördern, daß sie solche an einem Häkchen mit dem Interesse der Religion in Verknüpfung bringen. Sie bedenken nicht, daß sie mit diesem Verfahren auf den Holzweg kommen, wie man zu sagen pflegt. Denn die Menschen wissen entweder, daß beide Interessen einander gar nicht so nahe angehen, oder sie hangen so sehr am Irdischen ihrer Absichten, daß sie lieber alles andre als dieses fahren lassen.

Die Unbedachtsamkeit des Paters ging soweit, daß er die Fürsprache der Frau Elfenich zu Gunsten des Alois nachsuchte, nachdem er für diesen Günstling bei der Mutter förmlich geworben hatte. Diese kam dabei um so mehr in Bedrängniß, als sie bei Theresia, zu der sie ihre Zuflucht nahm, die frühere Unterstützung nicht mehr fand, sondern wiederholt nur die kühle Aeußerung zu hören bekam: „Was wird uns denn anders übrig bleiben, beste Mutter, als beide bei ihrer Beharrlichkeit, zu Verhütung andern Unglücks, in Gottes Namen zusammen zu geben?"

Erwünschteren Rath fand die Mutter bei der fremden Freundin. — „Auch mich hat der Pater um meine

Verwendung in dieser Sache angegangen," erzählte die Frankfurterin. „Aber wissen Sie, was ich ihm geantwortet? — Bester Pater, habe ich ihm gesagt, das ist ja eine Familiensache, und kluge Leute haben mir gesagt, man dürfe sich da nicht mehr einmischen, als man darum gebeten werde. Sie thun daher sehr wohl, besonders die geistliche Hand aus dem Spiel zu lassen. Denn, sehen Sie, lieber Pater, ich habe noch keine unglückliche Ehe erlebt, die nicht von solch' einer Hand wäre eingesegnet gewesen; je weniger unglückliche Ehen daher vorkommen, desto mehr Kredit gewinnt der Segen. Ich will gerade den sogenannten gemischten Ehen das Wort nicht reden: am meisten aber beklage ich jene, in die sich die geistlichen Herrn mischen.

„Der Pater" — erzählte sie lachend weiter, „griff betroffen nach seiner Dose, und ich bat mir nun auch ein Prischen von ihm aus. Nun will ich Sie, liebes Mütterchen, auf einen heimlichen Ausweg bringen. Sehen Sie, mit meinem Paul geht's ja gottlob! nach Wunsche; so daß ich die Probe machen möchte, wie er meine Entfernung verträgt, an die er demnächst sich doch gewöhnen muß. Nun ruft mich eine Familienangelegenheit auf kurze Zeit nach Hause, und da nehme ich Ihre Hildegard mit, nicht wahr? Ich bemerke gar wohl, in welch' innerm Kampfe das gute Mädchen schwebt. Der Bruder und der Liebhaber scheinen sie zu quälen, der letztere

vielleicht gar mit Eifersucht auf den Maler, dem er die giftigsten Blicke widmet, die ein so guter Mensch nur haben kann. Geht nun Hildegard mit, so wird sie ihrer Quälgeister einmal los, und diese selbst beruhigen sich über unsern lieben Professor, der ja bei seiner Staffelei zurückbleibt. Die Oekonomie *feiert* ohnehin jetzt bis zur Ernte und auf Hildegarden wird's heilsam wirken, auch einmal einen Blick in das Sonntagsleben einer großen, von dem vielfachsten Interesse bewegten Stadt zu thun. Dabei habe ich, offen gestanden, den egoistischen Wunsch, Hildegarden einmal in modischem Putze zu sehen und zu proben, wie sie sich für einen Maler eignet, denn — lächelte sie — das hübsche Mädchen verdient vor allem — *gemalt* zu werden und Steinbrück hat Lust dazu."

Die Mutter merkte die Schalkheit der heitern Frau nicht; denn der modische Putz hatte sie erschreckt, und sie besann sich auf eine Ausflucht. Frau Elfenich hatte Das voraus bedacht, und fuhr heiter fort:

„Eines nur behalt' ich mir aus, liebe Freundin: ich will unsere Tochter ganz nach *meinem* Geschmack gekleidet sehen, und Sie müssen mir da freie Hand lassen. Ihren Geschmack in Ehren, aber der Strom der Mode berührt das hiesige Stillleben nicht, und Sie würden zu viel Unruhe davon haben. Und nun sagen Sie Ja, und die Sache ist abgemacht!"

Die Mutter, gerührt, mit Thränen im Auge, sank der lächelnden Freundin in die Arme, indem sie sagte: „In Gottes Namen, nehmen Sie mein liebstes — mein Schmerzenskind als — wie Sie es genannt haben, — als Tochter mit, — mein Wochentagsmädchen, das doch ein Schmuck für die höchsten Feiertage wäre, ein rechtes Pfingsten- und Frohnleichnamskind!"

7.

So sehr, zur Ueberraschung der Mutter, dieser Vorschlag als eine Eingebung des Augenblicks erschien, war er dies doch nicht, sondern aus einer Ueberlegung mit dem Maler vorbereitet.

Der Professor hatte sich ernst und innig für Hildegard ausgesprochen; es verschlug aber gegen seine Denkungsart, in einen offenen Wettlauf mit Alois zu treten, um ihn zu überholen. Er fürchtete zugleich in den Augen eines Mädchens, das sich für verlobt ansah, mit einer erklärten Bewerbung leichtfertig, ja unehrlich zu erscheinen. Vielmehr mußte vor allem Hildegard über sich und ihre Neigung klar werden, und dies zeigte sich am leichtesten durch eine Entfernung mit Einblick in ein bedeutenderes Leben erreichbar. Nur blieb dabei zu befürchten, daß ein Mädchen wie Hildegard, innig und etwas schwärmerisch, über die ängstliche Vorstellung von gelobter Treue so kurz nicht hinauskäme. Mit diesem Be-

denken trafen sie wirklich die Stimmung Hildegard's, die seitdem sie sich äußerlich von Alois entfernt hatte, mit mehr Ueberlegung innerlich an ihm festhielt.

Es galt nun um Hildegardens Zustimmung zur Mitreise, und Frau Elfenich benutzte einen guten Augenblick, in welchem sie es dem lieben Mädchen ansah, daß wieder eine harte Unterredung mit dem Bruder geschehen war, der jetzt seines Freundes Angelegenheit noch entschiedener vertrat. Hildegard fühlte bei der leisesten Andeutung ihrer Gönnerin, welchen Trumpf gegen den Bruder und Alois sie an dieser Reise in die Hände bekäme. Dazu war durch Alles, was die Frankfurter Dame bisher von den Wunderdingen der reichen und schönen Stadt erzählt hatte, die jugendliche Phantasie des Mädchens bereits so erregt, daß es kaum noch des Zuspruchs von Theresia bedurft hätte, an dem es die gute Schwester, vielleicht mit dem Gedanken an den Professor, nicht fehlen ließ. — —

In Frankfurt angekommen, war es die erste Angelegenheit der Frau Elfenich, die Nadeln der Schneiderin und Putzmacherin für Hildegard in Bewegung zu setzen, um sie recht bald ihren Bekannten zuzuführen, sie mit in's Theater zu nehmen und Donnerstags im zoologischen Garten vor der großen Welt einiges Aufsehen mit dem schönen Mädchen zu machen.

Hildegard's Empfänglichkeit für die verschiedenen Ein-

drücke und ihre freudige Hingebung an all' die ihr neuen Erscheinungen, ihre lebhaften Empfindungen und die oft befremdlichen und doch so treffenden Urtheile über alles, was sie erlebte, gereichten der heitern, wohlwollenden Frau zu wahrer Freude. Sie fand darin eine schöne Belohnung für sich selbst, indem sie mit Zufriedenheit den oft unbeachteten Werth des Reichthums erkannte, daß man das für uns Abgelebte, Verblaßte durch solche Art der Rückspiegelung frischer, empfänglicher Herzen sich wieder erwecken und erneuen kann.

Ein liebenswürdiger Zug war es, wie Hildegard unter all' den neuen Begegnissen sich selbst vergaß, ohne irgend eine derselben auf sich zu beziehen; so daß ihr auch die Aufmerksamkeit, besonders der Männer, auf ihre Person ganz unbemerkt blieb.

Das lebhafteste Interesse nahm Hildegard am Schauspiel, das denn auch, besonders durch das echt Tragische auf ihr Herz die volle Wirkung that und an ihr eine Seele fand, die in unserer so herzverarmten Gesellschaft noch zahlungsfähig mit Thränen war. Doch führte Frau Elfenich ihren Gast auch in jene Lustspiele, die das unerfahrene Mädchen Blicke in Familienthorheiten und Verirrungen des Herzens thun ließen, und es dadurch zur Selbstprüfung führen konnten.

Ueber alles Dies schrieb Frau Elfenich fleißig an den Professor, der ihr dafür die beruhigendsten Mitthei-

lungen über den Fortgang ihres Paul in der Genesung geben konnte. — —

So schwanden die Wochen hin. Frau Elfenich rüstete mit den heimlichsten Erwartungen ihre Rückreise, als ein eben so heimlicher Zwischenfall sich entspann, der darnach aussah all' ihre guten Vorbereitungen zu einem ihr erwünschten Liebesbunde zu vereiteln. — —

Eines Nachmittags, als Hildegard auf ihrem Zimmer sich für die letzte kleine Abendgesellschaft der Frau Elfenich ein wenig schmücken wollte, trat Lisette, das Kammermädchen, mit etwas schadenfrohem Lächeln ein. Sie hatte die äußere Verwandlung Hildegardens durch Kleider und Putz miterlebt, und trug längst den Verdruß mit sich herum, ein Mädchen, das sie für ihres Gleichen hielt, bedienen zu müssen. Jetzt war ihr eine Karte in die Hand gekommen, mit der sie dem aufgeputzten Bauernmädchen just bei der Toilette einen Trumpf ausspielen und den Stich machen konnte. Diese Karte war ein Briefchen, das Lisette mit den leisen Worten darbot:

„Ich habe mich überreden lassen, Ihnen ein Billet zuzustellen. Sie dürfen mir aber um alles bei Madame keinen Verdruß darüber anrichten."

„Ein Billet?" versetzte Hildegard. „Ich habe hier von Niemanden ein Billet zu empfangen. Geben Sie es nur wieder zurück."

„Es ist auch nicht von hier," erwiederte Lisette,

„sondern von daheim, von Ihrem Herrn Liebsten, der sich eben auch sehr heraus geputzt hat."

Hildegard, höchst betroffen, ließ sich das Billet zeigen, und sobald sie ihres Alois Handschrift erkannt hatte, nahm sie es rasch an sich und wendete sich ab, es zu lesen. Sie las:

„Gott zum Gruß, herzallerliebste Hildegard! Ich komme auf einem Adlerflügel der Liebe zu Dir, weil unser Glück in große Gefahr gerathen ist. Aber Das muß ich Dir mündlich spendiren. Laß mich drum nur wissen, ob ich zu Dir in's Haus kommen soll, die Madame kennt mich ja, oder ob Du Dir einen Ausgang machen willst. Dann erwarte ich Dich in der Allee, wo der große Mann von Erz mit dem vorgestreckten dicken Bein steht. Wann aber und zu welcher Zeit? Nur recht bald thu' es mir veroffenbaren. Bis dahin und weiter

Dein, in Solz oder Amerika,
getreuer Alois Gutwein."

Hildegard, von stürmischen Empfindungen verwirrt, wußte nicht, was sie thun sollte. Die Bezeichnung des Goethe'schen Monuments, des Dichters, an dessen Egmont sie erst vorgestern sich entzückt hatte, hinterließ ihr eine tiefe Beschämung über — ihren Geliebten. Und wie sie sich gegen Lisetten wendete, bemerkte sie das höhnische Lächeln des kecken Mädchens. Sie nahm sich

aber zusammen, und fragte mit all' ihrem Sonntagsstolze, wer das Billet abgegeben habe.

„Ei, Sie kennen ihn auch," antwortete das Mädchen verlegen; „er ist ein Jugendfreund von Ihrem Musje Alois, — den Andreas Günther aus Solz."

„Ich kenne ihn nicht. Und wie kommt der hierher?" fragte Hildegard.

„Ei, er dient im hiesigen Bataillon, und bedient den Herrn Major von Uffenbach, der neben uns an wohnt. Ihm hat Alois das Billet anvertraut und Andreas hat aufgepaßt, bis ich einen Ausgang hatte. Sie müssen wissen, er bekommt nächstens seinen Abschied mit dem bedungenen Handgeld und wir denken uns dann ebenwohl zu heirathen."

Dies mit einem gewissen Bewußtsein ausgesprochene „Ebenwohl" beschämte Hildegarden auf's Neue; doch die erzählten Umstände erleichterten ihr den Entschluß. Sie sagte nun mit guter Fassung:

„Alois schreibt hier von Mittheilungen, die er mir von daheim zu machen habe. Frau Elfenich kennt ihn und ich würde ihn herauf kommen lassen, aber heut paßt es nicht. Vielleicht aber kann ich, wenn der Thee geschenkt ist, ein Viertelstündchen abkommen. Oeffnen Sie ihm die Thür und lassen ihn mich abzuwarten in den Hausgarten treten."

Sie setzte sich rasch entschlossen und bezeichnete ihm

mit ein paar Zeilen Ort und Stunde, unterschrieb ihren vollen Namen, die Adresse aber nur mit den beiden Buchstaben A. G. Sie schämte sich ordentlich den vollen Namen Alois Gutwein niederzuschreiben, — sie empfand eine ihr unerklärliche Verlegenheit. Das Blatt gab sie gefaltet aber unversiegelt Lisetten mit der Bitte, es durch Andreas Günther bestellen zu lassen.

Fertig angekleidet ging sie nach dem Gesellschaftszimmer mit der Absicht, Frau Elfenich von der Sache in Kenntniß zu setzen. Hier war aber im Augenblick die Majorin von Uffenbach eingetreten. Die zunächst wohnende war doch zuerst erschienen, um der „lieben Frau Nachbarin" einige Stadtneuigkeiten vertraulich mitzutheilen, die sie dann als etwas Bekanntes vor der ganzen Versammlung noch einmal auszukramen dachte. Die Majorin hielt sich in gewissen Kreisen durch die Furcht, die man vor ihrem losen Maul hatte. Die starke, üppig gebaute Frau mit dem hochrothen Gesicht hieß auch nur unter den Vertrauten bildlich und anzüglich — die Klatschrose.

Bald fanden sich auch die übrigen Damen ein, und es blieb daher Hildegarden nichts übrig, als nach eingenommenem Thee und ausgegebenen Bostonkarten sich hinab nach dem Hausgarten zu wagen.

In ihrem ängstlichen Gefühl war es ein Wagniß, und wie sie es nun auch als eine Heimlichkeit empfand,

konnte sie zu keiner rechten Freude darüber kommen, daß Alois um ihretwillen den weiten Weg gemacht hatte. Dennoch, als sie ihn an der Laube stehen sah, winkte und eilte sie ihm herzlich entgegen.

Er hatte sich etwas städtisch heraus geputzt, und trug von seinem Freunde Georg einige Kleidungsstücke an sich, z. B. dessen Sonntags-Paletot mit einem eignen baumwollnen bunten Schnupftuch in der Brusttasche. Daheim würde er sehr elegant ausgesehen haben: allein Hildegard's Auge hatte seit einigen Wochen in der reichen Stadt so geschmackvoll gekleideter Menschen — so zu sagen — neue Gewohnheiten angenommen und es drückte sie, daß Alois nach Etwas strebte, was er mit innern und äußern Mitteln nicht geltend machen konnte. Zugleich aber verriethen ihr des Bruders Kleidungsstücke den Antheil desselben an dieser Reise, und die Melodie, bei der dieser Antheil obligat oder stimmbegleitend war, drohte mit Dissonanzen.

Aber auch sie selbst, in ihrem vornehmen Anzug, machte den Liebhaber nicht weniger betroffen; so daß beide, ohne es sich klar zu machen, den Eindruck hatten, einander entfremdet, entwendet zu sein. Hildegard wurde wehmüthig, Alois hob mit Vorwürfen an.

„Laß das jetzt, bester Alois," unterbrach sie ihn sehr bewegt. „Hätte ich Dich mit Vorwissen der Frau Elfenich auf meinem Zimmer empfangen können, wollt'

ich Dich wohl mit aller Lieb' und Geduld anhören und Dir ehrlich und treu Red' und Antwort geben. So aber ängstigt mich schon mein Heimlichthun mit Dir genug. Sei drum gut und sage mir kurz, was Dich den weiten Weg herbringt. Ich muß gleich wieder hinauf, und weiß auch nicht, wer uns vielleicht versteckterweise beobachtet. Laß d'rum meine Hand los und sprich!"

Alois, an sein Anliegen erinnert, dem er selbst nicht recht trauen mochte, nahm einen treuherzigen Ton an, indem er sagte:

„Georg läßt Dich brüderlich grüßen, und wir haben aus einem Briefe Deiner Madam an den Maler gesehen, daß sie hier damit umgeht, Dich für den Professor, der ihr alter Liebhaber sein soll, zurecht zu machen."

„Solch einen Brief habt Ihr gesehen?" fiel Hildegard ein. „Wie seid Ihr denn dazu gekommen? Solch' einen Brief hat Euch der Maler doch gewiß nicht mitgetheilt?"

„Nun ja," erwiederte er betroffen, „das will ich Dir nachher erklären. Daß es aber wahr ist, sehe ich ja vor mir, da Du wirklich aussiehst wie halb und halb zurecht gemacht. Aber gewiß nicht mit Deinem Vorwissen und Willen, und d'rum komm' ich Dich aus den Klauen der dicken Frau zu retten, und wenn uns nichts übrig bleibt, Dich mit nach Amerika zu nehmen."

Nach einigen Augenblicken der Ueberlegung, daß dies alles jetzt nicht verhandelt, nicht einmal widersprochen

werden könne, versetzte sie gelaß'ner, als er es erwartet haben mochte:

„Nach Amerika meinst Du?"

„Ja," rief er vergnügt, „Du warst ja früher einmal einverstanden, und glaube mir, — sie lassen uns nichts anderes übrig."

„Wie willst Du denn das anfangen, Alois?"

„Ich verkaufe mein Gut, und habe auch schon einen wohlhabenden Käufer. Baar Geld lacht und schafft, weißt Du, Hilde!"

„Zum Schaffen wird wenig übrig bleiben, bis wir hinüber kommen; Noth daheim trägt sich aber leichter, als Noth über dem Weltmeer, weißt Du ja auch, Alois."

„Der Erlös aus meinem Gut giebt drüben ein viel größeres Eigenthum," erklärte er, und setzte nach einer verlegnen Pause mit zähem Lachen hinzu: „Und Reisegeld — schaffst Du, Hilde!"

„Ich? Du bist nicht klug."

Alois nickte ihr mit pfiffiger Vertraulichkeit in's Gesicht, indem er ihr mit Händereiben zuflüsterte: „Ich hab' mir's gar wohl ausgedacht —."

„Aber, ich muß fort, Alois, ich muß hinauf!" drängte sie gegen das Haus.

„Also kurz und gut!" fuhr er fort, und die Eile ließ ihm die Zeit nicht, seine Mittheilung ein wenig zu schminken. „Siehst Du," sagte er, deine dicke Madam

zahlt Euch für den kranken Jungen an die 800 Gulden für ein Jahr. Du borgst ihr das erste halbe Jahr ab, vorgeblich für Deine Mutter, um eine verschämte Schuld abzutragen, und die 400 Gulden reichen zu, selbst auf einem Dampfschiffe, bis nach Amerika."

Hildegard sah ihn mit Erstaunen an. — „Von wem hast Du denn das?" fragte sie, und er deutete mit dem Zeigefinger höchst vergnügt auf seine Stirne.

„Und das wäre Dein Ernst, Alois!" rief sie im Ton entrüsteten Zweifels.

„Warum denn nicht?" entgegnete er. „Soll's wieder Unrecht sein? Aber wie nennst Du es denn, was sie Dir anthut und mit Dir vorhat wider all' Deine Lieb' und Treue und wider unser Lebensglück? Es ist blos ein kluger Streich von uns, daß wir sie Deine Rettung und unsere Flucht bezahlen lassen. Sie trägt damit eine Verschuldung ab, und uns wird man mit Jubel nachlachen."

Nur ein paar Augenblicke blieb Hildegard stehen, die Hände gefaltet, mit schmerzlichem Ausdrucke den Kopf schüttelnd. Dann lebhaft dem Hause zuschreitend gebot sie: „Komm', Alois!"

Er wollte sie aufhalten mit der Frage was sie vorhabe.

„Ich will Dir dort meine Antwort geben!" erwiederte sie feierlich erregt. „Dort, nur nicht hier unter dem freien Himmel, denn — ich schäme mich für Dich!"

Im Hause, an der Stiege zum obern Stock ange-

langt, blieb sie stehen und sprach ruhiger, aber mit tieferer Bewegung:

„Ihr seid ganz und gar irre, Du und Georg, über die Absichten der Frau Elfenich. Uebermorgen kommen wir wieder zurück. Die Frau hat nichts so schlimmes mit mir vor, als Ihr Euch einbildet, nichts so schlechtes als Du von mir verlangst, mir zumuthest. Ich soll also meine Wohlthäterin betrügen und mit vorgeblichen Schulden meiner Mutter belügen, und dabei denkst Du nicht einmal daran, in welches Licht Du die gute Mutter stellst, und daß ich sie um das Geld bestehlen würde, das ich mir in ihrem Namen zueignete? Gott im Himmel, daß dergleichen aus Deinem Herzen kommen konnte! Denn mein Bruder Georg hat wahrlich keinen Theil daran, und sein Rock deckt Deine Schlechtigkeit nicht. — — Ich werde es keinem Menschen sagen, Alois, nie und nimmermehr. Ich hätte mich um unserer — Bekanntschaft willen mit zu schämen. Aber nun geh' und mach' Dich morgen in aller Frühe fort, ehe die Polizei auf Deine Gedanken kommt und Dich in meines Bruders Anzug auf den Schub setzt. Lebe wohl!

Bei diesem „Lebewohl" entfuhr ihr ein jähes Schluchzen, als ob es nicht für diesen Abend, sondern für immer gemeint sei. Rasch hatte sie ihm die scheidende Hand entzogen, und die Linke an die Stirne gedrückt stieg sie still weinend die Stiege hinauf.

8.

Wie Hildegard gesagt, fand ihre Rückkehr wirklich statt. Als gegen Abend der Wagen am Hause der Frau Directorin anfuhr, kam eben Paul mit Peternellchen aus dem Garten und erfreute die Mutter mit seinem lebhaften Entgegenkommen. Hildegard ging in ihrer feierlichen Stimmung in's Haus, die Muter zu begrüßen. Diese empfing die Tochter mit freudiger Verwunderung, und herzte sie, als ob sie in den neuen Gewändern ein umgewandeltes Kind an die Brust drückte. Sie konnte und mochte die Empfindung nicht abweisen, welche Kluft schon mit diesen Gewändern zwischen ihr und dem Bauernsohn erweitert sei, und daß Hildegard sich mit diesen Flügeln aus ihrer Herzensverirrung erheben werde. — „Wie lieb Du so und wie würdig Du aussiehst, meine Tochter!" rief sie aus, und war höchst erfreut, als Hildegard mit dem feierlichem Ernste, der seit jenem Abend über sie gekommen war, erwiederte:

„Dann laß mich so bleiben, liebe Mutter!“

„Ja wohl sollst Du das, Hildegard!“ erklärte Frau Elisabeth rasch und lebhaft. „Unsere Lage, siehst Du, hat sich ja sehr verbessert; da nehmen wir noch einen Dienstboten oder Tagelöhner nach Bedürfniß für Das, was Du bisher mit Aufopferung und Liebe selbst verrichtet hast, und später findet sich vielleicht durch die Güte der Frau Elsenich ein schickliches Plätzchen für Dich, oder Du vereinigst Dich nach dem Wunsche Theresia's, wenn sie sich nicht etwa verheirathet, in ihrem Geschäft. Aber komm', ich vergesse ja die liebe Frau!“

Vor dem Hause hatten sich schon Theresia und der Professor zur Begrüßung eingefunden. Keines von beiden berief Hildegarden wegen ihres Anzugs; sie benahmen sich als ob keine Veränderung mit ihr vorgegangen sei. Dies wäre besonders von Theresia zu verwundern gewesen, hätte sie selbst nicht mit der eignen Veränderung in ihrem Innern zu kämpfen gehabt. Diese entging selbst Hildegarden nicht, besonders als die Schwester sie mit stummer Wehmut umarmte und fest an sich gedrückt hielt. Sie dachte, der Maler würde sich ihr wohl erklärt haben; dies war aber der Fall nicht, sondern Theresia feierte so mit einem bebenden Kuß ihre schweigende Resignation.

Schweigsam, denn auch Das, was in den letzten Tagen zwischen Theresen und Steinbrück vorgegangen,

war ohne Worte geblieben. Beide waren in widersprechender Stimmung einander näher gekommen, — Theresia mit mehr Herzlichkeit, Steinbrück mit weniger Rückhaltung. Da war ihr denn endlich über die Wendung, die des Malers Empfindungen und Absicht genommen hatten, kein Zweifel übrig geblieben. Nicht ohne Schmerz hatte sie ihre Erwartungen aufgegeben, nicht ohne Kampf die bittere Empfindlichkeit gegen die Schwester überwunden. Ihr persönlicher Stolz und ihre Familienliebe hatten ihr endlich darüber hinaus geholfen, und in der innigen Umarmung Hildegardens feierte sie eben den Sieg über sich selbst. — —

Die nächsten Stunden und folgenden Tage konnten kaum die geheime Spannung verbergen, in der sie verlebt wurden. Niemand fühlte sich recht auf festem Boden und Jedes verlangte doch mit mehr oder weniger Unruhe nach einem Abschlusse seines Zustandes.

Der Maler hatte mit Frau Elfenich viel insgeheim zu besprechen, was ihn um so mehr bedrängte, als sein Urlaub zu Ende lief und er mit unentschiednem Herzen abreisen sollte.

Hildegard, wenn auch mit sich in keinem Zweifel, war doch über Alois in Ungewißheit. Er hatte sich noch nicht sehen lassen, und die Rede ging, er stehe in Unterhandlung wegen Verkaufs seiner kleinen Besitzung, um dann nach Amerika auszuwandern. Und als er endlich

zurückgekommen war, blieb doch Bruder Georg für seine Familie, besonders gegen Hildegard, noch so scheu, wie seither. Er wußte nicht recht, wie er mit dem Freunde und mit der Schwester daran war: keines von beiden schien ihm offen und alles gesagt zu haben, was zwischen ihnen vorgefallen war.

Niemand hätte sich vorstellen können, daß gerade aus der so gelegnen Verwirrung das insgeheim Gewünschte sich entwickeln sollte, als das Unvermuthetste wie ein Blitz in die schwüle Luft schlug, und sie in stürmische Bewegung setzte.

Frau Elfenich empfing nämlich Briefe von Haus, und mit dem ersten, den sie erbrochen, stürmte sie fort, den Professor aufzusuchen, den sie im Garten bemerkt hatte. Auf den Brief deutend berichtete sie, was ihr eine Freundin meldete, und was darauf hinaus lief, daß die Majorin von Uffenbach in ihrem Gesellschaftskreise ein Liebesbriefchen der schönen Hildegard an einen Frankfurter Soldaten umhertrage, worin sie denselben zu einer Zusammenkunft im Hausgarten einlade. —

„Niederträchtige Bosheit!“ rief Steinbrück heftig aus. „Welche Hundeseele hat diese Lüge ausgeheckt?“

„Sie glauben's also auch nicht?“ erwiederte Frau Elfenich mit Zufriedenheit; worauf der Professor nur mit einem verwunderten Blick antwortete, indem er leb=

haft fragte, wie man dieser Tücke am schnellsten auf die Spur käme.

Sie überlegten hin und her, als ihnen Hildegard in den Weg kam. — „Da haben wir die Antwort!“ sagte Frau Elfenich: „der Angeklagte muß vor allem vernommen werden.“

Sie ging ihr heiter entgegen, umarmte sie, und theilte ihr auf schonende Weise mit, um was es sich handle.

Hildegard erblaßte; doch nach den Kämpfen, die sie mit sich gehabt, war sie schneller gefaßt und sagte:

„So werde ich also doch um meines Heimlichthuns willen so schwer heimgesucht! Ich will Ihnen einfach erzählen, was geschehen ist, und dann bitten, daß Sie mir beistehen; es kann nur ein Mißverständniß sein.“

Sie erzählte nun das kleine Erlebniß, das sie mit so viel Angst bestanden hatte, treu und umständlich, indem sie sich darauf berief, daß dieselbe Frau von Uffenbach durch ihr frühes Erscheinen sie nicht habe dazu kommen lassen, den guten Rath der Frau Elfenich nachzusuchen. — — „Allerdings,“ sagte sie, „hätte ich Ihnen nachher noch den Vorfall erzählen sollen, dann wäre mir jetzt schneller geholfen, und darin habe ich gefehlt. Allein Alois hatte mir einen Vorschlag zur Flucht gethan, der mich so kränkte, daß ich mir im Stillen sagte, zwischen ihm und mir könne kein Verkehr mehr sein. Weil ich mir aber fest vorgenommen hatte, über diesen Vorschlag ewig

zu schweigen, so schien mir dies leichter zu werden, wenn ich lieber gar nichts erzählte, zumal ich heimlich dachte, alles sei ja nun für immer abgethan. Daß man aber den Alois im Paletot meines Bruders für einen Soldaten gehalten, das begreife ich nicht."

Wie denn aber oft genug in dergleichen Verwicklungen, um ein schuldloses Herz recht in Verwirrung zu stürzen, die kleinen Umstände, die zu einer Lösung helfen könnten, sich wie schadenfroh verstecken: so war auch Hildegarden, vermuthlich über ihre zerstreute Verlegenheit bei Empfang des Billets, die Mittheilung Lisettens, daß ihr Liebhaber, der Vermittler des Briefes, frankfurter Soldat sei, ganz aus dem Gedächtniß gekommen.

Nach alledem fiel der Verdacht wegen eines tückischen Streiches zunächst auf Alois, zumal er von Hildegarden selbst übel angesehen war. Jedenfalls mußte er Rede und Antwort über das empfangene Billet geben können.

Man wendete sich an Georg, setzte ihn in Kenntniß von dem Mißverständniß, und foderte ihn auf, seinen Freund darüber zur Rede zu stellen.

Georg bestätigte alsbald, daß Alois in sehr anständigem bürgerlichen Anzuge zum Besuche der Schwester gegangen sei. — „Er ist sehr verbissen und verschwiegen zurückgekommen," sagte er, „scheint mir selbst manches verheimlicht zu haben, und es ist mir lieb, daß er mir jetzt Rede stehen muß."

Er sprach sich sehr eifrig für Hildegard und über eine so gottlose Nachrede aus, die der Schwester gerade in Frankfurt habe passiren müssen.

Mit diesem Seitenblicke seines Mißvergnügens und Tadels, der dem Maler gelten sollte, ward er aber schnell sehr kleinlaut, als Steinbrück lebhaft einfiel:

„Wozu ist denn der Bursche überhaupt nach Frankfurt gereist? Was hat ihn nur dazu veranlaßt? Es müßte denn sein, daß der Brief, der mir aus meinem Zimmer entwendet worden, — ihm in die Hände gefallen wäre. Ihr Brief, Frau Elfenich, worin Sie mir von Fräulein Hildegard schrieben, ist mir aus dem Zimmer entkommen. —“

Georg schwieg mit einer Miene, als ob er nicht ohne Mitwissenschaft von dem Brief und dem Anlaß zur Reise seines Freundes sei.

Erst am nächsten Morgen erschien er wieder bei Madame Elfenich mit der Erklärung, Alois habe gar kein Billet erhalten, sondern sei von einem Landsmann und Vetter zu Hildegarden mündlich beschieden worden. Und der sei allerdings Soldat.

„Und wie kommt Der dazu?“ fragte sie verwundert.

„Er sei Lisettens Liebhaber,“ war die Antwort, „und Alois habe sich an ihn gewendet, um Zutritt in's Haus zu bekommen.“

Hiermit war nun der Weg zur Untersuchung bezeichnet: Lisette, das eigne Kammermädchen war die erste Instanz. Und nun trat der Professor als entschlossener Freund hervor. Er packte seine Sachen, ließ sie nach der Stadt zur Post schaffen, die gegen Mittag eintraf, und begab sich von Frau Elfenich und Hildegarden begleitet dahin. Dort schied er mit der Zusage, binnen drei Tagen das Räthsel zu Hildegardens Beruhigung gelöst zu haben. Der Freundin überließ er mit Vertrauen, während seiner Abwesenheit bei dem geliebten Mädchen sein Herz und seine unausgesprochenen Wünsche geltend zu machen.

Daß Frau Elfenich ihre Zeit dazu nicht versäumen werde, war von ihrem doppelten Wohlwollen für Steinbrück und für Hildegard zu erwarten. Freilich bedurfte sie dazu ihres weiblichen Taktes und einer zartfühlenden Klugheit. Sie verstand es aber, Hildegardens Gemüth mit heitern Erwartungen aufzurichten und ihr Herz zu Vertraulichkeit anzuregen. Da wurde ihr denn klar, daß Hildegard in ihrem tiefsten Innern sich wirklich von Alois losgesagt hatte, ihr — so zu sagen brach liegendes Herz aber für des Malers Wünsche noch nicht ausgestellt war. Hildegard schwärmte nämlich mit ihrer Vorstellung von ihm weit über das Gebiet der Liebe hinaus. Diese hohe Verehrung und das nachbebende Gefühl ihres Bruches mit Alois ließen ein so reines Herz nicht sobald an sich

selbst denken. Doch zweifelte die kluge Frau nicht, daß zwischen jenen widerstreitenden Empfindungen eine Ausgleichung geschehen, und die Liebe ihr Plätzchen finden werde. Indem sie aber überlegte, wie sehr es Hildegarden erleichtern würde, wenn Alois sein amerikanisches Vorhaben recht bald ausführte, nahm sie Gelegenheit, mit Georg zu reden, und ihm aufzutragen, das kleine Gut des Alois im Preise, wofür es ihm eben feil wäre, für sie anzukaufen.

So sehr ihm dies Vertrauen, wobei sein Sachverstand in Anspruch genommen war, schmeichelte, wünschte er doch auch im Stillen, es möchte noch zu einem Verständniß zwischen dem Freund und der Schwester kommen. Widersprechende Anfoderungen kamen indeß dem seltsamen Menschen niemals unangenehm. Die Doppelseitigkeit der Familie hing ihm auch hierin nach. Und wie er neben seinen bäuerlichen Geschäften gern den geschickten Unterhändler oder Vermittler machte, freute es ihn, beide Angelegenheiten zu verbinden, und eine durch die andre zu betreiben. Er gab sich selbst lächelnd das Räthsel auf, mit welcher von beiden er wohl zum glücklichen Abschluß käme.

Inzwischen machte der Professor an Ort und Stelle die Erfahrung, daß seine Untersuchungssache bei weitem nicht so verwickelt lag, als wofür er sie, in seinem lebhaften Interesse für Hildegard, zuerst angesehen hatte.

Wie er einmal an Lisetten den Faden in der Hand hielt, löste das Gewebe sich wie von selbst auf.

In der Wohnung der Frau Elfenich fand er die Haus- und Treppenthür nicht, wie sonst, verschlossen, sondern nur angelehnt, wie für Jemand, der einen kurzen Ausgang machte oder eine schnelle Rückkehr vorhatte. So kam er unbemerkt an die offne Küche, in welcher ein junger Soldat stehend mit der Köchin und der Kammerjungfer bei Wein und kalten Schüsseln frühstückte. Er dachte an das Sprüchwort, daß die Mäuse Herr sind, wenn die Katze fort ist, und lächelte über diesen Vergleich mit seiner abwesenden Freundin.

Die Ueberraschten waren auseinander gestoben, und der Soldat nahm seinen Rückzug. Doch der Professor hielt ihn mit den Worten auf:

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, mein Freund, wenn Sie etwa der Liebhaber der Mamsel Lisette sind? Sie heißen?“

„Andreas Günther!“ war die Antwort.

„Und haben damals, — erinnern Sie sich — das Billet Ihres Freundes Alois Gutwein hier durch Lisetten bestellt?“

„Ja wohl, mein Herr!“

„Und Fräulein Hildegard's Antwort an Ihren Freund zurückbesorgt?“

„Allerdings!“

„Doch dies nur mündlich. Wo haben Sie denn aber das Billet hingebracht?“

Der Soldat schwieg verlegen, sah Lisetten an, und strich an seinem strohfarbenen Schnurrbart.

„Sprechen Sie nur, mein Freund, Sie sollen keinen Verdruß davon haben. Trinken Sie Ihr Glas aus und reden Sie offen! Wie ist das Billet, statt an Alois, in die Hände der Frau Majorin von Uffenbach gekommen? Sie sehen, ich weiß alles, und wünsche nur den Zusammenhang zu kennen.“

Lisette, die in ihrem leichtfertigen Gewissen für sich selbst Schlimmes befürchten mochte, gab dem Burschen einen ermunternden Wink, und er antwortete dann mit einer weichmüthigen Treuherzigkeit:

„Sehen Sie, ich hatte das Billet in mein Kamisol, in meinen Hausrock gesteckt, um es dem Alois abzuliefern. Da wurde ich von der Frau Majorin in die Stadt geschickt, — ich bin nämlich des Herrn Majors Hausbursche, — und vergaß das Papier aus dem andern Rock mitzunehmen. Begegnet mir der Alois, der eben zu mir wollte, und ich melde ihm den Inhalt des Billets mündlich.“ —

Mit verlegenem Blick auf Lisetten setzte er kleinlaut hinzu:

„Es war nämlich unversiegelt, und wir hatten's gelesen.“ — Dann fuhr er fort:

„Es ging schon gegen Abend, ich wußte nicht, ob ich vielleicht beim Thee aufzuwarten hätte und noch einmal ausgehen könnte, und versprach dem Alois, das Billet nachzuliefern, weil er es durchaus haben wollte. Wie ich's dann später nehmen will, — fort ist es!"

„Fort?" rief Steinbrück. „Wie konnt's denn fort sein? Aus der Tasche geflogen? Der Wind kann's nicht gethan haben; machen Sie mir nur keinen Wind!"

Der Soldat schwieg mit zuckenden Mienen und unruhiger Bewegung.

„Sprich nur, Andres!" ermunterte Lisette. „Sag's nur heraus!"

„Sag' Du's!" versetzte er; „für mich schickt sich's nicht!"

„Wissen Sie, Herr Professor," berichtete nun Lisette, „die Frau Majorin ist eine —. Nun, ich will mir keinen Unnamen erlauben —. Aber, sie untersucht, gewöhnlich, wenn Andreas aus ist, seine Taschen. Das ist schlecht gethan gegen einen Soldaten, der nichts Unrechtes einsteckt, und der Herr Major sollte Das nur wissen! Wenn man einem braven Diener nicht gibt, was ihm gebührt, so nimmt er's deswegen noch nicht. Andreas bedient freilich den Tisch, aber es geht da drüben mit den guten Bissen so hoch her, daß sie dem Diener nur bis in die Augen, aber nicht bis in den Mund herabkommen. Und, sehen Sie, da hat die Frau Taschen-

visitatorin statt eines Stückes Kirschenkuchen — das Billet gefunden, und das war für ihr Klatschmaul ein rechter Leckerbissen."

„Und Sie haben das Billet nicht zurückgefodert?" fragte der Professor.

„Das Unheil hätte ich sehen wollen, wenn ich die Frau beschuldigt hätte —" antwortete er.

„Sie haben Recht!" fiel Steinbrück ein. „Und nun danke ich Ihnen für die Mittheilung. Ich werde jetzt die Frau Majorin besuchen; aber seien Sie ruhig, Sie sollen keinen Verdruß davon haben, ich will ihr das Geständniß schon selbst herauspressen. Ist der Major jetzt zu Hause?"

„Der Herr Major sind diesen Morgen früh in Geschäften nach Mainz," antwortete der Soldat. —

„Das macht sich ja prächtig!" rief Steinbrück. „Jetzt lassen Sie sich das Frühstück schmecken, mein Freund, und Sie schenken ihm noch ein Glas ein, Lisette. Er hat's um Frau Elfenich verdient!"

Der Major wohnte im anstoßenden Hause; so daß die innere Entrüstung noch nicht ausgebebt hatte, als der Professor bei der Schelle ankam, die vor dem in Porzellan gebrannten Namen des Majors herabhing. Ein Hausmädchen meldete seinen Namen und die „gnädige Frau", geputzt zum Ausgehen, empfing ihn auf's Artigste.

„Sie sind im Begriff auszugehen, gnädige Frau, aber mein Anliegen ist kurz, ich werde Sie nicht aufhalten!" sagte er, und nahm, ohne den Hut abzulegen, den angebotenen Sitz.

„Ich komme im Auftrage der Frau Elfenich mit freundlichen Grüßen. Es ginge mit ihrem Kranken ganz nach Wunsch, läßt sie Ihnen sagen, und Sie möchten ihr doch in freundschaftlichem Vertrauen auch das Billet der schönen Hildegard mittheilen, wie Sie es verschiedenen andern Freundinnen gethan."

Einige Augenblicke war die Dame ganz bestürzt; doch schnell gefaßt erwiederte sie:

„Von wem weiß sie denn —?"

„Man hat's ihr geschrieben, von verschiedenen Seiten."

„Nun ja," fuhr sie kecken Tons fort, „meine liebe Elfenich wird sich erinnern, wie bedenklich mir gleich ihre große Vorliebe für das schöne Mädchen schien. Nun sie von dem Skandal weiß, darf ich ihr die gewünschte Ueberzeugung nicht vorenthalten. Indeß mittheilen kann ich ihr das Billet nicht; ich mag's doch nicht aus der Hand geben, und man muß doch ein so verirrtes Mädchen vor der Welt schonend behandeln. Ich will Ihnen die Zeilen zeigen, und Sie können ihr dann bestätigen, was sie gehört hat."

Sie trat mit diesen Worten bei Seite, und holte verstohlen, — wie er aber doch im Wiederschein des Spie-

gels bemerkte — das Papier aus ihrem Arbeitskörbchen. Sehen Sie, lieber Professor, und lesen Sie selbst!"

Steinbrück las das Briefchen mit der vollen Namensunterschrift; auf der Rückseite fand er aber als Adresse nur die Zeichen: An A. G. — — Ein plötzlicher Gedanke belebte ihn: er empfand bei der vollen Namensunterschrift die unbefangene Wahrheitsliebe des edeln Mädchens, und glaubte aus den bloßen Namensbuchstaben des Adressaten eine verschämte Verlegenheit gegen die Person desselben zu erkennen. Bloße mädchenhafte Vorsicht konnte es nicht sein, sonst hätte sie besser umgekehrt ihren eignen Namen nur buchstäblich angedeutet. Und gerade diese schöne Empfindung hatte der lieben Hildegard eine so schmähliche Mißdeutung zugezogen.

„Nun, mein lieber Professor," lachte die Majorsfrau, — „Sie sind nachdenklich geworden? Nicht wahr, das Pröbchen gefällt Ihnen?"

„Ich überlege eben ein beklagenswerthes Mißverständniß, gnädige Frau," antwortete er. „Sie behaupten, das Billet sei an einen gemeinen Soldaten gerichtet?"

„Ja wohl!" versetzte sie keck, — „an den Laufburschen meines Mannes hier im Hause."

„Woraus schließen Sie das?"

„Er heißt Andreas Günther; sehen Sie nur: An A. G.!"

„Das ist ein sehr übereilter Schluß! Diese Buchstaben können noch manchen Namen bedeuten!" bemerkte der Professor scharf. „Und Sie hätten erst genauer untersuchen sollen."

„Ich denke doch," rief sie ungehalten, „in wessen Tasche das Billet offen gefunden wird, an den ist es gerichtet."

„So?" lachte er bitter. „Aber wenn man in fremde Taschen greift, kann man auch fremdes Gut finden. Sie haben einen großen Mißgriff gethan, gnädige Frau, im Auffinden wie im Verwenden dieser Zeilen, — einen Mißgriff und einen Mißbrauch. Das Billet ist von Fräulein Stadler an einen Freund ihres Bruders gerichtet, der gekommen war, Hildegarden in einer Familiensache zu sprechen. Er heißt Alois Gutwein, und dieser ist mithin der A. G. auf dieser Adresse. Ihr Laufbursche, ein Landsmann desselben, war blos der Vermittler der schriftlichen Anfrage und schriftlichen Antwort. Dies war an jenem letzten Gesellschaftsabende vor der Rückreise der Frau Elfenich zu ihr'em Sohne, und gerade Sie waren durch Ihr frühes Kommen Schuld, daß Hildegard wegen der Sache nicht mit ihrer Gönnerin reden konnte, sondern den Menschen auf ein paar Augenblicke in den Garten bestellte. Da Sie versäumt haben, wie es scheint, Ihren Burschen über das gefundene Billet zur Rede zu stellen: so will ich Ihnen nicht zumuthen,

daß Sie ihn jetzt noch befragen. Auch genügt Ihnen wohl meine Erklärung. Sie erlauben mir daher das Billet an mich zu nehmen, und werden einsehen, wie gerecht der Wunsch der Frau Elfenich ist — Sie möchten nämlich in dem ganzen Kreise der Gesellschaft, in welchem Sie das Briefchen, gewiß nur um ein „so verirrtes Mädchen zu schonen“, umhergetragen haben, die falsche Deutung, die Sie den Zeilen gegeben, gefällig widerrufen.“

Indem sich der Professor bei diesen Worten bereits erhoben hatte, setzte er noch hinzu:

„Hildegard's Bruder ist mein Freund, und eben auf einer Reise abwesend. Ich als Gast bei seiner Mutter, sehe es daher als meine Sache an, für dessen Schwester hervorzutreten. Sie werden mich unendlich verbinden, meine Gnädige, wenn Sie durch Ihren Widerruf mir die Mühe ersparen, die Geschichte eines von schöner Hand in einem Soldatenkamisol gefundenen Liebesbriefes durch heitere Zeichnungen in den „fliegenden Blättern“ zum Besten zu geben. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie doch vielleicht zu lang aufgehalten habe!“

Er verneigte sich vor der bestürzten Dame, die kein Wort der Erwiederung fand, und verließ mit festem, stolzem Schritte das Haus.

9.

Denn der verbiss'ne Verdruß, mit dem er gekommen war, hatte sich ihm durch den leichten und schnellen Erfolg in eine siegreiche Zufriedenheit verwandelt.

In dieser Stimmung griff er alsbald zur Feder, um seinen Morgengang und das Ergebniß desselben so frisch und umständlich, wie es ihm eben vorschwebte, seiner Freundin mitzutheilen. Ihrem Verstand und Herzen überließ er es, den Kern und die Schale seines Unternehmens bei Hildegarden zu seinen Gunsten zu verwerthen.

Um dieser Nachwirkung willen that es ihm auch weniger leid, daß er seinem Briefe nicht sobald folgen konnte; indem sich dringende Arbeiten seines Berufs angesammelt hatten, die ihn auf unbestimmte Zeit festhielten. Er versprach aber sich recht anzuhalten, um auf ihren ersten Wink zu erscheinen und den Würfel seiner Liebesbewerbung zu versuchen.

Diesen Moment zu beschleunigen, trug sich neben den stillen Bemühungen der Frau Elfenich etwas zu, was eben so unerwartet kam, als es doch aus dem Charakter der betreffenden Personen mit einer gewissen Nothwendigkeit hervorging.

Plötzlich war nämlich das von der Familie Stadler so sorgfältig gehütete Mißverständniß mit dem Briefchen, wie ein Nachhall aus Frankfurt, in dem Städtchen und im Dorfe selbst mit höchst ungünstiger Deutung verbreitet. Georg, der sich manchen Vorwurf wegen der mit veranlaßten Begebenheit zu machen hatte, war sehr bemüht hinter dieses leidige Gerücht zu kommen. Er ging seinem Freund Alois hart zu Leibe. Dieser aber, über die Zweideutigkeit verdrossen, mit der Georg ihn bald zu neuer Bemühung um Hildegard, bald zum Verkaufe seines Gütchens antrieb, verstockte sich nur desto mehr in seiner Zurückhaltung; zumal er sich seines unehrlichen Handelns bewußt war.

Der erste gegen ihn gerichtete Argwohn bestätigte sich nämlich mehr und mehr. Und wenn es gleich anfangs auffallen mußte, daß der Neuigkeit von Hildegard's Briefe stets die Bemerkung angehängt war, der Mosje Alois werde jetzt für die Hand danken, die Liebesbriefchen an Soldaten schreibe: so verrieth endlich Alois selbst, beim Trunk auf einer nachbarlichen Kirchweihe, seine übermüthige Schlauheit, daß er nämlich darauf rechne, der

üble Ruf Hildegardens werde nun bald ihre Mutter und Geschwister nachgiebiger machen, denn sie selbst sei längst mit ihm einverstanden.

Jetzt hielt es Georg an der Zeit für die Schwester hervor zu treten.

Er versammelte auf den nächsten Sonntag seine Freunde zu dem gewöhnlichen Rauch- und Zeitungskolleg und zur Vornahme eines besondern „Aktes".

Das Wort „Akt" hatte er seinen Kameraden gelegentlich erklärt mit dem Zusatze, was bei Schiller — „die Lützner Aktion" bedeute.

Georg's feierliche Stimmung, sein gespanntes Benehmen fiel allen auf. Er empfing sie nicht mit der langen Pfeife, und gab auch keinem den gewöhnlichen Wink sich eine Cigarre aus dem Wandschränkchen zu holen. Ja, er sah etwas blaß aus, wie Anfänger, die sich mit einer wohlausgedachten feierlichen Rede tragen. Da nur Alois noch fehlte, so erriethen die Freunde, daß es ihm gelte, und wurden unruhig, wie sie ihn empfangen sollten. Als ihn endlich Georg gegen das Haus kommen sah, holte er selber die Cigarren herbei, und bot jedem an, bis auf den eintretenden Alois, den er wie über sein Erscheinen verwundert, ansah. — — „Hör', Alois, Dir biet' ich keine Cigarre an!" sagte er mit etwas bebender Stimme. „Du hast Dich an einen schlechten Taback gewöhnt, den wir andern nicht vertragen, und hast mit

Deinem falschen Soldatenknaster die ganze Umgegend in Gestank gesetzt. Ihr Freunde setzt Euch, und ich hab' Euch früher einmal erklärt, was vormals die Vehmrichter gewesen. Solch' ein Gericht wollen wir jetzt abhalten. Seht hier, das ist das jetzt so viel und schmählich besprochene Billet meiner Schwester, meiner prächtigen Hilde, — an keinen Soldaten, sondern an den Alois da geschrieben, und sollt' ihm durch den Euch bekannten Andreas Günther zugestellt werden, ihr kennt ihn ja, — der erst Ladendiener war, und nach einem dummen Streich in's Frankfurter Bataillon getreten ist. —

Er erzählte nun kürzlich den Verlauf, den es mit dem Zettelchen gehabt hatte, und fuhr dann gegen Alois fort:

„Als ich Dich über die Sache befragte, gabst Du mir blos zur Antwort, daß Du kein Billet erhalten hättest; Du wußtest aber recht wohl, wie's damit gegangen war, und hast also wider Wissen und Wahrheit meine Schwester in übeln Ruf kommen lassen, während ein ganz fremder Mann, der Hildegarden nichts angeht, fortgeeilt ist, ihren guten Namen zu retten. Im Gegentheil hast Du ihr die widerliche Nachrede geflissentlich angerichtet, vermeintlich, die Familie würde nun froh sein, wenn Du sie noch nehmen wolltest. Aber der Schlaukopf hat sich wirklich vermeint: denn wisse nur, — meine Schwester will Dich nun nicht mehr, und mit unserer Freundschaft hat's auch ein Ende. — Jetzt, Alois, wär's

Zeit für Dich nach Amerika zu machen. Doch, das ist Deine Sache, und wir — wollen Dich nur nicht aufhalten, wenn Du etwa fort willst. Hör', Fritz Gimler, mach' ihm die Thür auf, und wer von Euch zu mir steht, der sprech' auch mit mir: Adjes, Alois! Glückliche Reise!"

Alle riefen diesen Abschiedsgruß, und Alois stürzte blaß und keines Wortes mächtig fort.

Mit welchen rachesüchtigen Gedanken er zu Haus ankam, und eine schlaflose Nacht zubringen mochte, sah er doch ein und merkte die folgenden Tage allen Begegnenden an, daß er gegen Georg's Genossenschaft, in der er bis jetzt der erste gewesen, und in der ganzen Freundschaft der Familie Stadler sich nicht mehr halten könne. Als daher nach einigen Tagen der Advokat des Amtes, von Georg instruirt, mit einem ansehnlichen Kaufgebot auf sein Gütchen bei ihm erschien, war er rasch entschlossen, seinen Rückzug mit trotziger Miene und losen Reden zu nehmen. Der Verkauf wurde bei Gericht vollzogen, und nach wenigen Tagen fuhr Alois mit der Zahlungsanweisung der Frau Elfenich an ihren Bankier abermal gen Frankfurt, wo er an dem Andreas Günther einen Reisegefährten zu finden hoffte.

Dem Auswandernden waren die vom Professor sehnlich erwarteten Winke der Frau Elfenich vorausgeeilt, und sie erhielt umgehend die Nachricht, daß er auf Mariä

Himmelfahrt ankommen würde. Diese Tagesbestimmung behielt die berechnende Freundin für sich, und wußte es so einzurichten, daß sie mit Hildegarden zu Hause blieb, als die Direktorin zu ihrer Tochter Theresia nach der Stadt ging, mit ihr den Nachmittagsgottesdienst bei den Franziskanern zu besuchen.

Es war ein angenehmer Augusttag. Nach unfreundlichem Regenwetter war der Wind umgeschlagen; ein sanfter Ost wehte das Thal herab, und die Sonne schimmerte durch das sich aufrollende Gewölk. Frau Elfenich wandelte mit Hildegard nach der Waldhöhe, von wo man die Landstraße übersehen konnte.

Sie brachte es auf den Professor, der nun jeden Tag eintreffen dürfte. Sie sprach von seinem Werth als Mensch, von seinem Verdienst als Künstler, und wie bedürftig er sich in beiden eines häuslichen Glückes fühle. Sie hatte dabei eine stille, entzückte Zuhörerin, deren Herz aber nur von Bewunderung und Demuth erfüllt schien. —

Endlich, als sie von der sogenannten Ausspann her, wo sie an jenem ersten Sonntage Halt gemacht hatte, den weithinleuchtenden Postwagen kommen sah, lenkte sie nach dem Hausgarten hinab, ungewiß was sie für den Freund hoffen, was sie ihm versprechen dürfe. — — In Gottes Namen mag er selbst zusehen! dachte sie. Liebe findet wohl ihren stillen Pfad, auf dem sie den

Umweg der Heerstraße abschneidet! — Sie wußte nämlich, daß der Professor nur wenig Tage verweilen konnte und diesmal nicht ohne Entscheidung für sein Herz abzureisen entschlossen war.

Bei all' ihrer unruhigen Erwartung war sie doch fast überrascht, als Steinbrück hinter den Wandelnden her den Garten betrat, und ihnen sein: Grüß' Gott! zurief.

Mit dem freudigsten Willkommen ward er empfangen, und Hildegard, indem sie ihm mit dargebotener Hand entgegen trat, sagte mit bewegter Stimme:

„Wie soll ich Ihnen danken, Herr Professor, was Sie so — so ritterlich für mich gethan haben!"

Bei diesen Worten zog Frau Elfenich sich zurück, um von den umher blühenden Lupinen, Wicken, Malven, Volkamerien und Tuberosen einen Strauß zu pflücken.

„Ich durfte Sie ja nicht in diesem Kummer lassen, liebe Hildegard, der gerade ein so schuldloses Herz doppelt schwer drückt!" erwiederte er.

„Ja schuldlos!" sagte sie, „aber Sie haben es doch erst an den Tag gebracht. Daß Sie es aber vorausgesetzt, und mich sogleich dafür gehalten haben, Herr Professor —! Und Sie kannten mich doch erst so kurz und hatten gewiß gehört —."

Sie brach in Erinnerung an ihr Verhältniß mit Alois plötzlich ab. Der Maler, der ihre Befangenheit verstand, fiel mit lebhafter Empfindung ein:

„Liebste Hildegard, wüßten Sie wie ich Sie kenne und in Ihrer Lage keinen Augenblick mißverstanden habe! Und sind wir denn nicht auch einmal einen langen Weg zusammen gegangen, — dort über die Wiesen? Und da ruhte nicht blos des Malers Auge auf Ihrer lieben Erscheinung, sondern auch des Mannes Blick drang tief in Ihre reine Mädchenseele. Wüßten Sie wie ich Sie kenne und hochachte! Und — lassen Sie mich behaupten — das Auge der Liebe buchstabirt nicht mühselig in einem reinen Frauenherzen: es liest vom Blatte."

Hildegard legte rasch ihre Hand an seinen Arm mit einem Blick und einer Bewegung — er wußte nicht, ob ihm zu danken oder zu wehren. Ein Zartgefühl hielt ihn ab, ein weiteres Bekenntniß und die große Frage seines Herzens zu thun. — — —

Hildegard, in letzter Zeit sehr ernst und in sich gekehrt, lebte jetzt mit dem Gefühle von dem verehrten Manne so geschätzt zu sein in einem innern Glücke, das aus ihren leuchtenden Blicken, aus ihrem bald träumerischen, bald wie aufjauchzenden Wesen nicht zu verkennen war.

Am wenigsten täuschte sich hierüber Frau Elfenich, die ja des Mädchens Herz in seiner ängstlichen Demuth am richtigsten erkannt hatte. Um so mehr regte sich aber auch ihre Schalkheit, den allzu behutsamen Maler, zu necken. Doch merkte sie bald, wie verletzlich er bei

dem hohen Ernste seiner Neigung für Hildegard gerade von dieser Seite war. Sie lenkte daher zur rechten Zeit mit ihrer heitern Gutmüthigkeit ein, indem sie sagte:

„Sie waren auf so gutem Wege, das liebe Mädchen aufzurichten und an sich zu ziehen: warum verstummten Sie auf einmal, während ich Ihnen einen Strauß von — Pappelrosen pflückte? Künstler, hab' ich mir sagen lassen, sind sonst gar nicht so blöde. Ich will denn zu Ihren Gunsten annehmen, daß auch Ihre Liebe mehr als eine gewöhnliche Künstlerliebe sei, und da Sie, wie ich sehe, eine so große Furcht vor einer abschlägigen Antwort haben: so muß ich Ihnen, als ehrliche Freundin, mit einer zarten Auskunft an die Hand gehen. Sie haben früher einmal die Absicht laut werden lassen, diese Schönheit zu malen; es ist aber zu keiner weitern Besprechung gekommen. Nun will ich dies Vorhaben der guten Hildegard in Erinnerung bringen, sie dabei in das Vertrauen Ihrer Liebe und Absicht ziehen, um ihr zu bemerken, wenn sie sich Ihnen zum Malen setze, müsse sie sich auch auf Ihre Bewerbung gefaßt halten. Ich rathe ihr dann mit sich in Ueberlegung zu gehen, und bei Ihrer Anfrage wegen des Malens ein Ja oder Nein aus ihrer ehrlichen Herzensstimmung abzugeben. Sehen Sie nun, mein Freund, wie leicht es Ihnen gemacht ist? Bekommen Sie jetzt ein Ja zum Malen, so stecken Sie es für eine gute Stunde in die Tasche, und heben

es für Ihre Liebeserklärung auf; fällt aber ein unglückliches Nein, so macht es Ihnen ja keine Verlegenheit, es trifft eben Ihren Pinsel, der es wie ein Blitzableiter an Ihrem Maler- und Mannesstolze schonend vorüber führt." —

Der Professor, wenn auch ein wenig beschämt, daß er sich hinter einen Pinsel verstecken sollte, konnte doch nicht anders, als der Freundin mitlachend beistimmen, indem er ihr dankbar die Hand küßte.

„Wissen Sie aber, lieber Steinbrück, daß ich nun selbst begierig bin, nicht was — denn darüber habe ich keinen Zweifel — sondern wie Ihnen Hildegard antworten wird," bemerkte die Freundin. „Meinem Gefühle nach kann solch ein Mädchen nicht geradezu sagen: Ja, ich will mich malen lassen, weil es weiß, daß es damit sagt: Ja ich will mich lieben und nehmen lassen. Selbst wenn sie es sich nicht klar macht, fühlt sie doch, welch' ein heimliches Ja noch in ihrem lauten Ja steckt. Es verlangt mich recht von Ihnen demnächst zu hören, mit welch' mädchenhafter Ausweichung Hildegard Ja sagen wird, und Sie müssen mir's ehrlich erzählen!"

Bei dem nur kurzen Aufenthalte des Professors durfte seine Gönnerin keine Zeit verlieren, und so konnte sie ihm schon am andern Mittag, als er sie von Tische zum Kaffe in den Garten führte, zuflüstern, daß sie am Morgen mit Hildegarden gesprochen habe.

Den Eindruck davon hatte er schon bei Tische an der schweigsamen träumerischen Befangenheit der Geliebten wahrgenommen. Wenn es ihm nun auch vorkommen wollte, als ob sie über ja oder nein noch nicht einig mit sich sei: so nahm er sich doch zusammen, und hielt sie mit einem Gespräche fest, als die Mutter Elisabeth, von Frau Elfenich und Paul begleitet, sich zu ihrem Mittagsschläfchen entfernte, und Georg seinen Arbeiten nachging. Zuletzt stand auch unser Paar auf und wendete sich einem kleinen Boskett zu.

Steinbrück sprach herzlich und vertraulich von seiner nahen Abreise, und beklagte die Einsamkeit seines Hauses, aus dem er sich nur einen so schönen Ausblick in seine Zukunft wünschte, als er in seinen Garten habe. — „Ich muß allen Trost," sagte er, „in meinen nächsten Aufgaben finden!"

Hildegard hörte ihm gedankenvoll und mit klopfendem Herzen zu, bis er mit einer gewissen Hast nach einem Apropos griff, indem er sagte:

„Zu diesen Aufgaben möchte ich gern noch eine recht liebe zählen, die nämlich, Sie zu malen, liebe Hildegard. Aber Sie müssen es nicht blos mir zu Gefallen, Sie müssen es auch sich zulieb thun, daß Sie mir sitzen, und mir Das mit all' Ihrer Herzensoffenheit sagen. Nicht wahr?"

Sie hatte ihn mit gefalteten Händen, den Blick ge-

senkt, nicht ohne leises Beben angehört, und erwiederte nun mit bewegter Stimme:

„Mich malen? Ich habe Ihnen oft zugesehen, wie Sie die Mutter Strich vor Strich aus der Leinwand hervorzauberten — leibhaftig und — seelenhaftig, möcht' ich sagen. Und denk' ich mir nun, daß auch ich unter Ihrer Hand so hervorleben soll, und wäre durch Ihre Kunst zum zweitenmal da — vollkommener, erfreulicher für andre, als ich es selber bin? — — — Ja, lieber Professor, wenn diese Ihre Hand zugleich auch mich als das Original umschaffen und vollkommener machen könnte! Aber freilich damit ist eben nichts gesagt, und wenn ich Ihnen nun antworten soll —. Ach Gott, — ich bin recht ängstlich, — — daß ich mich soll malen lassen, und muß Sie erst fragen: — Bin ich es denn auch werth, daß Sie, — daß Sie mich so lieb haben?"

Sie reichte ihm mit erröthendem Aufblick ihre beiden Hände hin.

„Hildegard!" rief er und zog sie sanft an seine Brust. „Hier an meinem Herzen fühle Du mein Glück, wie ich Deinen Werth kenne. Und beides halt' ich so auf ewig fest. O meine, meine Hildegard!"

Während sie selig auflächelnd mit thränendem Auge in seinen Armen ruhte, empfand er selbst auf's innigste die Ehrlichkeit ihres Herzens, das keinen Augenblick mit der Bedeutung ihres Jaworts spielen konnte.

Jetzt hörten beide die herankommende Mutter. Sie hatte nicht schlafen können, nachdem ihr Frau Elfenich zugeflüstert, was jetzt im Garten vorgehen dürfte.

Die Glücklichen eilten ihr Hand in Hand entgegen. „Wir lieben uns, Mutter, — segne unsern Bund!“ rief die Tochter an ihrem Halse.

Frau Elisabeth drückte ihr Kind an's Herz, und küßte es; dem Professor reichte sie die Hand und sagte mit lächelnder Rührung:

„Sie sind der gute Hirt, der mein verlaufnes Lamm zurückbringt!“

Er drückte ihre Hand an Mund und Herz und erwiederte:

„Nein, theure, vortreffliche Frau, ich komme das goldne Vließ meines Glücks zu holen, und Ihr Sohn zu heißen.“

„Aber, Ihr lieben Kinder,“ sprach Frau Elisabeth nach einer Weile, „Das darf ja noch nicht auskommen! Die Menschen begreifen so schnellen Wechsel nicht, meine liebe Tochter! Was so wie vom Himmel gefallen erscheint, befremdet und reizt den Argwohn. Was heutzutage nicht auf schweren Wagen, im Staube der Landstraße, oder mit dem wallenden Dampfschweife einer Lokomotive, mit der Allerweltsfracht eines Omnibus anlangt, findet die rechte Schätzung nicht. Hört, meine Kinder! Ich denke, wir gehen gleich zu unserer lieben

Frau vom guten Rath und hören, was sie meint. Die ist in der Welt besser, als ich zu Hause!"

Sie suchten die frankfurter Patronin auf, die mit der Miene frohen Erstaunens Hildegarden mütterlich umarmte und dem Professor mit schalkhaftem Lächeln ihren Glückwunsch aussprach. Sodann von dem Bedenken der Mutter in Kenntniß gesetzt, sagte sie:

„Sie haben Recht, Frau Direktorin, wir wollen vorsichtig auftreten. Ihre Theresia ziehen wir in's Geheimniß, dem Bruder Anton schreiben Sie es, Georg erfährt es beim Lebewohl des Professors. Uebermorgen ist Sonntag und Sie bekommen da Besuch: wir feiern aber da noch keine Verlobung, weder als offenbares Geheimniß, noch als geheime Offenbarung. Die beiden da sitzen getrennt und hüten ihre Blicke. Nächste Woche reist unser Professor zurück — versteht sich mit der Post, und wir drei folgen ihm später zu Wagen, um an Ort und Stelle die künftige Einrichtung des Paares zu berathen. Hildegard bleibt dann bei mir, ihre Ausstattung auszurichten, wie wir zwei Mütter es für geeignet finden werden, und dem Maler zu sitzen, damit die Hauptsache nicht vergessen werde. Das Mißverständniß mit dem Soldatenbillet ist bereits gehoben. Denken Sie sich, lieber Steinbrück, — ich bekomme vorhin einen Brief von der Majorin, die mir meldet, daß alles geschehen sei, ihre Uebereilung gut zu machen. Ich soll

Ihnen nur wegen der Drohung mit den fliegenden Blättern — den Kopf waschen."

„Und ich hatte mir schon so niedliche Scenen ausgedacht, und überall den Schmuck der Klatschrose angebracht," lachte der Professor, — „alles in Vers und Reim."

„Nun wollen wir aber die Geschichte — ungereimt liegen lassen," fuhr die Frankfurterin fort. „Zur rechten Zeit lassen wir dann die Verlobungskärtchen ausfliegen, und setzen die Trauung — vielleicht in den Oktober fest, zur Weinlese. Ich bringe das Paar hierher, und die Trauung geschieht droben in der Kirche der Franziskaner durch unsern guten Freund, den Pater Lektor, der sich in die Wandelbarkeit der menschlichen Herzen finden wird. Den frommen Vätern bringen wir ein gutes Fäßchen mit — eines Weines, der nach der neuen Behandlungsweise aus einem feurigherben und einem mildsüßen Gewächse gemischt ist, — zur Belehrung für die Patres, — daß sie, wie den gemischten Wein, sich auch eine gemischte Ehe möchten gefallen lassen."

Dies Programm, mit heiterm Beifall aufgenommen, wurde nach und nach im Laufe glücklicher Wochen ausgeführt.

Statt der Hochzeit fand ein fröhlicher Polterabend

statt, zu welchem alle Freunde und Bekannte der Frau Direktorin eingeladen waren. Versteht sich, daß Bruder Anton sich von seinen Reisen herbeigemacht hatte und die Ehrenbewirthung besorgte. Es wurmte ihn freilich, daß alles das ohne sein Zuthun und gegen seine Projekte zu Stande gekommen war, und gern hätte er noch eines und das andere besser gemacht. Aber die Frankfurterin stand fest. — „Sie meinen, lieber Herr Stadtler," sagte sie, „die Cigarre wäre besser ausgefallen, wenn wir Sie als Deckblatt genommen hätten? Kann sein, doch waren Sie eben nicht zu haben, und wir mußten sehen, wie wir ohne Sie zurecht kämen."

Als am andern Morgen nach der Trauung und einem Frühstück im häuslichen Kreise das junge Paar den Wagen zu einer kleinen Herbst- und Hochzeitreise bestieg, übergab Frau Elfenich Hildegarden ein gerichtliches Instrument auf Stempelpapier. Es war der auf sie übertragne Kaufbrief über das kleine Gut, das Georg fürerst in Verwaltung genommen hatte. — „Nimm es, meine Tochter," sagte sie, „als Heimatschein, als Erinnerung an die Werk- und Wochentage Deiner träumerischen Jugend!"

V.

Nichte oder Tante?

1.

Der Professor Ringwalt hatte, als er im Spätherbste des vorigen Jahres starb, eine schöne junge Frau und eine erlesene Bibliothek alter Klassiker hinterlassen. An letzteren hatte er die beste Zeit seines studirenden Lebens gesammelt, und erst, als er keine seltene Ausgabe seiner Lieblings-Autoren und keine namhafte Abhandlung über dieselben mehr auftreiben konnte, hatte er sich von dieser großen Angelegenheit soweit frei gefühlt, um endlich auch ans Heirathen zu denken.

Ob er nun aus einer Art von Sentimentalität seine verlorene Jugend nachzuholen, oder aus einer Anwandlung von gelehrtem Muthwillen seinen Alten einen Possen zu spielen dachte: kurz, er fuhr unter die Jugend und nahm für seine Fünfzig kühn genug ein liebenswürdiges junges Mädchen von einundzwanzig Jahren.

Diese Verbindung fiel bei seinem persönlichen Werth und bei der Herzensgüte der Erwählten glücklicher aus,

als es bei solchen Combinationen in der Regel der Fall ist. Leider dauerte dies klassische Glück kaum eine Olympiade lang. Helene Ringwalt hatte jetzt, am Ende ihres Trauerjahres, ihr sechsundzwanzigstes zurückgelegt, stand mithin als Witwe in dem Alter, worin nach den statistischen Beobachtungen die meisten Mädchen erst geheirathet werden. Kinder hatte sie nicht. Mit seinen Alten war der Professor glücklicher gewesen und hatte wenigstens einige philologische Abhandlungen zu Stande gebracht, von denen man sagen konnte, daß sie Hände und Füße hätten.

Was er aber seiner liebenswürdigen Helene hinterlassen, war außer einem kleinen Vermögen und einer Staatspension der Schatz seiner Bücher. Dieser freilich nur dem Gelehrten rentirende Schatz war aber für die Witwe noch unfruchtbarer durch die testamentliche Bestimmung geworden, daß sie ihn nicht vereinzeln, sondern nur als bleibendes Ganze veräußern durfte.

Es läßt sich begreifen, wie schrecklich dem Sterbenden der Gedanke gewesen war, daß das, woran er seine schönsten Jahrzehnte mühsam gesammelt hatte, nun wieder in alle Welt versplittert gehen sollte.

Bis jetzt hatte die Witwe die kostbare Sammlung dem Staate für die Landesbibliothek anbieten lassen, jedoch eine ablehnende Antwort erhalten, und es blieb ihr die Aussicht, mit dem Bücherschatze länger verbunden zu bleiben, als sie es mit dem Sammler gewesen war, den

sie in ihrer heitern Stimmung so gern „mein Schatz“ genannt hatte.

Eines stand noch zu erwarten, woran freilich die liebenswürdige Frau selbst am wenigsten dachte, daß nämlich ein Gelehrter zugleich vom Bücherschatz angezogen und von der Besitzerin gefesselt würde. Doch wie selten trifft sich ein solcher Bücherfreund oder Bücherwurm eben auch frei und gestimmt und liebenswürdig genug, um ein Herz, mit dem eine so werthvolle Zulage von Büchern gewonnen würde, einzunehmen und zu verdienen! Und wie leicht auch fällt ein so zartfühlendes Herz, wie Helenens, nicht auf das Mißtrauen, ob es nicht selbst als die Zulage zum Bücherschatz angesehen werde.

Indeß „unverhofft kommt oft,“ hätte man denken können, als ein lediger, liebenswürdiger Mann von einigen und dreißig Jahren, Doktor Hülsenbeck, als Nachfolger des verstorbenen Professors am Gymnasium erschien. Er wußte auch schon von der kostbaren Bibliothek und war, als er sie zu besehen kam, nicht wenig von der reizenden Besitzerin eines so lockenden Schatzes überrascht.

Der junge Professor war aber der Mann nicht, der um einer Bibliothek willen eine Frau genommen hätte. Er wußte schöne Frauen und gute Bücher jede für sich zu schätzen, und hielt auch jetzt beschauend und prüfend die hübsche Witwe und ihre gelehrte Staffage als Kenner

auseinander. Er war talentvoller als sein Vorgänger an der Schule und umfassender in seiner Bildung. Ein Sammler, wie jener, wäre er nie geworden, aber er ließ den Werth des Zusammengebrachten gelten. Er stand mit seinem Beruf auf diesen alten Klassikern, als glücklicher und geschmackvoller Uebersetzer griechischer Dichtungen vermittelte er sie und sich selbst mit dem lebenden Geschlecht.

Auf der andern Seite erging es ähnlicherweise der jungen Witwe. Sie machte an dem Dienstnachfolger ihres verstorbenen Mannes eine Bekanntschaft, die ihren Begriff von einem Philologen erweiterte, indem sie einen Kenner der Alten zugleich mit moderner Bildung und sogar mit anmuthigem, weltläufigem Benehmen ausgerüstet vor sich sah. Letzteres hatte sie an ihrem Seligen zuweilen vermißt. Dennoch war sie bei aller Freundlichkeit, womit sie eine solche für sie neue Erscheinung aufnahm, mit ihrem edlen Sinn und Herzen so weit von jedem berechnenden Gedanken entfernt, daß sie dem artigen Professor, als er von der Schwierigkeit sprach, eine so bedeutende Sammlung im Ganzen nur einigermaßen nach ihrem baaren Werthe zu veräußern, ganz unbefangen erwidern konnte: „Gewiß, Herr Professor! Und gerade, weil die Bücher doch so viel innern Werth haben, ist es mir eine rechte Sorge, sie „an den Mann" zu bringen. — Inzwischen," setzte sie hinzu, „stehen sie Ihnen zu Dienst,

und es soll mich freuen, wenn Sie dies oder jenes davon gebrauchen wollen."

Hülsenbeck ergriff diese Zuvorkommenheit mit lebhaftem Dank. Er hatte mit dem Anfragen um diese Gunst noch zurückgehalten, es aber wahrscheinlich durch seine geistreiche Artigkeit einzuleiten gesucht. Nun war seine Bitte gewährt, ehe er sie gewagt hatte, und so benahm er sich doppelt liebenswürdig.

Hiermit war nun ein Verkehr aufgethan, der gar leicht die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregen konnte, worin Helene lebte, und die Art und Weise, wie der junge Professor, für den sich viele Mütter bereits interessirten, Gebrauch von der Büchersammlung machte, verhütete auch solche Aufmerksamkeit nicht. Er holte nämlich die ihm brauchbaren Werke nur einzeln und that so fleißig damit, daß seine Besuche sich sehr oft wiederholten. Besonnen, wie er in der Regel mit sich zu Werke ging, täuschte er sich auch nicht darüber, daß er sehr gern zu der liebenswürdigen Frau gehe. Diese Anmuth in ihrem Thun und Denken, dieser ächt weibliche Verstand, der über so liebreizende Lippen kam, dieser bald schalkhafte, bald holdselige Blick, der eine heitere und edle Seele verrieth, setzten in der Unterhaltung mit ihr seine geistigen Kräfte in Schwung und ließen ihm für seine Arbeiten eine poetische Stimmung zurück. — Dies war es, womit er sich Rechenschaft über sein Benehmen gab.

Dazu kam, daß er bis jetzt nur in den wenigen, nicht sehr anziehenden Familien, an die er empfohlen war, sich zuerst eingeführt hatte, und doch mit seiner guten gesellschaftlichen Bildung auch das Bedürfniß geselligen Umgangs lebhafter empfand. Wenn er aber auch mit ganz andern Empfindungen und Erwartungen zur Professorin ging, so schien es doch gerade nicht „die Politik ein Herz zu rühren, kein sanfter Lieberoberungskrieg“ zu sein, wie es Rückert nennt. Wenigstens blieb bis jetzt noch zuviel Respekt vor der Frau eines Kollegen beigemischt, der zufällig nie anwesend war.

An ein berechnendes Abwägen der werthvollen Bibliothek gegen die reizende Witwe durfte gar nicht gedacht werden; dergleichen lag, wie schon bemerkt, himmelweit von Hülsenbecks Sinnesart. Er wußte wohl Bücher, als die Reliquien hoher Geister, zu schätzen, aber sein Lieben hielt er für die Menschen frei, denen er sich mit Leib und Leben hingeben konnte. Wenn er es bei seinen öfteren Besuchen in etwas versah, so war es vielleicht in der Rücksicht für den Ruf der jungen Professorin, die in der kleinen Stadt leicht ins Gerede kommen konnte. Allein so besonnen sich der feine Mann sonst benahm und eine recht eindringliche Vorlesung über Platons Sophrosyne hätte halten können, so war er doch, wenn ihn das Herz bewegte, so wenig wie mancher Andere über Selbsttäuschung hinaus, und das Gefühl, daß er ja bei jedem

Besuche ein Buch zu bringen und zu holen hatte, gab ihm etwas von jenem Selbstvertrauen, womit der Vogel Strauß, um nicht bemerkt zu werden, den Kopf zwischen einen Strauch steckt; weshalb er auch, beiläufig bemerkt, den studentischen Spottnamen „Kameel" erhalten hat, struthio camelus.

In der That war der junge Professor bei all seiner feinen und zierlich schlanken Gestalt durch keines seiner geliehenen Bücher, selbst durch keinen Folianten, ganz gedeckt. Seine Besuche bei Frau Helenen wurden gezählt, und die Frauenwelt der Stadt fand aus der Summe der kostbaren Bibliothek, multiplicirt mit den liebenswürdigen Eigenschaften der Witwe, und durch Hülsenbeck dividirt, nach der Regel Detri ein artiges Facit, das sie bald auch der schönen Frau in kleinen schalkhaften Bemerkungen zu errathen gab.

Die Frau Professorin lächelte dazu. Sie sah das Interesse des jungen Mannes für sie, das ihr nicht unangenehm war, mit andern Augen an. Der Verkehr mit dem interessanten Manne hatte für sie einen Werth durch sich selbst; sie nahm ihn durchaus nicht als eine Rechnungs-Aufgabe. Und da sie auch in andern Stücken, so lange sie sich auf dem rechten Weg wußte, wenig ängstlich um sich selbst war, so nahm sie auch die Fraubaserei ihrer Bekannten über diesen Umgang nicht schwer auf. — Soll man denn das Gute und Seltene, wofür Einem diese

Plaudertaschen doch keinen Ersatz bieten können, von sich abweisen, nur um sie zum Schweigen zu bringen? überlegte sie bei sich selbst. Stände denn die gute Meinung von meiner Denkungsart nicht fester, als daß sie dies Schnattern eifersüchtiger Mütter nicht aushalten könnte? Der interessante Mann ist mir viel zu lieb, als daß ich ihm den spärlichen Umgang, den er bis jetzt hier hat, um meinetwillen verkümmern sollte. Kommt er diesen Winter mehr in die Kreise unserer weiblichen Jugend, so wird er meine Bücher auch mehr hingestellt sein lassen und von selbst eine andere Richtung nehmen; ja vielleicht gerade dann, wenn ein Dutzend Netze nach ihm ausgeworfen werden, kann ich ihm als Freundin durch das Vertrauen nützen, das er mir jetzt zuwendet und das ich ihm rechtfertigen muß.

Diese Gedanken sprachen sich aber in ihrer Brust mit einem Eifer aus, der einem Seelenkundigen viel bedenklicher gewesen wäre, als das Gerede der Freundinnen. Auf dieses und auf die schalkhaften Anspielungen aus ihrem Kreise glaubte die Frau Professorin dennoch eine Antwort schuldig zu sein, und sie ergriff die nächste Gelegenheit, sie zu geben.

Ihr seliger Mann hatte nämlich gleich nach der Heirath ein Winterkränzchen zu Stande gebracht, woran ein halb Dutzend befreundete Familien Antheil nahmen. Diejenige, bei der es abwechselnd stattfand, sorgte dafür,

daß nach dem Thee etwas Ansprechendes gelesen wurde. Helene hatte im letzten Winter, mit dessen Anbruch ihr Mann erkrankte, sich von diesen Abenden ausgeschlossen gehabt und wünschte nun für diesen Winter den Anfang zu machen. Sie bestellte den Professor zu ihrem Vorleser, und er beeiferte sich dafür mit einer eignen kleinen Arbeit, ganz gemacht, um Männer und Frauen lebhaft anzusprechen.

Hülsenbeck fand sich zeitig genug ein, und die Professorin sah nun mit schalkhaftem Lächeln ihren nach und nach ankommenden Gästen entgegen. Es machte ihr Spaß zu denken, daß man den jungen Mann, auf seinen sorgfältigen Anzug hin, nicht als Vorleser, sondern als Verlobten der Hausfrau vorgestellt erwarten könnte. Daß aber diese Schalkhaftigkeit eine für sie selbst überraschende Wendung nehmen könnte, wäre ihr nicht eingefallen.

Sie hatte nämlich zu diesem Abend als Ehrengast ihre Nichte eingeladen, die einzige Tochter ihres viel älteren Bruders, der als Gerichtsrath angestellt, ein kleines Gartenhaus vor dem Thor bewohnte. Bertha war ein junges Mädchen zwischen achtzehn und neunzehn Jahren, allerliebst durch ein ganz apartes Aussehen. Man hätte sie mit ihrem schlanken und doch nicht schmächtigen Wuchse, mit dem lebhaften Farbenspiele ihres edeln Gesichts und dem eigen blonden, welligen Haar einer goldfarbenen Weizenähre auf festem Halme vergleichen mögen. Alle Welt fand sie schön, nur sie selbst schien nichts davon

zu wissen. Von mädchenhafter Kokettierie zeigte sich — vielleicht aus Mangel an Phantasie — kein Hauch. Nicht hervortretend, nicht, was man gewöhnlich lebhaft nennt, sondern vielmehr knospenhaft in sich geschlossen, mußte sie den Nachdenkenden darüber in Verwunderung setzen, daß gerade ein so passives Wesen alle Menschen anzog, viele sogar hinriß, und bei alledem ihre Freundinnen, die mit allen Reizen in Bertha's Gegenwart leicht übersehen wurden, dennoch ohne Neid und Mißwollen ließ. Dabei begegnete sie jedem mit einer so innigen, aber gleichmäßigen Freundlichkeit, daß der Unerfahrene sich die günstigste Auslegung davon machen konnte.

Und gerade dies sollte unser Professor erfahren, der heut Bertha zum erstenmal sah. Hatte ihn ihre zarte aparte Erscheinung zuerst überrascht, so entzückte er sich den Abend hindurch an der Unbefangenheit und Natürlichkeit ihres Benehmens, das sich unter den gemachten Manieren der Gesellschaft selbst wie etwas Apartes ausnahm.

Hülsenbeck war nicht ohne Eitelkeit, und er hatte wenigstens mehr als mancher, der es auch ist, das Zeug dazu. Im Bewußtsein einer angenehmen Gestalt und geistreichen Gesichtsbildung, hatte er sich mehr als man es in der Regel bei gründlichen Schulmännern findet, gefälliger, weltläufiger Manieren beflissen. Er besaß neben der Kenntniß der Alten viel Gewandtheit in neuern Sprachen und hatte als Uebersetzer und durch eigene

poetische Arbeiten bereits einen Namen gewonnen. Mit so gutem Selbstvertrauen überließ er sich dem reizenden Eindrucke, den Bertha auf ihn machte. Man konnte ihm unter dem Vorlesen anmerken, wieviel ihm daran gelegen war, auch ihre Theilnahme zu erwecken. So schien ihm sogar eine Frage, womit sie doch nur verrieth, daß sie sein Vorgelesenes eigentlich nicht recht gefaßt hatte, viel angenehmer als die lebhafteste Anerkennung, die ihm von den übrigen Frauen gezollt wurde; sei es, daß es seiner Eitelkeit als Anlaß willkommen war, sich über seine Arbeit umständlich hören zu lassen, oder daß er gar in der Aeußerung, womit das liebenswürdige Mädchen eine kleine Blöße gab, ein zartes Vertrauen, vielleicht eine süße Verwirrung des Herzens entdeckte. Genug, die Huldigung, die er dem holdseligen Geschöpf widmete, sowie die Absicht, es für sich einzunehmen, war unverkennbar.

Der Frau Professorin blieb dies Bemühen ihres Ehrengastes am wenigsten unbemerkt; es gelang ihr aber, sich mit ihrer Betroffenheit hinter ein vieldeutiges Lächeln zu verstecken. Einige der Damen wußten, daß die Tante Professorin Bertha's Neigung für einen jungen Mann von der besten bürgerlichen Stellung begünstigte, und nahmen dies Lächeln der liebenswürdigen Frau für den Ausdruck ihrer Unbesorgtheit um des Professors abweichende Richtung. Die andern, besonders die Mütter, überzeugten sich aus diesem „Verlegenheitslächeln", daß

der interessante Mann von der Professorin oder ihrem Bücherschatze noch nicht gefesselt sei, sondern eine noch zu gewinnende Partie bleibe.

Hülsenbeck war in den angesehensten Häusern bis jetzt wenig gekannt und kaum über die unvermeidlichen Besuche hinaus gekommen. Im Herbste hierher versetzt, hatte er sich vor allem nur mit seiner häuslichen und geschäftlichen Einrichtung zu befassen gehabt und fing eben erst an, sich in der Gesellschaft zu orientiren. Er war aber noch zu sehr Neuling, um die Bezüge der Familien und die Wechselneigung ihrer Söhne und Töchter zu kennen. So sah er heute Bertha zum erstenmal und wußte nicht, daß bei ihr kein herrenloses Mädchenherz mehr für den ersten Besitzergreifer zu erobern war, sondern daß ein ganz ansehnlicher junger Herr ihre Zuneigung bereits in solchem Maß eingenommen hatte, daß bei diesem so ehrlichen Seelchen auch nicht einmal ein kokettes Plätzchen für bloße Huldigung eines Andern frei blieb. Dieser junge Mann war Ludwig Waltner, der ältere Sohn eines bedeutenden und reichen Fabrikhauses für Taback und Cigarren, — ein Bewerber, der schon durch seine bürgerliche Stellung und Vermögensverhältnisse den besten Familien der Stadt erwünscht gewesen wäre, der übrigens aber auch eine stattliche Persönlichkeit, einen guten Geschäftsverstand und sittlichen Ruf für sich hatte.

Beide junge Männer, Ludwig und der Professor, neben einander betrachtet, hätten sich eigentlich gar nicht vergleichen lassen. Der Werth des um fünf Jahre jüngern Ludwig bestand aus so ganz andern Elementen und lag in einem so ganz andern Lebenskreise, als der des Professors, daß beide als Bewerber um ein Frauenherz gar nicht gegen einander abzuwägen waren. Eine edle weibliche Seele, die sich durch keine andern Rücksichten als die Wahlverwandtschaft ihres Wesens und ihrer Bildung bestimmen ließ, konnte zwischen beiden so verschiedenen jungen Männern nicht lang zweifelhaft bleiben. Und so war auch Bertha dem ehrlichen Zug ihres Herzens gefolgt und einig mit sich selbst zu Ludwig's Gunsten, wie sie denn auch seiner ernsten Gegenliebe sich versichert hielt.

Indeß war diese innerliche Angehörigkeit beider Liebenden mit ausdrücklichen Worten noch nicht einmal zwischen ihnen selbst, viel weniger öffentlich erklärt. In der Gesellschaft aber herrschte kein Zweifel darüber, und die Mütter hatten ihn bereits aufgegeben. Man wußte sogar, woran die förmliche Bewerbung Ludwig's noch hing: seine Eltern, hieß es, sähen die Verbindung mit einem auswärtigen reichen Geschäftshause lieber, als mit der Familie eines Beamten, so angesehen und geachtet dieselbe auch war. Doch kannte man den gemüthlichen Ton im Waltner'schen Hause zu sehr, um an einen dauern-

den Widerstand der Eltern gegen die entschiedene Neigung ihres Erstgeborenen zu glauben, und nach jedem Ball oder gesellschaftlichen Abende bei Waltners erwartete man ein Circular über die Aufnahme Ludwig's als Theilhabers am Geschäft und sah der Verlobungskarte des schönen Paares entgegen.

Auf diese Exspectanz war unser Professor noch nicht gestellt, als er mit seiner Huldigung gegen Bertha das bezügliche Lächeln des Lesekranzes erregte. Jene Phantasiekarte oder zwei Namenskärtchen, mit dem Rosaschleifchen einer Fee verbunden, waren noch nicht bei ihm abgegeben worden, auch am andern Abende noch nicht, als er die Professorin schon wieder besuchte, um das „gestern vergessene Buch" zu bringen.

Helene hatte inzwischen dem Benehmen des Freundes gegen ihre Nichte und ihrer anfänglichen Empfindlichkeit darüber nachgedacht und war zu ihrer heimlichen Unruhe etwas klarer über sich selbst, desto unsicherer aber wegen ihrer Behandlung des Professors geworden.

Das Herz der Frauen mit seinen ruhig-heitern Gefühlen gleicht zuweilen einem Pokale, dessen klarer, duftiger Inhalt sich vom Zusatz einiger aufregenden Tropfen trübt und in's Aufbrausen setzt. An den aufsteigenden Perlchen oder am Niederschlage des Bodens erkennt man dann vielleicht etwas von der erst so einigen Mischung.

Und wirklich war es nicht wenig niederschlagend für

die liebenswürdige Frau, bei ihrer Selbstprüfung so unvermuthet einer Theilnahme für den interessanten Mann inne zu werden, die, aufgelöst in der edeln Stimmung ihrer Seele, bisher unbemerkt geblieben war. Die Liebe zu ihrer Bertha, der halb mütterliche Stolz auf das Töchterchen ihres verwitweten Bruders, ihr eigenes edles Bewußtsein halfen ihr bald über ihr eifersüchtiges und beschämtes Leid hinaus; aber — wie sehr hatte sich plötzlich ihre Stellung zu dem ihr so interessanten Manne verändert! Wie sollte sie ihm fortan begegnen? Ihre unbefangene Herzlichkeit war dahin; die Schwingen der Seele, die sich in der Unterhaltung mit ihm so leicht gehoben hatten, wie bleiern fühlten sie sich jetzt an! Und wie sollte sie, abgesehen von sich selbst, sein so rasch und lebhaft gefaßtes Interesse für ihre Nichte behandeln?

Sie hätte ihm um alles gern das Leid ersparen mögen, das ihm bei seiner Bewerbung um Bertha's Gegenneigung nicht ausbleiben konnte; aber ihn abmahnen, jetzt, nachdem sie nicht ohne Beschämung ihrer eigenen Empfindung für ihn inne geworden? Sie hätte es um ihrer selbst willen nicht vermocht, auch wenn der unachtsame Freund ihr Herz vielleicht nicht errathen hätte. — Oder durfte sie ihm Bertha's Liebe für Ludwig Waltner entdecken, ehe der geliebte junge Mann noch selbst seine Gesinnung erklärt hatte? Es war ja möglich, daß Ludwig den Wünschen seiner Eltern am Ende doch nachgab

und sich zurückzog, oder daß auch überhaupt seine Huldigung gegen Bertha nicht ernstlicher gemeint wäre, als es Bertha's Vater wirklich glaubte, der in dieser Unterstellung bereits sehr lebhaft gegen denselben eingenommen war und es seine Tochter oft genug empfinden ließ.

Und doch, wenn sie die Möglichkeit bedachte, daß Ludwig zurücktreten und vielleicht nur einen Vorwand dazu abwarten könnte, schien es ihr, als ob sie nicht so stillschweigend dem Professor seiner gefaßten Zuneigung für die Nichte geradezu überlassen dürfe, — ihn den lebhaft empfindenden, von Selbstvertrauen eingenommenen, von seiner gerechten Werthschätzung angespornten Bewerber. Sie bangte vor dem Eindrucke, den seine Bemühung um Bertha auf Ludwig machen könnte. Auch diesem jungen Manne fehlte es nicht an dem unserer Jugend so eigenen, mehr auf äußeres als inneres Vermögen gestützten Selbstgefühl. Und Bertha besaß nicht die Gabe oder Uebung, eine freundliche Zuthätigkeit geschickt abzulehnen oder sich ihr zu verschließen. Sie hatte für alles Wohlwollen den gleich lieben Blick, dieselbe lächelnde Miene. Wie denn nur wenig Frauen so viel Takt innerer Musik und an ihrem Gesicht ein so gutes Instrument haben, um die Bekannten und Begegnenden — jeden aus der rechten Tonart und nach der Skala innerlicher Angehörigkeit zu grüßen und anzulächeln. — Außerdem war Ludwig bei etwas barscher Eifersüchtelei

vielleicht wenig gestimmt, einen Mann wie Hülsenbeck — von mehr ideellem oder geistigem Werthe, — gelten und als Nebenbuhler unangefochten zu lassen. Und wenn am Ende vielleicht auch ein eifriges Bemühen des Professors den jüngern, aber zuvorgekommenen Bewerber ebensowohl anspornen als verdrießen, ihn eben so leicht zu einer Erklärung als zu einem Bruche veranlassen konnte: durfte die Tante eine solche Alternative, ein so bedenkliches Entwederoder wagen?

2.

Inmitten solcher Zweifel und Ueberlegung wurde die Professorin von Hülsenbeck's Besuch überrascht. Er kam mit dem geliehenen Buche, um ihr für den gestrigen Abend zu danken. Er hielt auch mit seinem Entzücken über die liebenswürdige Nichte nicht zurück. Sie ließ ihn lächelnd sich aussprechen.

Er bewunderte die ungewöhnliche Erscheinung und den ungemein seltenen Verein so inniger Natürlichkeit mit so viel sinnigem, feinem Verstande. Als Beweis dieses Letzteren führte er die Fragen Berthas über sein Vorgelesenes an, womit sie gerade das Mangelhafte seiner Arbeit so zart und treffend angetippt habe. Helene erröthete flüchtig, zuerst darüber, daß der Freund so ironisch sein könnte, dann aber, als sie seinen Ernst erkannte im Interesse der Nichte, die eine Blöße des Urtheils gegeben hatte.

„Wahrlich," rief sie mit etwas erzwungenem Lächeln innerlich bewegt, „es ist zum Erstaunen, wie rasch ihr Männer fertig seid — nicht mit einem Urtheil über Personen unseres Geschlechts, denn dafür seid ihr ja Philosophen, sondern mit einer darauf gestützten Gunst

und Hingebung. Und doch — wie oft täuscht nicht eine jugendliche Erscheinung! Ich meine jetzt nicht eigentlich meine Nichte, die am wenigsten gemacht ist, zu täuschen, die aber durch ihr halb verschlossenes — darf ich sagen — rosenknospiges Aeußere Anlaß gibt, daß man sich an ihr täuscht. Ich meine so, wie man sich auch von einer aufbrechenden Centifolie mehr als von der offenen Rose angezogen findet, weil man hinter jenem erröthenden Aufwachen noch mehr als — hundert Blättchen sucht."

„O wie widersprechen Sie sich, verehrte Frau!" rief Hülsenbeck. „Wenn Sie mir voraus ein Urtheil zutrauen — wie könnte ich mich denn in einer Empfindung irren, die ja doch auf jenem Urtheil ruht?"

„O wie verblenden Sie sich, mein geschätzter Freund," erwiederte in ähnlichem Tone die Professorin. „Ist es denn so ausgemacht, daß Ihre Empfindung auf dem weisen Urtheil und nicht etwa Ihr Urtheil auf dem ersten Eindrucke beruht?"

Der Professor blickte sie betroffen an, und während sein seelenvolles Auge auf dem bewegten Angesicht der anmuthigen Frau ruhte, sprach er, eben wohl nicht ohne innere Bewegung: „Sonderbar! Sie deuten da etwas an, was mich schon diesen Morgen im träumerischen Erwachen beunruhigt hat. Aber, — ich muß vor allem um Nachsicht bitten, daß ich meine, allerdings etwas überraschte Empfindung für Ihre Nichte so lebhaft aus-

spreche. Und doch — Verzeihung! — doch sind Sie am Ende allein daran schuld!" —

„Ich? Wie so denn ich?" fragte sie mit angenommener Gleichgültigkeit. —

„Ja!" betheuerte er. „Freilich sieht es etwas seltsam aus, oder —. Nun ja, Sie wissen, — es gibt im Menschenleben Augenblicke —."

„Ja doch," lachte sie, — „‚wo er dem Weltgeist näher ist als sonst', — wie Schiller sagt."

Auch der Professor lachte. „Gut denn," sagte er, „reden wir also mit poetischem Borg! ‚Und eine Frage frei hat' —."

„Nun ja — an das Schicksal!" wendete Helene ein.

„Nicht doch, an eine edle Freundin!"

„Nein, nein! Fragen Sie lieber nicht. Belehren, Dociren steht einem Professor viel besser, als Fragen zu Gesicht."

„Auch gut! Belehren Sie mich also, Sie sind ja Professorin! Doch Spaß bei Seite! Ich wollte sagen, — es gibt Stimmungen im Leben, mit denen man empfänglicher ist als sonst, Verwandtes zu erkennen und davon angezogen zu werden. Sehen Sie, ich kam so leer, so ledern hieher in Ihre Stadt, — durch meine Versetzung im Dienste zugleich selbst so zersetzt in meinem Gemüthe, wie ich kaum jemals mich empfunden hatte. Bald aber — durch Ihre unerwartete Bekanntschaft,

verehrte Frau, und in so guten Stunden mit Ihnen —. Ich spreche jetzt ehrlich, — nennen Sie mich ja nicht artig! Da war ich so manchmal bewegt, ja tief bewegt von Empfindungen oder vielmehr von Träumen eines unnennbaren Friedens und Glücks, — Befriedigung, sollte ich lieber sagen —. Aber, Sie sehen, der Professor hat einen schlechten Vortrag. Nun ja, er ist hier eigentlich noch Schüler, oder Professor nur im ursprünglichen Sinn des Wortes, daß ich nämlich hier etwas offen bekenne, mich ehrlich zu etwas bekenne. Und dies Etwas ist eben die Vorempfindung, die Vorstellung von einem Glücke, von einem Bunde, wie solchen nur ein so vortrefflicher Mann, als der selige Professor Ringwalt war, verdiente. Seinem verdienstlosen Nachfolger im Amte flößte dennoch ein so liebreiches Herz, ein so hoher Sinn und heiterer Geist, wie Sie besitzen, verehrte Freundin, eine Empfindung ein, die ich nicht besser zu nennen weiß, als Vertrauen, unbedingtes, aber seliges Vertrauen. Nicht wahr, das erlauben Sie mir, gönnen Sie mir? Es besteht ja doch nur in einer Hingebung ohne Anspruch auf Hinnehmung, wessen man sich nicht werth hält. Nun, sehen Sie, in dieser Stimmung eben stand ich Ihnen insgeheim so nahe, so angehörig, daß ich die offenste Empfänglichkeit für Das hatte, was Ihnen ebenso verwandt ist, wie Ihre liebenswürdige Bertha, — keineswegs Ihnen gleich an Werth,

darum aber auch erreichbarer für mich und dennoch ein gleiches Glück versprechend, wie Sie früher zu gewähren vermochten. Verstehen Sie nun, was ich Ihre Schuld nannte? Daß ich nämlich in solchem Erfülltsein von Ihrem Wesen Ihre Nichte erkannte und mich daher auch in Bertha nicht irren oder täuschen kann. Und nun kommen Sie mir, verehrte Freundin, und regen einen Rangstreit an, ob Empfindung oder Urtheil den Vortritt bei mir gehabt habe. Und allerdings, als Sie gestern bei Bertha's Eintreten mir sagten: Meine Nichte, Bertha Leutner! war die Erscheinung voraus, und der Dämon hat Unrecht, der mir diesen Morgen im Halbschlafe zuraunte: Du entzückst dich an Bertha, weil sie Helenens Nichte ist! Denn ich kann sagen, der Eindruck war schon da, ehe ich die Nichtenschaft erfuhr."

Helene stand auf. Ihr Herz klopfte so ungestüm, daß sie um ihre Fassung und Haltung besorgt war. Mit einer anmuthigen Bewegung, die so viel ausdrückte, als: entschuldigen Sie einen Augenblick, aber bleiben Sie ruhig! eilte sie in ihr Kabinet.

Hier auf die Bettsäule gestützt, die Linke auf die stürmische Brust gedrückt, verathmete sie den Aufruhr ihres Herzens. Sie ahnte, was in der Seele des jungen Mannes vorging, was dort aufkeimte. Sein Geheimniß kam in ihrer Brust zum Bewußtsein, — nicht, um hier auch zu Wort zu kommen, sondern — die Sprache zu ver-

lieren. Vielleicht liebte sie ihn, und was empfand sie dann wohl dabei, von dem Manne geliebt zu werden, der sie so hoch hielt, daß er seine Empfindung vor lauter „Vertrauen“ nicht als Liebe erkannte? Wird diese Liebe, und wodurch, so wachsen, daß sie über seine Verehrung hinaus reicht und sich selbst erkennt? Aber er wendet sich ja der Nichte zu — welche Erkenntniß kann er dort finden? Oder wär's ein Umweg — durch die Nichte zur Tante? —

Um ihre Flucht in's Kabinet vor dem Professor zu decken, hatte Helene ein Bildchen in gepreßtem Gutta-Percha-Rahmen von der Wand genommen, eine hübsche Photographie ihrer Nichte, und sagte zurückkehrend in scherzhafter, innerlich sehr befriedigter Stimmung:

„Sehen Sie einmal hier das Bild meiner Nichte! Ich sage Ihnen gleich, wer es sein soll, damit Sie diesmal die Nichte vor der Erscheinung haben. Finden Sie meinen Liebling getroffen?“ —

„Gewiß, herrlich!“ rief er, indem er das Bild mit Entzücken betrachtete. „Und doch —.“ —

„Was denn, was findet denn Ihr Kennerblick auszusetzen?“ —

„Auszusetzen nichts, im Gegentheil — meine ich, tritt hier mehr Aehnlichkeit mit Ihnen hervor, als ich gestern am Original bemerkt habe.“

„Wirklich?“ lächelte sie. „Je nun, heut blicken Sie

vom Bild auf mich und von mir auf's Bild; hätten Sie das gestern auch versucht —. Aber freilich, gestern ging auch der große Kampf zwischen der Erscheinung und deren Beziehung in der Seele des ahnungsvollen Professors vor sich!"

„Sie sind eine schlimme Spötterin!" drohte er mit dem Finger. „Aber in Wahrheit, das Bild Bertha's — weist auf Sie zurück. Ich bin nun darauf vorbereitet, wenn ich morgen dem Herrn Gerichtsrath meinen Besuch mache, eine Aehnlichkeit des Vaters mit Ihnen, seiner Schwester, zu finden, — jene Züge, die auf Bertha übergegangen sind."

Bei dem ausgesprochenen Vorhaben des Professors überkam Helenen die Besorgniß, er möchte sich dort über Bertha in einer Weise äußern, daß der Vater die Neigung des jungen Mannes für die Tochter erriethe, und bei der einnehmenden Persönlichkeit des Professors vielleicht auf den Gedanken käme, ihn als erwünschten Bewerber dem ihm verdrießlichen Ludwig Waltner entgegen zu stellen, wodurch zwischen Vater und Tochter leicht eine fatale Mißhelligkeit entstehen könnte. Eine Warnung, ein Wink schien ihr nun doch nöthig; aber sie fühlte auch, daß sie nur ganz leise damit hervortreten dürfe, — um Bertha's willen.

Während Hülsenbeck das Bild noch mit Wohlgefallen hin und her wendete, sagte sie einlenkend:

„Sie haben mit der bemerkten Familienähnlichkeit meiner Nichte nicht ganz Unrecht. Mein Bruder und ich gleichen uns, und Bertha erinnert an ihren Vater. Es ist aber merkwürdig, wie sich die Eigenschaften der Eltern oft in den Kindern durchkreuzen. Während Bertha in Gestalt und Aussehen entschieden an den Vater erinnert, hat sie ganz die geistige Eigenthümlichkeit der Mutter überkommen. Sie ist ausgezeichnet durch alle Vorzüge eines ächt weiblichen Herzens; alle ihre Gaben und Neigungen treiben nach dem einfachen Kreis, in welchem schlichter weiblicher Verstand und stilles weibliches Gemüth schaffen und walten. Sie hat häuslichen Sinn, und würde gewiß einen Mann beglücken, der seine Ansprüche auf diesen Kreis beschränken möchte. Aber —! Einen Mann von Geist, von wissenschaftlicher Bildung und Richtung, von Enthusiasmus für Poesie und Kunst, für Natur- und Völkerleben würde meine Bertha gewiß mit demüthiger Seele bewundern, aber ihn in seinem Werth erkennen, von seiner Bedeutung eingenommen werden, an seinem höhern Streben ihre Liebe steigern, — das ist etwas, was ich dem lieben Kind nicht unbedingt zutrauen will. Wenigstens weiß ich von ihrer seligen Mutter, daß sie gegen meinen Bruder, so glücklich er sich bei ihrem Wesen und Walten fühlte, mit den Jahren immer schüchterner, ängstlicher, zurückhaltender wurde, nur weil sie fühlte, weil es sie betrübte, daß er sich zuweilen gern in

eine Region zurückzog, wohin sie ihm nicht folgen konnte. Bei der Theilnahme, die Sie für meine schöne und herzliche Bertha so rasch gefaßt haben, wird es Ihnen gefallen, sie in ihrem stillen Thun und Lassen zu beobachten. Aber thun Sie es mit einer gewissen Zurückhaltung, um das bescheidene, liebe Geschöpf nicht zu verschüchtern. Ich habe ihr schon angemerkt, welchen Respekt sie vor Ihnen gefaßt hat. Sie können denken, daß viel junge Herren unserer Stadt sich auf Bällen und in Gesellschaften um sie bemühen; das wird Ihnen, lieber Freund, zu beobachten geben. Sehen Sie zu, wem Bertha sich zu-, von wem sie sich abwendet. So können Sie ihr knospendes Herz am besten kennen lernen. Sie wissen ja, solche junge Mädchen folgen noch einem reinen Instinkt der Seele für das ihnen Angemessene, mithin vom Himmel Bestimmte. Ihr Männer seid viel scharfsinniger, einblickender für das Urtheil; aber mit eurer zu lebhaften Empfänglichkeit gerade für die äußern Vorzüge findet ihr euch leicht durch solche sinnlichen Einflüsse im Instinkte des Herzens für das euch Angemessene getrübt oder von Ungeeigneten voreingenommen."

Der Professor war von diesen Andeutungen überrascht. Er bewunderte die Wahrheit derselben, ohne sie gerade als anzüglich zu erkennen. Dennoch mußte er sich wohl ein wenig getroffen fühlen, denn er verließ zum erstenmal mit verstimmtem Gemüthe die liebenswürdige Frau.

3.

In der nächsten Woche sah man den Professor Hülsenbeck im schwarzen Frack unter flatterndem Ueberzieher mehr als bisher über die Straßen gehen. Buttergelbe Glanzhandschuhe trug er nicht; sie waren nach seinem Geschmacke für Besuche, ja für Aufwartungen zu schreiend, zu feierlich, und er zog ein zartes Kastanienbraun, oder Silbergrau oder Spinatgrün vor. Ueberhaupt, wie geschmackvoll und nach den Umständen mehr oder weniger sorgfältig er sich immer anzog, so erschien er doch niemals eigentlich geputzt, wie es die jungen Leute vom Comptoir oder die jungen Löwen aus der Judengasse lieben. Selbst auf den Bällen zeichnete er sich durch seine Einfachheit aus, wiewohl er zum Tanzen auch blaßgelbe Handschuhe aufwendete. Um Bertha's willen hatte er sich in die geschlossene Harmoniegesellschaft aufnehmen lassen.

Frauen, sagt man, sollen, auch bei gutem Blick für

schöne Männer, doch mehr von Wohlgefallen an Dem beherrscht werden, was vor Andern auszeichnet, so daß sogar in der Kleinigkeit des Anzugs unter lauter gezierten Herren ein schmuck-, nur nicht geschmackloser, vorzügliche Aufmerksamkeit gewinne. Indeß war es doch ohne Zweifel noch manches Andere, was unserm Professor in der Gesellschaft und auf Bällen eine entgegenkommende Gunst erwarb. Es konnte seine edle Haltung oder die liebenswürdige Unterhaltung sein, durch die er sich unter gar vielen hervorthat.

Sodann leben aber auch die Frauen durchaus nicht, wie man glaubt, so ausschließend in der Gegenwart, daß nicht die jüngern, sobald sie über zwanzig zählen, an die Vergangenheit oder Vergänglichkeit, und ihre Mütter an die Zukunft dächten. Professor Hülsenbeck hatte aber noch eine Zukunft, die zu seinen Gunsten in's Gewicht fiel. Genug, er fand schnell das Wohlgefallen der Frauen, und saß fest in ihren preisenden Urtheilen. Den jungen Männern imponirte er durch seinen Ruf und seine Bildung, wobei er ihnen aber stets artig begegnete, und sie als Vortänzer und als Ton- und Touren-Angeber gelten ließ. So ging alles durch beiderseitige Anerkennung im guten Gleise; denn Jeder will gern für etwas gelten, wodurch es auch sei. —

Eine eigentliche umfassende Geselligkeit bestand nicht in der Stadt. Aus der atomistischen Auflösung des Som-

mers ballte sich für den Winter die Gesellschaft in lauter Kränzchen zusammen. Alt und Jung, Männer und Frauen, junge Herrn und Mädchen hatten ihre besondern Kränzchen. Nur einzelne wohlhabende oder durch ihre Stellung verpflichtete Familien gaben gemischte Abende, an denen weniger die Köpfe, als die Füße in Bewegung gesetzt wurden, und schmackhafte Schüsseln die fade Unterhaltung verbesserten. — Man wollte ja keine Gesellschaft bilden, sondern nur abfinden.

Zahlreicher war die Harmonie-Gesellschaft zu Sonntagszusammenkünften, Tableau-Ergötzlichkeiten und monatlichen Bällen besucht. Allein die Familienmischung zerfiel da leicht nach der Wahlverwandtschaft der Kränzchen in verschiedene Gruppen, die sich wohl auch, im Gedränge ihrer Ansprüche, an einander rieben, ohne sich just abzuschleifen und glänzende Facetten zu gewinnen.

War nun auch diese Stimmung der Gesellschaft, weil sie in unserer splitterigen und verdrossenen Zeit und in der äußerlich überladenen, innerlich ungebildeten Societät leider sehr allgemein ist, unserm Professor nicht befremdend, — so beschäftigten ihn als Fremdling des Platzes doch die hervorstechenden Personen, die an einander klebenden Sippschaften und die Beziehungen der durch einander wirbelnden Genossenschaften. Für Aufschlüsse und Lektionen darüber fand er glücklicherweise eine mit der Materie sehr vertraute und im Vortrage geistreich-

anmuthige Professorin. Denn Helene besuchte nach abgelegter Trauer wieder die geselligen Kreise und führte ihre mutterlose Nichte auf die Bälle. Hier saß Hülsenbeck gern neben ihr, mehr von diesem Mittelpunkte der Unterhaltung gefesselt, als von seiner Tanzlust nach dem Umkreise der schwebenden Paare gelockt. Was hier Lächerliches und mitunter Ordinäres in Berührung mit dem edeln Sinn und der hohen Gesinnung Helenens vorging, weckte ihren milden Humor gerade durch die Stimmung ihres Herzens für den Professor und unter der Rückwirkung seiner geistreichen Theilnahme. Laut werden durften sie ihre Unterhaltung nicht lassen, und so bildete sich gleichsam eine Wärme unter bedecktem Himmel, in welcher die Vertraulichkeit ihrer Herzen mächtig in Blätter und Blüthen schoß. Die Professorin war in solcher Heimlichkeit hinreißend, und der Professor sah dabei aus, als ob ihm seine Verehrung für sie unvermerkt gegen Zuneigung verwechselt werden könnte.

Doch solcher Umwandlung inne zu werden, hinderte ihn noch immer seine geflissentliche, vorsätzliche Richtung auf Bertha. Wie oft führt nicht eine aufgeregte, gaukelnde Phantasie, man möchte sagen, aus neckischer Schadenfreude oder zum Possen, eines Menschen Herz in aller Irre umher und täuscht es mit einem fernen Juwel, der unbemerkt schon neben ihm liegt und mit mildem Funkeln sich zu erkennen geben will!

Mit diesem suchenden Blicke folgte der Professor der schwebenden Gestalt Bertha's. Sie war die begehrteste Tänzerin, besonders im Kreise der jungen Herren, die Ludwig's Gespannschaft bildeten. Und da unter diesen die Unart herrschte, daß man, statt in den Pausen für den nächsten Tanz unter den Damen zu werben, sich schon voraus bei jeder Wochengelegenheit einer bestimmten Anzahl von Tänzen versicherte, — so kam der ordnungsliebende Professor sehr zu kurz und erhielt nur jene Walzer, die ihm die Frau Professorin ebenwohl vorher bei Bertha belegte.

„O ich tanze sehr gern mit dem Professor, Tante!" versicherte Bertha einmal in guter Stimmung. „Er tanzt sehr leicht und mit Anstand. Aber doppelt gern tanze ich mit ihm die von Dir bestellten Walzer."

„So? Warum das, Bertha?" fragte sie etwas erröthend und daher strenger als angemessen.

„Weil wir dann zu Dreien tanzen."

„Zu Dreien? Bist Du klug, Kind?"

„O liebe Tante, meinst Du, ich wüßte nicht, daß Dein Herz mitwalzt?"

Ehe die Tante zu einem Verweise kam, war die lachende Nichte zwischen zwei Freundinnen davongehuscht.

O ja, die Nichte besaß, wenn auch nicht immer jenes feine ästhetische Verständniß, das der Professor bei ihr voraussetzte, doch zarte Fühlfäden des Herzens und jene

feine Beobachtung, die dem Mutterwitz eigen ist. Und in Momenten, wo ihr Herz in der vollen Seligkeit seines heimlichen Glückes schwebte, wie nach einem Tanze mit Ludwig Waltner, fehlte ihr auch die Modulation nicht, eine zarte Wahrnehmung ihres Herzens heiter anzubringen.

Der Professor hatte keine Ahnung von dieser mädchenhaften Schlauheit Bertha's. Er verstand es daher auch nicht, wenn sie aus der Empfindung etwas Liebes für die Tante zu thun sich gegen ihn viel unbefangener und zutraulicher gehen ließ, als es sonst geschehen wäre, und als er es eben von andern Tänzerinnen erfuhr. Ja, er mißverstand es, und indem er, hingerissen von solcher Zuthätigkeit, sich mit lebhafter, ja mit zärtlicher Aufmerksamkeit gegen Bertha beeiferte, als ob er alle Mitbewerber um ihre Gunst überbieten möchte, führte er für das liebenswürdige Mädchen eine Wendung herbei, die gerade er selbst am wenigsten beabsichtigt hätte.

Bertha nämlich, in dem guten Bewußtsein Dessen, was sie that, faßte nicht die mindeste Besorgniß, daß Ludwig an ihrem Benehmen gegen den jungen Mann, auf den so viel Augen in der Gesellschaft gerichtet waren, stutzig und irre werden könnte.

Doch bald genug fiel ihr des Geliebten kühles, ceremoniöses Betragen gegen sie auf. Es beunruhigte sie, ohne daß es ihr lange räthselhaft geblieben wäre. Denn

der trotzige junge Mann hielt nicht mit Anspielungen zurück, die eben nicht unverständlich genannt werden konnten, und Lottchen, seine Schwester, Bertha's Vertraute, that das Uebrige durch ihre leidmüthigen Vorwürfe.

Dies war nun für ein Seelchen wie Bertha eine Bedrängniß, die — wenn auch mit dem Opfer eines Geheimnisses gelöst werden mußte. Es galt ja vor allem eine Rechtfertigung gegen den Vorwurf der Koketterie! Im tiefsten Vertrauen wurde Lottchen, als Priesterin der Versöhnung, in das Verhältniß der Tante mit dem Professor eingeweiht. Von dem Antheil des Professors an diesem Verhältniß wußte Bertha freilich nichts; sie glaubte nur an die Neigung der Tante: doch die Tante durfte ja keine unerwiederte Zuneigung haben, diese mußte durch die Liebe des Professors hervorgerufen erscheinen. So erfoderte es die Ehre der Tante und der wirksame Eindruck bei dem eifersüchtigen Ludwig.

Lottchen überlieferte das versöhnende Geheimniß an Ludwig, und das Mißverständniß war nicht nur gelöst, sondern das Einverständniß zwischen den Liebenden zugleich inniger und, so zu sagen, eingestandener geworden.

Diese Friedensverhandlungen, die recht passend auf dem Harmonieball stattfanden, waren dem beobachtenden Professor um so weniger entgangen, als er bereits von mehreren freundlichen Frauen Winke über Ludwig's

Absichten erhalten hatte. Hülsenbeck kannte den jungen Mann durch die Professorin. Sie hatte beide Herren einander näher gebracht bei Gelegenheit, wo Ludwig sich ihr in Gesellschaften oder auf den Bällen sehr aufmerksam erwies. Ausgezeichnet durch ein höchst vortheilhaftes Aeußere, nahm Ludwig durch einfaches, treuherziges Wesen und durch guten Verstand innerhalb seines mehr praktischen Gesichtskreises leicht für sich ein. In Dingen von höherem, ideellem Belang hielt er sich bescheidener zurück, als sonst junge Herren von heut zu urtheilen und abzusprechen pflegen.

Daß derselbe sich um Bertha bewarb, war nunmehr für den Professor unverkennbar, und daß Bertha eine Erwiederung dafür hegte, fing ihm bald an bedenklich zu werden. Er hatte unter dem lauten und lustigen Treiben der Gesellschaft die verstohlenen Vorgänge zwischen dem entzweiten Paare, Lottchens diplomatisches Hin- und Herwandeln und den endlichen Friedensvertrag zu einer Quadrille still beobachtet, ohne zu ahnen, daß er selbst der Anstifter des Kriegs gewesen, und welche schöne, und reiche Provinz ihm, während er sich auf gut Preußisch „die Freiheit seiner Entschlüsse vorbehalten" hatte, beim Friedensschlusse zugedacht war — die Professorin nämlich, die Besitzerin der werthvollen Bibliothek. Jetzt, indem er Bertha's Bewegungen folgte, fielen ihm jene Worte Helenens ein: „Geben Sie Acht, wem

Bertha sich zu-, von wem sie sich abwendet. So können Sie ihr knospendes Herz am besten kennen lernen."

Wirklich erschien Bertha bis zum Weggehen vom Ball nicht mehr an Helenens Seite, von wo er, zum Tanzen verstimmt, fast gar nicht weggekommen war. Etwas verdrossen verließ er die Harmonie und langte in seiner Wohnung mit dem Monolog an:

Wie? Bertha mit diesem Ludwig? —

Und dabei schwebte ihm freilich das Bild vor, das er sich selbst von der „goldenen Waizenähre" gemacht — und das wenig Aehnlichkeit mit Bertha hatte, wie sie ihm die Professorin beschrieben.

„O welch ein unzusammengehöriges Paar!" rief er aus. „Was soll denn der gute Ludwig mit der Bibliothek von Bertha's Tante anfangen? Allerdings, seine Tabaksfabrik ist in gutem Schwung, — sogar tief in die Nacht hinein werden Cigarren gedreht. Denkt er die edeln Schriften der Alten mit ihrem poetischen Arom zu verarbeiten? Exemplaria graeca — Nocturna versate manu, versate diurna!"

Das heißt ihm wohl:

„Dreht die Havannah-Blätter bei Nacht um, dreht sie bei Tage!"

Ha, ha! Und er setzt dann aus eigener Poesie hinzu:

„Legt auch ein Blatt aus der Pfalz zierlich als Decke darum!"

Alte, getrocknete Blätter werden freilich zu Cigarren gesucht und geben dann beliebte Manillas, Regales, Crespo Flor Trabucos, Cabanas Carbayal, oder wie sie noch heißen. Ja, ja, es gibt klassische Cigarren, und die jüngst in der Augsburger Allgemeinen aufgeworfene Frage, ob die Alten schon geraucht haben, beantwortet der gute Ludwig durch die andere: „Ob sich die Alten — verrauchen lassen?" —

Der Professor lachte bitter über diesen Witz seines Unmuths — einen gesuchten, echten Philologenwitz. Aber die wunderliche Erinnerung an den Bücherschatz war kein bloßer Einfall seiner Verstimmung, sondern eine sonderbare Gedankenverknüpfung. So oft er sich nämlich träumerisch mit Bertha und seinen Absichten auf sie beschäftigte, brachte er, ohne sich dessen klar zu machen, die Bibliothek der Tante mit in Betracht. Und allerdings lag eine dunkle Vorstellung nahe, daß ein unbrauchbarer Besitz der Tante am besten zur Ausstattung einer Nichte für einen Mann, der ihn brauche, zu verwenden sei. Das Besondere dabei blieb nur, daß — wie oft sich auch sein Herz mit der eigentlichen Inhaberin der Bücher beschäftigte — doch kein Gedanke an diese Bücher aufkam, der das ihm neue, unbeschreibliche Wohlgefühl, welches er dabei empfand, je gestört hätte. Die gelehrten Alten, wie es schien, hielten sich zurück hinter ihrer seelenvollen — Gebieterin konnte man nicht sagen,

aber — Hüterin, und je näher der Professor innerlich der einnehmenden Frau trat, desto mehr deckte ihre vertrauliche Persönlichkeit die verschlossenen Muster des guten Ausdrucks.

Sie standen wirklich in verschließbaren Schränken.

In der That, während durch Helenens herzliche und heitere Mittheilungen in den Wintergesellschaften unser Professor, zwischen Herz und Phantasie geschaukelt, über die persönlichen und Familienbeziehungen der Stadt klarer und umsichtiger wurde, entpuppten sich desto unvermerkter kleine Geheimnisse oder Räthsel in seiner Brust.

So konnte er, um noch Eines anzuführen, sich auch mit allen Anläufen nicht dazu bringen, Helene ausdrücklich über das Verhältniß Bertha's zu Ludwig und über dessen etwaige Hoffnung zu befragen, und es wäre vielleicht schwer zu entscheiden, ob aus Zartgefühl, um nicht an den Tag zu legen, daß er neben ihr noch Abgötterei treibe, — heißt das, daß sein „Vertrauen", sein „seliges" Vertrauen für die Tante noch Platz genug für seine unselige Absicht auf die Nichte habe, — oder ob aus Stolz, weil er etwa fürchtete, gegen Ludwig zu kurz zu kommen, und zu errathen, daß Bertha ein lebhafteres Wohlgefallen an den Rauchwölkchen Waltner'scher Cigarren, als an den Strophen Hülsenbeck'scher Poesie finde.

4.

So lagen die Sachen, und die zartverschlungenen Fäden ihres Gewebes drohten sich weiter hinaus zu spinnen, als die Geduld der Leser reichen würde ihnen zu folgen. Da, mit einemmal fiel etwas vor, was die Verwicklung rasch durchriß und zur Lösung brachte.

Der Professor hatte durch seine gewinnende Persönlichkeit in Verbindung mit wissenschaftlichem Geiste sich beim Gerichtsrathe, einem eleganten Juristen, sehr bald und dermaßen in Gunst gesetzt, daß er, so oft das Lhombre-Kränzchen an den alten Herrn kam, dazu eingeladen wurde.

Nun hatte sich zwar Hülsenbeck die Warnung seiner Freundin Helene — über Bertha's Liebenswürdigkeit ja nicht gar zu laut werden — wohl gemerkt und, wie man zu sagen pflegt, hinter's Ohr geschrieben; dennoch mochte er seinen Mund zuweilen über die Vorzüge der Tochter zu weit aufgehen lassen, als daß der Vater nicht hätte

auf Vermuthungen kommen sollen, die ihm wirklich, wie Frau Helene befürchtet hatte, gegen den ihm verdrießlichen Ludwig Waltner nicht unerwünscht waren.

Aus dieser Gunst verstand sich auch der Papa dazu, am Ball des Sylvesterabends theilzunehmen. Es war mit diesem Ball ein großes Nachtessen verbunden, unter welchem man die Mitternacht erwartete, um sie mit Prost Neujahr! zu begrüßen und dann gratulirend durch einander zu rennen, wie die Atome eines aufgelösten Organismus zu einer Neugestalt durch einander wirbeln. — Prosit Neujahr! Händedruck, und nach Umständen Umarmung und Kuß!

Auch der junge Ludwig, der an seinem Champagnerglase mehr als genippt und sogar im geistreichen Geschmack seiner Tischgenossen dem — General Quenousaimons ein Lebehoch ausgebracht hatte, schien es unter der allgemeinen Jovialität ebenfalls auf den feurigsten Ausdruck seines Neujahrwunsches abgesehen zu haben, als er sich von seinem Tischplatze zu Bertha's Sitze durcharbeitete. Aber er wurde durch den dazwischen tretenden Papa zurückgeschreckt. Er warf einen mißtrauischen Blick auf Hülsenbeck, den der Gerichtsrath neben die Tochter gesetzt hatte, und bat dann Bertha leise um den Cotillon.

„Ich darf heut den Cotillon nicht mittanzen!“ erwiederte sie ihm mit leidmüthig niedergeschlagenen Augen.

Ludwig, vielleicht durch ein stilles Vorhaben des Herzens so gehoben, wie durch den Champagner montirt, versuchte noch Eines; er ging um die Erlaubniß zum Cotillon für Bertha den Vater an, erhielt aber die abfertigende Antwort: „Wir bleiben nicht zum Cotillon!"

Ludwig wendete sich kurz und verdrossen um und ging. Bertha, blaß und bebend, bat den Professor, der eben seine blaßgelben Handschuhe wieder anzog, ihr den Ehrenwalzer des Tischnachbars zu erlassen; sie sei zum Tanzen nicht gestimmt.

Der Professor hatte den flüchtigen Wortwechsel Ludwig's mit Bertha und ihrem Vater nicht wahrgenommen. Helenen mit seinem Glückwunsche zugekehrt, hielt er einige bewegte Augenblicke lang ihre zarte, warme Hand fest. In der sentimentalen Stimmung, die ihm der Champagner angerührt hatte, sprach er seine Wehmuth darüber aus, daß er zum erstenmal unter lauter fremden Menschen den Wechsel des Jahres erlebe, mitten in einem Jubel, der ihm das Herz zusammenpresse.

„Auch das muß man erlebt haben, mein Freund," sprach ihm Helene zu; „das nächstemal werden Sie Freunde um sich haben und der allgemeine Jubel wird Ihr Herz höher tragen als heut. Aber Sie sollten fühlen, daß Sie auch heut schon nicht unter lauter Fremden sind!" Bei diesen Worten entzog sie ihm mit einem

sanften Drucke die Hand, indem sie rasch hinzusetzte: „Aber, hören Sie, Ihr Ehrenwalzer geht an.“ —

So hatte er sich umgewendet, betroffen, verwirrt, und sah nun, wie Bertha erblaßt dastand, und der schöne Blumenstrauß mit der weißen Camelie, den sie heut von ihm hatte, in ihrer Hand zitterte. Und wie er hinter dem ihm entzogenen Walzer gedankenlos dastand und in die Wirbel der wilden Paare starrte, empfand er wenigstens dunkel den plötzlichen Wechsel dessen, was ihn von der Tante und was ihn von der Nichte so betroffen machte. — Gewinn und Verlust, wie man die Hand umwendet!

Der Mensch setzt im Spiel des Lebens sein Herz ein und gewinnt oft nicht; aber er ist mit seinem persönlichen Werth selber ein Einsatz und wird gewonnen. Doch — wenn er nun als Gewinn nicht gezogen wird?

So war die erste Stunde des neuen Jahres hart und kalt auf vier hoffende Herzen gefallen. Und da es nun im Mißklang mit dieser Empfindung immer lauter und lustiger um sie her zuging, war keines der Viere gestimmt, länger zu bleiben.

Ludwig, inzwischen zur Ueberlegung gekommen und schon dadurch befriedigt, daß Bertha nach Tische keinen Tanz mehr angenommen, stahl sich hinter den Weggehenden her an ihre Seite, wie sie neben der Tante dem Vater folgte, der sich am Professor führte. Er wünschte

ihr mit leisen, schmeichelnden Worten gute Nacht, und sie lächelte ihm mit feuchtglänzenden Augen zu.

An der Saalthür flüsterte er: „Was Sie für herrliche Blumen haben!“

Rasch, mit ängstlich abgewendetem Blicke reichte sie ihm den Strauß hin. Er faßte mit den Blumen die ganze Hand, behielt aber für diesmal nur den Strauß; doch empfand er lebhaft, was „durch die Blumen“ gesprochen war: Ich habe nichts, was nicht dein wäre.

Am andern Morgen, als Bertha, unausgeschlafen, aber nicht schläfrig, sich zur Kirche ankleidete und die Neujahrsbesuche, die zu machen waren, überlegte, erschien Lottchen, Ludwig's Schwester, mit einem frischen, prächtigen Blumenstrauße, den sie in aller Frühe beim Kunstgärtner ausgesucht hatte. Ein Rosabriefchen steckte zwischen den duftenden Hyacinthen. Erröthend und zögernd las sie es auf Lottchen's Zuspruch, aber noch unter'm Lesen rief sie:

„Nein, Lottchen, das geht nicht! Was kann mir Ludwig zu sagen haben, wozu nicht eine andere Gelegenheit schicklicher wäre, als daß er mich in der Dämmerung den Gartenweg nach Hause begleiten will. Wenn der Vater erführe, daß ich mit Ludwig — — Nein, es geht nicht!“

Lottchen, wissen wir schon, besaß einiges diplomatische Talent. Sie unterhandelte für den Bruder; was er

eigentlich beabsichtigte, durfte sie nicht sagen, und that es auch nicht, sondern flehte nur für Ludwig, und da dies auch nicht helfen wollte, erbot sie sich als dritte Person auf dem dämmerigen Gang zur Begleitung. Damit setzte sie es endlich durch. Das Haus wurde verabredet, wo Lottchen zur bestimmten Stunde dieses Abends von Bertha abgeholt würde.

Nach grünem Christfeste, — so schlimm von Vorbedeutung für schneeweiße Ostern — hatte die Witterung einen Anlauf zu Frost gethan; doch die milde Luft siegte noch einmal ob, und der zweite Tag im Jahr fing mit mildem Sonnenschein an.

Der Gerichtsrath hatte der Professorin in aller Frühe sagen lassen, daß er sie vor Tische sprechen müsse. In Ueberlegung, was wohl vorgefallen sein könnte, nahm Helene den Spazierumweg durch das Gartenfeld, ohne Ahnung, daß sie hier zufällig der räthselhaften Angelegenheit auf die Fährte gekommen war. Wie hätte sie aber auch wissen können, daß Abends vorher ein ihr so angehöriges Paar zwischen denselben öden Hecken und frostigen Stacketen sich über sein Frühlingsgeheimniß verständigt hatte?

Die fächelnde Luft, der halb verschleierte Sonnenschein stimmten das Herz der gerührten Frau zu einem Vorgefühl des Frühlings, zu einer Ahnung neuen Le-

bens, und sie athmete eine unaussprechliche Sehnsucht aus. In ihrer Seele tönte Erinnerung und Hoffnung zu einem Akkorde zusammen, der an das Unendliche anklang, und halb wie Jubel, halb wie Gebet ins Ewige zu verschweben schien. Da, im Augenblicke wo sich mit dem Zauber der Phantasie alles in das Bild des Professors auflöste, erscholl hinter ihr sein Morgengruß.

Er hatte sie weit vor sich her wandeln sehen und war ihr nachgeeilt. Seine Gegenwart im Einklange mit Dem, was sie eben empfunden hatte, störte ihre Stimmung nicht; vielmehr sprach sie, erfüllt, wie sie war, es geradezu gegen ihn aus, was diese Naturumgebung für Gedanken und Betrachtungen über das menschliche Leben bei ihr erweckt hatte. Kein Wunder, daß dieselbe Stimmung auf ihn überging. Wandelte er doch nicht blos unter denselben Natur-Einflüssen, sondern empfing auch noch die Eindrücke der Stimme und der bewegten Züge Helenens zu den Gedanken und Empfindungen, für die ein Echo in seiner Brust schlummerte. So schwebte zwischen ihnen ein Zwiegespräch, das leise und flüchtig gar vieles berührte, was für edle Seelen dem menschlichen Dasein höhern Werth und ewige Bedeutung verleiht.

Darüber kam dem Professor die Absicht seines Ausgangs völlig aus dem Gedächtniß. Der Gerichtsrath hatte nämlich beim Weggehen vom Sylvesterball über

die „Cour-Macherei“ Ludwig's bei seiner Bertha und über seine Ansichten von der Verheirathung einer Tochter sich in einer Weise ausgelassen, daß Hülsenbeck durchfühlen konnte, wie angenehm er selbst als Bewerber diesem Vater sein würde. Aber von der Stunde an schien er auch zweifelhaft mit sich selbst geworden; wenn ihm nicht etwa schon in der früheren Stunde, wo er bei Tische neben Bertha gesessen und für seine hohe Stimmung nur zerstreute Theilnahme gefunden hatte, die Ahnung gekommen war, daß er auf falscher Fährte — daß er auf der Suche nach einer Seele sei, die in keinen Einklang mit der seinigen kommen mochte. — Indeß wollte er nicht gleich alles aufgeben, sondern dachte das freundliche Haus festzuhalten, und ruhig abzuwarten, wie es sich mit Bertha machen würde. In dieser Stimmung war er eben ausgegangen, dem Gerichtsrath einen Neujahrsbesuch zu machen.

Dies Vorhaben fiel ihm erst wieder ein, als er die Gartenwohnung desselben zu Gesicht bekam. Der Gedanke an Bertha stimmte in diesem Augenblicke nicht zu den Empfindungen, die ihn bewegten, und er war geneigt, seinen Besuch zu verschieben und weiter zu gehen, als er überlegte, daß er Helene, die nur den Bruder etwas zu fragen habe, hernach weiter begleiten könnte. Helene, obgleich sie bedachte, daß der Professor dem Bruder im Augenblicke vielleicht quer komme, mochte ihn doch nicht

zurückweisen. Sie nahm sich vor, ihn auf die Dauer ihrer Ansprache beim Bruder der Nichte zuzuführen.

Sie öffnete mittelst des verborgenen Drückers, den die Gartenthür für Bekannte des Hauses hatte, und als ihnen eben der alte Jakob entgegen kam, fragte sie ihn bei Seite, wie es mit seinem Herrn stehe. —

„Der Herr Gerichtsrath,“ flüsterte er ihr zu, „sind höchlich ungehalten über Fräulein Bertha. Die Milchfrau, die widerwärtige Schwätzerin aus der Vorstadt, hat gestern Abend das Fräulein in Begleitung des Herrn Ludwig Waltner dort den Gartenweg nach Hause schlendern sehen und diesen Morgen dem Herrn zu der guten Partie gratulirt. Der Herr Gerichtsrath haben darauf das Fräulein zur Rede gestellt und auf ihr Eingeständniß sehr hart angelassen. Sie hat aber mit gutem Muth geantwortet und gesagt: „Beruhige Dich, lieber Vater, nur diesen Vormittag; Ludwig kommt.“

„Kommen Sie, Herr Professor,“ sagte jetzt etwas unruhig Frau Helene, „wir wollen vor allem sehen, was Bertha macht. Sie ist unten in dem Zimmer, wie ich höre.“

Sie gingen schweigsam und leise durch ein Vorgemach. Die Thür zum Wohnzimmer stand etwas geöffnet und die Professorin lugte hinein. Bertha stand, auf den Zehen emporgestreckt, am Eckfenster, das durch eine kleine, jetzt blätterlose Platanen-Allee nach der Vorstadt sah,

woher sie in gespannt ausblickender Stellung Jemand zu erwarten schien. Helene öffnete nun weiter auch für den Professor und beide traten ungehört, einander zulächelnd, ein. „Guten Morgen, Fräulein Bertha,“ grüßte, wie zurufend, der Professor.

In demselben Augenblicke, den Gruß überhörend, wendete sie sich vom Fenster um, und jubelte mit Händeklatschen: „Mein Bräutigam, mein Bräutigam!“ Beim Anblicke der Eingetretenen, die sie, ganz nach außen gespannt, nicht gehört hatte, erröthete sie, wich ihnen mit freundlichem Nicken und beschwichtigender Handbewegung aus und stürzte fort.

Hülsenbeck, erschrocken, erblaßt, hatte einen Stuhl ergriffen sich zu stützen, keines Wortes mächtig.

Es war eine wunderbar gemischte oder rasch wechselnde Betroffenheit. Man weiß ja, wie in erschütternden Augenblicken ganze Reihen der widersprechendsten Gedanken, als ob an keine Zeitfolge gebunden, unsere Seele durchblitzen, und welche widerstreitenden Empfindungen sich da im Nu zusammendrängen. Es geht dann in unserer geistigen Sphäre ein Sturm vor, so plötzlich, daß er die körperliche Kraft auf Augenblicke erschüttern und erschöpfen kann. —

Einen Augenblick glaubte Hülsenbeck, der Ausruf: Mein Bräutigam! gelte ihm als spöttischer Gruß. Er dachte an den Vater Bertha's. Fast zu gleicher Zeit

aber fühlte er aus den Umständen, aus Bertha's Harren am Fenster und ihrem jubelnden Fortlaufen, daß Ludwig gemeint sei. So traf ihn eine doppelte Beschämung.

Helene, die den Eindruck des unerwarteten Vorfalls auf den Freund wahrnahm, und etwas von seinen Empfindungen errieth, war sehr bewegt davon und zog sich schnell nach einem Seitenfenster, um ihm bei seinem Leide wenigstens die Verlegenheit zu ersparen, daß es bemerkt worden. Eben sah sie, wie Bertha für Ludwig die Gartenthür öffnete und ihn gerührt empfing. Er war zu feierlichem Besuch angezogen und in blaßgelben Glanzhandschuhen, wie auf dem Sylvesterball.

Um nun aber dem Professor für den Fall eines Eintretens des Paares zur Fassung zu verhelfen, sagte sie heitern Tones:

„Was das junge Volk nur vorhat?“ —

Wirklich nahm er sich zusammen und antwortete mit erzwungener Gleichgültigkeit:

„Nicht wahr, — sie hat Ludwig am Fenster erwartet, — Bertha?“

Eben ging das Paar grüßend und vergnügt am Fenster vorüber in's Haus. Und nicht lange, so hörte man sie durch das Vorgemach kommen. Sie traten ein. — Bertha eilte zur Tante und umarmte sie tief bewegt. —

„Ludwig geht zum Vater," sagte sie leise, „wir haben uns — —"

Und wieder umarmte und küßte sie Helenen eine gerührte, selige Minute lang.

Wie sie sich ein wenig beruhigt hatte, trat sie zum Professor, reichte ihm die Hand und sprach lächelnd:

„Nicht wahr, Herr Professor, Sie vergeben mir die Unart, wie ich Sie vorhin empfangen habe?" —

„Unter sothanen Umständen —" antwortete er etwas steif und verneigte sich gegen sie und Ludwig, — „ist es ja begreiflich."

Helene hatte Ludwigen bei Seite genommen, um ihm wegen der Stimmung ihres Bruders, des Gerichtsrathes, einen Wink und wegen seines Empfangs eine leise Warnung zu geben. Während dessen flüsterte Bertha mit schalkhaftem Lächeln und Winken dem Professor zu: „Bester Professor, Sie sehen, wie's mit uns steht: machen Sie es uns geschwind nach! Die Tante hat Sie herzenslieb!"

Erröthend und mit anmuthig drohendem Finger schlich sie von ihm, faßte Ludwig an der Hand und sagte:

„Nun aber vor allem zum Vater! Wir brauchen noch ein drittes Ja. Komm uns bald nach, liebe Tante, und steh' uns bei, — mit dem Herrn Professor!"

„Glück auf!" rief Helene dem Paare nach. Und wie sie sich nun dem Professor zuwendete, als ob mit diesem

Beschwörungswort auch ihm ein Segensantheilchen zugesprochen sein sollte, stand er zu ihrem Erstaunen wie verwandelt vor ihr. — „Lieber Hülsenbeck, was haben Sie?“ fragte sie mit herzlichem Ton etwas ängstlich. „Sie sehen ja auf einmal wie verwandelt aus. Wozu lächeln Sie denn so — ich möchte sagen — so entzückt?“

„Ich bin es auch!“ erwiederte er verlegen oder befangen. „Ich bin plötzlich — hellsehend geworden und schäme mich rückwärts zu blicken. Oder, bin ich vielleicht nur auf einen neuen Irrthum gefallen? — Entscheiden Sie es, Helene!“

Er faßte verzagterweise ihre Hand und fuhr dann, während sie erröthend zu ihm auflächelte, nach Worten suchend fort:

„Ja, Sie! Ein kranker Arzt nimmt gern einen andern zu Hülfe: ein dummer Professor flüchtet sich zu einer seelenvollen Professorin. Sagen Sie — kann Liebe, in ihrer Fülle und Innigkeit, sich im Gegenstand, in der Quelle ihres Glückes irren? Kann Neigung sich durch falsche Absicht bethören?“

„Bei Männern vielleicht eher, als bei uns Frauen,“ antwortete sie etwas unruhig. —

„Nicht wahr,“ lächelte er, „weil wir — wie sagten Sie einmal? — weil wir leicht durch sinnliche Einflüsse im Wahrnehmen des uns Angemessenen getrübt werden?“ —

„Und" — erwiederte sie schalkhaft — „weil Ihr oft nicht wißt, ob die Empfindung oder das Bild früher da war."

„Ja, ja, Helene, so ist es!" rief er. Aber nun weiß ich's: die Empfindung, die Neigung war früher!" —

„Ich weiß nicht, was Sie meinen," flüsterte Helene mit Herzklopfen." —

„Die Empfindung für die Tante war früher als das Bild, als die Vorstellung von der Nichte!" fuhr er fort. „O, Helene, still verehrte, unbewußt geliebte Helene, — lassen Sie das — zu meinem Glücke gelten? Glauben Sie mir, begreifen Sie meinen Zustand?" —

„Ich war nicht irre über mich, als ich Sie irren sah," lispelte sie, und sank an seine Brust. —

Es war ein Moment stummen, innigen Glücks, in welchem Blick und Mund das Innigste ohne Worte sprachen.

Als sie endlich wiederholt einander losgelassen und noch einmal umfaßt hatten, rief der Professor:

„Aber nun komm', Helene, laß uns hinauf zum Bruder eilen, den andern Glücklichen folgen, — es ihnen nachthun! Vielleicht entschließt sich der Papa leichter für Bertha!"

„Nein, Adolf," lächelte sie mit ihrer bezaubernden Schalkhaftigkeit, „das würde aussehen, als ob Du aus Verzweiflung, um die Nichte gekommen zu sein, rasch zur

Tante gegriffen hättest! Lassen wir erst Deine Absicht in Deiner Neigung völlig aufgegangen sein, und betrachte es als eine Zeit der Buße für solche Entzweiung in Dir selbst.“ —

„Warte nur!“ rief er beschämt, „Du sollst mitbüßen!“

Er zog sie innig an seine Brust. —

Die Bußzeit dauerte nicht lange. Helene sah ein, daß ihre eigne Verlobung am besten mit der des jungen Paares verbunden würde, um der Stadt keinen Zweifel über die Anciennetät der Liebe des Professors zu lassen.

So geschah es auch, und die Verabredung wurde getroffen, daß auch die beiderseitige Vermählung zu gleicher Zeit im Monat Mai geschehen sollte.

Die Hochzeitreise aber ging nach zwei verschiedenen Seiten: der Professor entschied sich für München, der Cigarrenfabrikant wünschte Bremen kennen zu lernen.

VI.

Eine erste Liebe.

Es war ein stiller, dumpfer Novembertag. Freund Hilmer, der junge Landpfarrer, hatte in der Stadt zu thun gehabt und ließ sich bei einer Tasse Thee zu einem spätern Bahnzuge halten, der ihn wieder in die Nähe seines Pfarrortes zurückbringen sollte. Wie denn die geistlichen Herren gern das Wort ergreifen, oft nur um zu zeigen, wie fruchtbar es gemacht werden kann, und wie der Freund auch, der lang nicht da gewesen war, manches Wort zu gut hatte, so war es uns angenehm, als er uns eine heitre Lebenserinnerung in folgender Erzählung behaglich mittheilte.

„Indem ich Sie, verehrte Frau, die Butterbrode so anmuthig streichen und abschneiden sehe," sagte er, „fällt mir meine erste Liebe ein. Lachen Sie nicht! Es gibt, wie Sie wissen, materielle Dinge genug, die einen Einfluß auf unsere Seelenstimmung ausüben, indem sie dieselbe heben, oder auch stören, wie Wärme und Kälte

die Saiten eines Klaviers verstimmen. Wenn aber eine erste Liebe, die bei einem rechtschaffenen jungen Burschen sehr ideal zu sein pflegt, mit einem gewöhnlichen Butterbrod in Collision kommt, so läßt sich denken, daß die Sache nicht gar zu verzweiflungsvoll ausgeht, etwa wie bei Werther, dessen Liebe zu Lotten bekanntlich bei einem Butterbrode anfing. Sie erinnern sich ja der anmuthigen Scene, wie Werther mit einem „guten, schönen, übrigens unbedeutenden Mädchen" nach dem Jagdhaus im Walde gefahren war, Lotten zu einem ländlichen Ball mitzunehmen. Er fand sie im Vorsaale des Hauses in einem simpeln weißen Kleide, mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust, mitten unter sechs Geschwistern, denen sie von einem Laibe Schwarzbrod, jedem nach dem Unterschiede des Alters, ein Stück abschnitt. Daß es mit Butter bestrichen gewesen, wird nicht gesagt: ich glaub's aber. Denn es war ein freundliches, wohlhabendes Haus in einer wohlfeilen Zeit, und man wußte gewiß auch damals schon, daß Butter alles Brod verdaulicher macht. Werther war entzückt, hingerissen und nachträumend bis zu jenem verzweiflungsvollen Augenblicke, wo er hätte ausrufen können: o, hätte ich sie nie ein Butterbrod streichen sehen! — Er rief es nicht, und ging zu Grunde; ich rief es, und war gerettet.

„Indeß, da das Butterbrod, von dem ich erzählen will, nicht, wie bei Werther, den Anfang, sondern das

Ende meiner ersten Liebe ist, so muß ich einen Anlauf, und hierzu einige Schritte rückwärts thun.

„Sie wissen, daß mein Vater Gerichtsrath in einer Universitätsstadt unseres Landes war. Er und meine Mutter, beide von gesellschaftlicher Bildung und einigem Vermögen, machten dort ein angenehmes Haus. Wir Geschwister wuchsen im Verkehr mit gebildeten Männern und Frauen auf. In der Maße, als schon damals das Platte, Nüchterne, ja Nichtige sich im Ton und Interesse der Gesellschaft immer breiter machte, begünstigte besonders meine Mutter das Poetische, ja bis zu einem gewissen Grade das Schwärmerische oder doch Begeisterte in der Auffassung des Lebens, wenigstens bei jüngern Leuten. Sie lud daher gern, außer den Freundinnen meiner Schwestern, auch einzelne Studenten ein, die aus guten Familien mit Empfehlungen gekommen und durch gutes Benehmen bewährt waren. Sie suchte, wie sie sich auszudrücken pflegte, den alten, abständigen Wein der Gesellschaft mit jungem, zuckerstoffhaltigem Gewächs aufzufüllen, damit derselbe nicht schal, oder zu säuerlich herb, oder auch zu geistigscharf werde.

„Zu den öfter eingeladenen Studiosen gehörte Graf Helfenstein, aus einer dem regierenden Hause morganatisch verwandten Familie. Er war bedeutend älter als ich, und verließ die Universität, während ich noch das Gymnasium besuchte. Und so machte er auch bereits

ein Haus in der Residenz, als ich zum Hülfsprediger an der Hofkirche dahin berufen wurde. Allerdings hatte er, inzwischen in ganz andere Kreise gerathen, sich auch andern Neigungen ergeben, und wußte sich als Mann vom besten Ton jetzt ebenso geltend zu machen, wie damals, wo er noch mit liebenswürdigem Enthusiasmus in die Tonart meiner seligen Mutter einstimmte. Doch vergessen hatte er jene Abende nicht; vielmehr, wie er mir gestand, wandelte ihn nicht selten eine wehmüthige Sehnsucht nach jenen weihevollen Stunden an, in denen er mit tieferen Athemzügen der Seele geschwärmt hatte. Mit solcher Anhänglichkeit zog er mich in sein Haus und sah mich gern in seinen Gesellschaften, so weit solche nicht dann und wann durch die Rücksicht auf anwesende Fürstlichkeiten beschränkt waren.

„Ich hatte eine für meinen Beruf bequem gelegene Wohnung bei der Witwe eines höhern Beamten gefunden, — einer ziemlich angesehenen Frau, die still und in ihren Mitteln beschränkt, mit einer Tochter lebte, die in ihrem sechsundzwanzigsten Jahre bereits auch schon ihren Gatten und ein Kind verloren hatte. Die Mutter trug das Gepräge der frühern Beamtengesellschaft — ausgesucht höflich gegen Andere und sehr umständlich mit sich selbst. Sie glich einer Currentschrift von ruhiger Hand, Grundstrich fest, Haarstrich fein, Züge verschnör-

kelt; was man herauslas, war wohlwollende Gefälligkeit mit einem kleinen Zusatz von Eigennutz.

„Die Tochterwitwe hatte etwas ungemein Anziehendes in der Erscheinung, dabei aber manches für mich Widerwärtige in ihrem Wesen, manches, was mich abstieß im Umgang. Zarter Wuchs, seelenvolle Züge, tiefe, halbverschleierte Augen und eine schwebende Anmuth in ihren Bewegungen bestrickten aus der Ferne ein junges Herz; allein ich war, vielleicht aus der Atmosphäre unseres Hauses her, noch zu frisch, zu natürlich und wahr in Empfindung und Geschmack für so viel Verwöhnung der schönen Frau in ihren Ansprüchen, so viel Jammerhaftigkeit in ihrer Lebensansicht, und Selbstzufriedenheit in ihrem Thun und Lassen. Vollends befremdend kam mir aber ihre kindische Lüsternheit nach den modischen Spielereien, Putzsachen und den leichten Genüssen des Lebens vor, die ihr in beschränkter Lage versagt waren. Der falsche Geschmack der Zeit hatte vielleicht diese läppische Begehrlichkeit ihrem sonst gesunden Sinn und Naturell angethan; wie sie denn auch ihre Verwöhnung und Selbstzufriedenheit dem Vater zu danken hatte, der — wie ich hörte — in ihre Schönheit vernarrt und gegen ihren Eigensinn höchst schwach gewesen war.

„Was ihre Jammerhaftigkeit betraf, so hing sie mit den Fransen ihres Trauergewandes zusammen und ließ erwarten, daß sie mit diesem abgelegt würde, und daß

vielleicht wieder die Rosenfarbe zugleich an Hut und Humor aufkäme. Ich ließ mich daher auch in meinem Ton und Benehmen gegen sie um so weniger davon anfechten, als ich wohl bemerkt hatte, daß sie, unbeobachtet, sich mit gutem Verstand und gesundem Urtheil aussprach und das Häusliche recht frisch angreifen konnte. Vielleicht trugen auch meine Predigten etwas zu dieser Ermunterung bei. Wenigstens regelmäßig besuchte das liebe Frauchen meine Nachmittagskirche, und die Alte vertraute mir, daß sie immer sehr erbaut nach Hause käme; wie denn ihre gute Tochter stets für das Leben einer ländlichen Pfarrersfamilie geschwärmt und die Romane am liebsten gelesen habe, in denen solches geschildert werde. Und freilich war ich als Prediger schon damals keiner von denen, die mit Sünde und Satan auf ängstliche Seelen einstürmen, sondern ließ es mir angelegen sein, meinen Zuhörern Muth und Selbstvertrauen auf die ursprüngliche Gnade der ihnen von Gott verliehenen Kraft, sowie Freude am Tagwerk des Daseins und Erhebung zur Herrlichkeit der religiösen Abendröthe desselben zu erwecken.

„Bei alledem hielt ich mich ziemlich kühl gegen die Theilnahme, die man mir im Hause schenkte. Die Mutter-Witwe fragte gern nach den liebwerthen Meinigen, und die verwitwete Tochter ließ wiederholt die Bemerkung fallen, daß ich als junger Mann mit den schönsten Le-

benshoffnungen doch volle sechs Wochen älter sei, als sie, der das Schicksal schon die Farbe schmerzlicher Erlebnisse angethan habe. — „Aber, theure Agnes,“ sagte ich ihr, „wie würdig tragen Sie dies Schwarz! Und wenn Sie wüßten, wie anziehend es Ihnen steht, so würden Sie nicht so bald daran denken, es abzulegen.“

„Das schien ihr aber nicht zu gefallen.“

„So bildete sich ein eigenes Verhältniß zwischen mir und beiden Frauen: die Alte überbot ich mit Schnörkeln der Höflichkeit, und der jungen ging ich am Tage gern aus dem Wege, um zum Lohne meiner Bescheidenheit — der Himmel weiß durch welche magischen Einflüsse! — des Nachts desto lebhafter von ihr zu träumen; da ich sie denn niemals im Schwarz ihrer Vergangenheit, sehr oft aber in einem reizenden Negligé — wahrscheinlich ihrer Zukunft — erblickte. Der alte Sessel ihres Zimmers, den sie mit Emphase ihren „Witwenstuhl“ nannte, zeigte mir dann immer die schiefe Rückwand. Einmal war ich darüber so ärgerlich, — im Traume nämlich — daß ich, mit Anspielung auf einen Kanzlei-Ausdruck, sagte: „Schöne Agnes, Ihr Witwenstuhl ist ‚verrückt‘; ich weiß nicht, ob es eine Zuvorkommenheit von ihm gegen mich ist?“

„So gern ich mich aber auch in die Einsamkeit meines Zimmers zurückzog, konnte ich zuweilen doch nicht umhin, eine Tasse Thee bei den Witwen anzunehmen. Auf

die sehr ökonomische Umständlichkeit der Alten bereitete ich mich aber auf meinem Zimmer durch ein Brödchen mit „Umständen", — heißt das mit etlichen Schnittchen Cervelatwurst vor; so daß ich dann im Stande war, mich mit einem einzigen der vier Zwiebacke zu begnügen, die auf zwei Tellerchen vertheilt, sich in schöner Symmetrie zu beiden Seiten der Theekanne hielten. Nur wenn eine frische Sendung dieser Wurst, für welche meine Vaterstadt einen gewissen Ruf hatte, von Hause gekommen war, leerte ich eines der beiden Tellerchen, um die dickste meiner Cervelate drauf zu legen. „Zum Versuchen," sagte ich, und es sollte eine theologische Ironie sein, daß ich mich angeblich von zwei Zwiebacken sättigte und eine ganze Wurst zum bloßen Versuchen gab. Aber ich traf damit auf einen liebenswürdigen Widerspruch in der Denkungsart meiner Hauswirthin; denn so frugal sie in allem war, was sie gab, so großartig blieb doch ihr Geschmack für das, was sie empfing.

„So ging der Winter zu Ende und ich sah mit ungewöhnlichem Verlangen dem Frühling entgegen. Daß der Lenz das Maßliebchen bringt, — jenes bescheidene Blümchen, das vom mageren Anger in einen Garten verpflanzt, sich füllt und die Farbe zu wechseln pflegt, wie Mädchen von dürftiger Herkunft den Aufwand liebgewinnen, wenn sie eine gute Heirath thun, — das wußte ich. Daß aber statt eines solchen „Gänseblüm-

chens" die junge Witwe, auf dem leidigsten Umwege, meinem Herzen so nahe gebracht werden sollte, hätte ich nicht geahnt."

„An dem rauhesten Märztage erhielt ich nämlich eine Einladung zu einer größern Gesellschaft bei meinem gräflichen Gönner. Ich hätte es bei dem scharfen Nordost nicht gewagt, im Frack ohne Mantel dahin zu gehen, wie ein junger Freund that, der sich denselben nur für die nächtliche Heimkehr bestellt hatte. Aber es bekam ihm auch schlecht. Ein zunehmendes Unwohlsein überfiel ihn, ehe der Mantel gebracht wurde, und er bat mich um den meinigen, den er alsbald wieder zurückzuschicken versprach. Unerwartet aber brach die Gesellschaft auf, ehe mein Mantel kam. Abwarten konnte ich ihn nicht und dachte mir auch, daß er über die Fürsorge für den Erkrankten gänzlich vergessen würde. Von lebhafter Unterhaltung aufgeregt, von starkem Punsche erhitzt, eilte ich fort, indem ich die zugige Straße entlang, dem schneidenden Nordwind entgegen, die mir so liebe Horazische Ode an Thaliarch deklamirte:

„Du siehst, wie dort im Glanze des hohen Schnees
Soracte steht, wie mühsam der schweren Last
die Wälder fast erliegen, und von
schneidender Kälte die Flüsse starren."

„Mit der prophetischen Stelle der vierten Strophe:

„Erforsche nicht des morgenden Tages Loos,
und rechne jeden Tag, den das Schicksal dir
verleihet, zum Gewinn: als Jüngling
fliehe nicht Tanz, noch die süße Liebe,"

erreichte ich meine Wohnung, und kam mit Schüttelfrost in meinem Zimmer an.

„Ich hatte eine unruhige, fieberhafte Nacht. Doch nicht gewohnt, viel auf mich zu achten, ließ ich der Natur nicht die Zeit, auf dem eingeschlagenen Weg eines Katarrhs sich der heftigen Erkältung zu entledigen. Ich stand auf und ging, meines elenden Befindens ungeachtet, aus, nach dem Freunde zu fragen, der mich entmantelt hatte und dessen Unachtsamkeit ich durch einen freundlichen Besuch zu bemänteln dachte. Er war zu Bett, von einem Anfalle der Brust bedroht, der sich noch nicht entschieden hatte.

„In dem heißen Zimmer, wo mich die Seinigen empfingen, glaubte ich Erleichterung meines Katarrhs zu empfinden; doch auf der Rückkehr, obgleich jetzt in meinen Mantel gehüllt, bekam ich eine Spannung über die Brust, Hustenreiz und einen leisen Stich auf der linken Seite. Eine Bangigkeit trieb mich nach der Wohnung meines Arztes. Unterwegs nahm der Anfall zu, so daß ich, über die zweite Treppe zur Wohnung des Doktors gelangt, ohnmächtig zusammenbrach.

„Glücklicherweise war er zu Hause. Er ließ mich auf das Sopha bringen, untersuchte, als ich wieder zu mir

kam, meinen Zustand, und befahl mit bedenklicher Miene einen Fiaker. Er begleitete mich nach Hause, ordnete Bett, Zugpflaster und — ich weiß nicht mehr, was alles an, und ertheilte meiner Hausfrau Vorschriften zu meiner sorglichsten Behandlung. Es gab eine Lungenentzündung, die sich hartnäckig erwies, wochenlange Beklemmungen nachschleppte und mich endlich durch Blutverlust und Fieber sehr erschöpft zurückließ.

„Die junge Witwe hatte mich auf's ängstlichste gepflegt. In meinen Fieber-Phantasieen war sie mir als geflügelter Engel erschienen, mit der Rechten nach mir reichend, mit der Linken eine Schale himmlischen Trankes darbietend, und ich hatte sie „heilige Agnes" genannt. Manches Andere, was ich noch gesagt haben mußte, wurde mit lächelndem Erröthen verschwiegen, und wenn ich mit gefalteten Händen darum bat, — denn das Reden war mir verboten, und Agnes legte mir gleich die Finger auf den Mund, — so versetzte die Alte ablehnend: „Nein, nein, bester Herr Hilmer, in Fiebern gesprochen, hat es keine Geltung; kam es aber aus Ihrer Seele, so wird es Ihnen zur rechten Zeit wieder einfallen."

„Meine Mutter, die herbeigeeilt war und während der Dauer der Gefahr um mich blieb, schien von dem Geheimniß zu wissen, wie ich nachmals aus den Worten schloß, womit sie mir in der Genesung Begriffenen Lebe-

wohl sagte." — „Lieber Friedrich," flüsterte sie, „richte Dich ein, sobald der Arzt und Deine Kräfte es erlauben, zu uns zu kommen und Deiner Herstellung abzuwarten. Du wirst vielleicht den Sommer ein Bad besuchen müssen; in keinem Fall aber darfst Du vor Deiner vollen Erkräftigung an die Kanzel denken. Dein Vater wird Schritte thun, und Graf Helfenstein hat mir seinen Einfluß zugesagt, daß Du auf länger beurlaubt und dann wo andershin berufen wirst. Inzwischen aber nimm von Deinen Wirthinnen nicht mehr an, als Du körperlich nöthig hast und wir mit Anstand vergüten können. Du bist jetzt weich, wohlwollend und hingebend gestimmt. Versprich mir, daß Du Dich durch nichts für Deine Zukunft binden willst. Denke nicht an Deine künftige Lebenseinrichtung und verabrede nichts, was sich darauf bezieht, nicht einmal, daß Du — wieder predigen wolltest. Nicht wahr?"

„Sie reichte mir ihre Rechte dar, ich nickte dreimal feierlich und drückte meine heißen spröden Lippen auf die mütterliche Hand. „Ich habe von einem hiesigen Frauenzimmer mein Brustbild in schwarzem Papier ausschneiden lassen," fuhr sie fort. „Dort hängt es Deinem Sessel gegenüber. Du blickst mich verwundert an? Daß Du an Deine Mutter denkst, lieber Fritz, weiß ich; laß es Dich aber auch an Das erinnern, was Du ihr eben versprochen hast!"

„Sie schied mit Thränen und Lächeln und ließ mir beides gleichsam gemischt zu einer wunderbaren Stimmung meines Innern zurück, zu einer Rührung, die nicht wohl zu beschreiben wäre. Es war ein schwebender, seliger Zustand, in dem mich alles bewegen und erfreuen wollte. Eine Gallerie, die um den kleinen Hof lief, hatte Mittagsonne. Hier, mit dem Ausblick in ein Gärtchen, saß oder wandelte ich, der freien Luft zu genießen, die günstigsten Stunden des Tages. Die Stauden waren grün geworden, Frühlingsblumen blühten auf einer Rabatte, ein Nußbaum in warmer Ecke hing voller Blüthenkätzchen, das alles rührte mich zu Thränen. Meine Nerven bebten, wie eine Aeolsharfe, von jedem Lebenshauche, ja von jeder erinnerungs- oder hoffnungsvollen Empfindung. Eine lächelnde Melancholie tönte fort und fort in meinem Innern, und eine Strophe aus Göthe's Liedern konnte mich erschüttern. Noch lebhaft steht mir vor, welch ein unnennbares Verlangen in meinem Innern bei den Worten aufstieg:

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern,
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern!“

Bald aber nahm dieser Stern die Gestalt eines Engels an; er kehrte noch einmal aus meinen Fiebern zurück mit Flügeln und der gefüllten Schale in der Linken. Ich

hatte sie ja wie oft gesehen und gehört — die heilige Agnes, die mich auch jetzt noch nicht verließ. — Die süße Stimme der jungen Witwe that mir unaussprechlich wohl; ihr Lächeln fiel wie Maienschein in meine süßschauernde Brust. Sie sprach so gern mit mir, während sie mir selbst zu sprechen wehrte, ihre zarten Finger auf meine Lippen gelegt und die glänzenden Locken schüttelnd. Ich träumte jetzt des Nachts nicht mehr von ihr, aber sie füllte statt dessen meine Tage aus. Sie schwebte und webte um mich, bei jedem Erscheinen athmete ich, als ob es mich aus einem jungen Fichtenwald anwehe, tiefer auf, und meine Brust erweiterte sich.

„Bei all' dieser Besserung in meinem Befinden blieb es selbst für den Arzt auffallend, daß ich noch kein rechtes Verlangen nach Speise hatte, daß ich wie vom Aether der Luft, die ich einathmete, und vom Aether der Empfindungen, die in mir aufstiegen, zu leben schien. Manche Gerichte, die ich noch immer geliebt hatte, widerten mich sogar an, und ich war auf gar weniges beschränkt.

„Doch ich will mich nicht erschöpfen, Euch meinen körperlich reizbaren, geistig hochempfindlichen Zustand begreiflich zu machen, und sage nur noch, daß ich meines, der Mutter gegebenen Versprechens ungeachtet, oft nahe daran war, meinen Gefühlen der Dankbarkeit und Hingebung Worte zu leihen, deren jedes einer jener Mandeln glich, die mit doppeltem Kern zu einem — Viel-

liebchen geboten werden. War vielleicht doch schon Das zu viel, daß ich so gern die mir den Mund verschließenden Finger Agnesens küßte und daß ihr sonniges Lächeln Thränen in meine Augen lockte.

„In diesem Zustande wandelte ich eines Tages früher vor Tisch als bisher, auf der Gallerie. Am Ende derselben konnte man durch ein kleines Fenster, das jetzt um meiner Gänge willen geschlossen blieb, über den Hof in die Küche meiner Hauswirthin im Hinterbau der Wohnung sehen. Dort stand das eine der beiden Fenster offen, und wie ich eben durch die Scheiben hinüber blickte, schwebte Agnes trällernd und in tanzendem Schritt herein, bückte sich, einen kleinen Küchenschrank zu öffnen, und hob einen großen Laib Schwarzbrod nebst einem ganzen goldgelben Butterweck heraus. Sie durchschnitt das Brod in der dicksten Mitte, löste eine fingerdicke Scheibe von der einen Hälfte ab und überstrich sie mit Butter. An der Wand neben ihr hing eine Salzmeste aus bräunlichem Eichenholz mit glänzenden messingnen Reifen. Agnes schlug den Deckel zurück, tippte mit zwei Fingern hinein und bestreute das Butterbrod mit dem zerriebenen Salze.

„Mir klopfte unter diesem Vorgang immer heftiger das Herz von einer unbegreiflichen Angst. Und nun wendete Agnes, ohne doch nach meinem Fenster aufzublicken, sich mir zu und führte die riesige Brodscheibe,

horizontal zwischen den fünf Fingern der Linken, zum Mund, um herzhaft hineinzubeißen. Ich sah noch den Ausbiß, den der Mund in der Scheibe zurückgelassen; dann aber wendete ich mich um, ein körperlicher Widerwille schüttelte mich durch und durch. Ich mußte mich setzen. Ein wunderbarer Kampf in meinem Innern schien eine Umwandlung, eine Umkehr in meiner Seelen- und Körperstimmung einzuleiten. Gewisse Nerven übertragen, wie ich hörte, ihre Stimmung auf andere: etwas der Art ging wohl in mir von oben nach unten vor; denn die Sehnsucht des Herzens wich langsam dem Appetit.

„Nach einer Weile kam Agnes herüber in die Gallerie, — leise und lächelnd. Ich verwunderte mich über ihr Aussehen. Sie erschien mir viel korpulenter, weniger durchsichtig; die Flügel der zarten Schultern waren verschwunden, und am Platze der vormaligen Heilschale in ihren Händen hatte ich die Brodscheibe gesehen, — ein heilendes Butterbrod! Auch die Aeolsharfe in meiner Brust war verstummt, und etwas tiefer erwachten Mahnungen des Hungers. — „Ach, liebe Agnes," lispelte ich, „verehrte Frau Amtsräthin, wollt' ich sagen, geben Sie mir doch ein Schnittchen Butterbrod, schwarz, — weiß auf schwarz! Mein alter Appetit meldet sich an."

„Ach, Gottlob!" rief sie und eilte fort. —

„Ach, Gottlob!" seufzte auch ich, und wandelte nach meiner Stube. —

„Genug, von nun an kam ich allmälig zu Kräften. Von Hause liefen Anfragen ein, ob ich bald reisen könnte. — Es läßt sich denken, daß schon die Verlegenheit, in der ich mich, nach meiner Verwandlung, Agnesen und der Mutter gegenüber befand, mich fortzukommen drängte. Ich sehnte mich recht nach der Reise. —

„Doch apropos — die Reise! Es ist die höchste Zeit für mich, nach dem Bahnhofe zu gehen!" —

Der Freund erhob sich, nahm Mantel und Mütze und drückte uns zum Abschied die Hände. — „Ich sage nur noch," lächelte er, „daß ich dem Zauber der jungen und den Umständlichkeiten der alten Witwe mit rührender Dankbarkeit glücklich entkam, und daß von Hause her die Mutter mit weiblich feiner Hand die verwickelten Fäden doppelter Verbindlichkeiten ebenso glücklich löste. — Lebt wohl! Und wenn ich nächstens wiederkomme, wollen wir darüber philosophiren, wie es wohl zugehe, daß in den so oder so gestimmten Nerven die Sympathien oder Antipathien des Herzens spielen. Denkt einstweilen ein wenig darüber nach, wenn auch auf Gerathewohl, daß Euch nichts einfalle. Vielleicht behaltet Ihr das Räthsel am besten in dem guten Reime:

Rathet, wie sich Herz und Magen,
Lieb' und Appetit vertragen!"

VII.

Eigene Wege.

1.

Einer jener milden Apriltage, die durch wehende Regenschleier dem ankommenden Mai sonnig entgegen lächeln, fiel in den Hausgarten des Präsidenten von Röben. Die Blumenbeete lagen zum Säen und Pflanzen ausgestellt; es sproßte an Stauden und Hecken. Ein kleines, neu erbautes Treibhaus hatte seine Schutzdecke von Rohr der Sonne geöffnet und ließ blühende Camellien und Eriken durch die Scheiben blicken. Einige Mistbeete standen dem Zutritte der warmen Luft aufgedeckt.

Der Präsident, ein alter, freundlicher Herr in langem Hausrocke, und ein schlanker, hübscher Mensch im Paletot waren mit Beihülfe eines Bedienten beschäftigt, überwinterte Levkojen und Goldlack in Scherben an die freie Luft und Aurikeltöpfe auf Gestelle zu bringen. Alle Anordnungen gingen von dem jungen Manne aus, und der alte Herr hatte dabei die Miene eines Menschen, der etwas lernen will, indem er nichts ohne die Zustimmung des Sachverständigen unternimmt.

„Reseda und Basilikum haben Sie ja hierher gesät, Herr Präsident, nicht wahr?“ —

„Ja wohl, Herr Referendar! Und soll ich nun die Balsaminen —?“

„Ich dachte, erst die Scabiosen und Lobelien! Und hier habe ich von meinem Vater Convolvulus tricolor, den Sie noch nicht kennen. Auch hat er mir Amaryllis formosissima und Trigidia pavonia geschickt, an denen Sie Ihre Freude haben sollen. Kommt alles in's freie Land. Jetzt aber die Lupinen und Malven und — die türkische Melisse nicht zu vergessen!“

„Daß dich das Mäuschen!“ rief der alte Herr. „Peter, geschwind die Samenschächtelchen von meinem Pulte droben!“ —

„Warten Sie, Peter!“ rief der Referendar und gab ihm aus dem Treibhause einige Töpfe blühender Hyacinthen und Tulpen für den Blumentisch der Frau Präsidentin mit.

Dem alten, freundlich nickenden Herrn konnte man es ansehen, wie befriedigt er sich bei dieser Beschäftigung fühlte. Er hatte eine neue Welt gefunden, aus welcher die frühere Langweile und der Verdruß über die Lage des Landes verbannt wären. Wer ihn freilich in seiner großen Thätigkeit am obersten Gerichtshofe oder im Ministerium während der letzten bewegten Jahre gekannt hatte, mochte wohl begreifen, wie ihm zu Muthe

war, als er sich nach eingetretener Reaktion plötzlich — „geviertheilt" fand, wie man es nannte, wenn ein Beamter mit Verlust des vierten Theiles seiner Besoldung außer Thätigkeit gesetzt wurde. Der Fürst sah nämlich die Beamten nicht mehr gern, die einst mit dem öffentlichen Vertrauen angethan, zwischen ihm und den Volksmännern gestanden hatten. Und jene Getreuen, die man in den Tagen der Gefahr nicht gesehen, die jetzt aber einen Bund der Anhänglichkeit knüpften, traten nun desto beeiferter zwischen das grollende Herz des Regenten und jene Männer, die der Revolution Zugeständnisse gemacht hatten, wie man sich ausdrückte.

Es war für Herrn von Röben ein Zustand peinvollster Schwebe, worin er mehrere Jahre verlebte — unbeschäftigt und doch unfrei zu jedem andern Unternehmen, indem die Geviertheilten für disponibel — zur Verfügung gestellt — galten. Er konnte, so müßig er war, keinen Urlaub zu einer Reise, ja nicht einmal zum Besuch eines Bades erhalten, so dringend das Bedürfniß eines solchen von seinem Arzte bescheinigt war. Es lagen, wie es hieß, höchst wichtige Geschäfte vor, zu denen man ihn jeden Augenblick nöthig haben könnte. In dieser Lage, da der edle Mann daran war, sich aus seinem Innersten heraus zu verzehren, erschien ihm eine unerwartete Rettung in der Gestalt eines alten Freundes.

Der Hofgärtner Amstetter begrüßte ihn mit seinem

Sohne, der als Referendar an das Obergericht der Provinz gewiesen war. Der junge Mann gefiel dem Präsidenten durch sein heiteres angenehmes Wesen, sowie durch eine Frische der Empfindung und Unbefangenheit seines Witzes und Benehmens, die man an den neuen Zöglingen des Staatsdienstes schon nicht mehr gewohnt war. Herr von Röben bot ihm ein hübsches Zimmer im Gartenflügel seines Hauses zur Wohnung an, ohne zu ahnen, wie viel mehr als einen wünschenswerthen Gesellschafter er an dem Jünglinge gewinnen sollte.

Denn nicht sobald hatte der junge Gustav Amstetter bemerkt, wie schwer der würdige Mann an seinen müßigen, mißmuthbrütenden Tagen trug, als er ihn auf den Betrieb der Garten- und Blumenzucht brachte. Er bestimmte ihn, die verfallenen Mistbeete herzustellen und ein kleines Treibhaus zu errichten, um auch der unfreundlichen Jahreszeit Grünes und Blühendes abzulocken.

Mit der Lebhaftigkeit eines Hoffnungslosen ergriff der alte Herr den Vorschlag. Und indem er sich jetzt, im ersten Frühling der neuen Epoche, zugleich in die Mysterien der Pflanzenwelt und in die Liturgie ihrer Behandlung einweihen ließ, fühlte sich der greise Schüler eines Gärtnersohnes mit jedem Tage mehr angeregt, beschäftigt und bestrebt, gesund und heiter. Selbst die Ungunst seiner bürgerlichen Lage trug jetzt zu seinem Glücke bei; denn die Besorgniß, seine Zufriedenheit, wenn

sie in der Residenz ruchbar würde, könnte durch eine unerwartete Dienstveränderung gestört werden, nöthigte seiner Beschäftigung etwas von jenem geheimnißvollen Schweigen auf, durch welches jedes innere Glück der Seele vor der Mißgunst der Welt am besten behütet wird.

In dieser heitern Stimmung und Geschäftigkeit finden wir die beiden Herren im Ueberrock und Paletot an jenem sonnigen Aprilmorgen im Garten.

Hier wurden sie von Gustav's Freunde, Franz Trabert, überrascht, der seit kurzem Anwalt geworden war.

„Ei, sieh da, Franz! Wieder zurück?" rief Gustav dem Herankommenden entgegen und reinigte die Hand von der anklebenden Gartenerde, sie dem Freunde zu reichen.

„Gestern Abend, ja!" antwortete der Anwalt, indem er dann den alten Herrn begrüßend ausrief: „Aber, Herr Präsident, wie außerordentlich wohl sehen Sie aus! Sie verjüngen sich wahrhaft in Ihrer Muße."

„Wir wollen das unter uns behalten, Herr Prokurator," lächelte der alte Herr, „obgleich es mir schon recht wäre, wenn mich gewisse Leute in meiner Verjüngung gar nicht wieder erkenneten. Verdanke es übrigens nicht der Muße, sondern Ihrem Freunde, meinem lieben Hofgärtner da!"

„Apropos Hofgärtner!" fiel der Prokurator ein. „Wie

ich Dich da treffe, Gustav, hab' ich ein Anliegen; erinnere mich nachher daran! — Wahrlich, Herr Präsident, ich freue mich, daß Sie solch ein stilles Paradies hinterm Hause besitzen. So wie ich Sie hier finde, habe ich eine andere gartenfrohe Familie verlassen. Ich komme nämlich von Wiesenbrücken."

„Ah," erwiederte der Präsident, „da giebt's freilich artige Gärten. Wiesenbrücken ist die reizendste Kreisstadt im Herzogthum. Sie, Herr Referendar, sind noch nicht da gegen das Gebirge hinaus gekommen. Sie müssen es in diesem Frühjahr einmal. Es ist ein Bergstädtchen mit anmuthigen Terrassengärten."

Er lud beide Freunde in das Gartenzimmer, wo der rückkehrende Bediente eben ein mitgebrachtes Frühstück anrichtete. — „Sie waren in Geschäften dort, Herr Prokurator?"

„Ja, Herr Präsident! Sie kennen wohl Herrn Martin Neumayer?"

„Gewiß! Er betreibt dort eine große Spinnerei."

„Und ist eben einem Kohlenbergwerk auf der Spur," fuhr der Prokurator fort. „Gerade in dieser Angelegenheit hat er mich der Rechtsverhältnisse halber zu Rathe gezogen. Sie wissen, er hat das adelige Gut der in gerader Linie ausgestorbenen Familie von Steinbühl erworben und es eben bezogen. — Eine höchst liebenswürdige Familie, die Neumayer! Ich habe dort ein paar

der vergnügtesten Tage meines Lebens gehabt. Du glaubst nicht, Gustav, was das für prächtige Menschen sind, — der Vater mit zwei Söhnen, die sich in die Gewerb- und Handelsgeschäfte theilen, und die Mutter mit einer reizenden Tochter, die das Haus besorgen und den geselligen Verkehr unterhalten. Ja, da hab' ich auch einmal die Seltenheit gefunden, daß reiche Leute zugleich den rechten Sinn für Reichthum haben, — nicht blos ihn zu vermehren, oder schwelgerisch damit zu prahlen, sondern seiner auf edle, gebildete Weise und in schönem Mitgenuß Anderer froh zu werden."

Der Advokat, im Schuß mit strahlenden Mienen sich noch weiter rühmend auszulassen, ward von dem Bedienten unterbrochen, der einen Besuch anmeldete. Der alte Herr entschuldigte sich und eilte zu seiner Gemahlin, die Angekommenen mit ihr zu empfangen.

Kaum war er fort, als der Prokurator aufsprang und den Freund mit den Worten umarmte: „Gustav, was hab' ich für einen Schatz von Mädchen entdeckt!"

„In dem neuen Bergwerk?" lachte Gustav. „Und Deinem Schmunzeln nach hast Du ihn auch gleich gehoben. Hm?"

„Gehoben?" rief Franz abwehrend. „Du bist nicht klug! Heißt das — Du kennst die Verhältnisse nicht. So weit reichen meine Träume kaum. Ich denke nur und stelle mir lebhaft vor, wie's wäre, wenn ich sie liebte

und wenn sie mich. Denn ich sage Dir, Gustav, diese Josephine Neumayer, diese einzige Tochter des reichen Hauses — will ich sagen, dieser liebenswürdigen Familie, ist das herrlichste und gebildetste Geschöpf zugleich. Gott! hätte ich jetzt etwas von Deinen Litteraturkenntnissen im Leibe gehabt! Denn sie ist etwas Schwärmerin, und gelesen hat sie Alles; spielt dabei Klavier und singt wie —. Ja, siehst Du, in all' den Dingen gehen mir die Autoritäten ab. Ich konnte auf ihre freundlichen Fragen stets nur mit einem — „das weiß ich nicht!" antworten, und sank wohl als ästhetischer Mensch in ihren Augen eben so tief, wie ich mich bei ihrem Vater als Jurist in Respekt gesetzt. Aber ich komme wieder hin, und Du mußt mir inzwischen ein paar neue gute Bücher verrathen, die ich mitnehme und im Garten lese, wenn Josephine da spazieren geht. Und gibst mir gleich auch ein treffendes Urtheil mit. Ich habe Vieles bei ihr gut zu machen. Und auf's Lesen will ich mich nun etwas mehr verlegen. Teufel auch, man kommt heut ohne dies mit den jungen Damen auf keinen Fuß mehr! Wenn ich nur auch Zeit dazu hätte. Denn ich sage Dir, wenn man Josephinen nicht bekommt, so mag man von ihrem ganzen Geschlecht nichts mehr wissen!"

„Du bist arg mitgenommen, Franz!" lachte Gustav. „Deine guten Vorsätze verrathen mir mehr, als Deine stürmischen Reden und strahlenden Mienen. Um so mehr

nimmt mich's Wunder, daß ein so bezaubernder Schatz noch unbegehrt, unbeschworen da liegt, wo Du ihn auf solchen Umwegen, mit solchem Zeitverluste zu heben denkst."

„Unbegehrt durchaus nicht, Gustav!" betheuerte der Prokurator. „Bewerber genug, hübsche, wohlgemachte Gesellen, rasirte und bärtige. Junge Männer von guten Geschäften, die ihre Väter begründet haben, was auch recht gut ist, denn die Herren Söhne verstehen sich schon mehr und ausschließlich auf feine Cigarren, auf echten Champagner, auf Reiten und Fahren. Dessen aber, was sie nicht wissen, ist viel und geht gleichen Schritt mit dem, was sie verwerfen, oder wovon sie gar keinen Begriff haben."

„Ja doch," erwiederte Gustav, „wir kennen sie ja, diese jungen Löwen aus den Menagerien der Comtoirs! Stumpf für jegliches Ideelle, theilnahmlos, ja selbst ohne Anerkennung alles dessen, was nicht durch Aktien, sondern nur durch höhere Begabung zu Stande kommt und die Sonntagsfeier des menschlichen Daseins ausmacht."

„Lieber Himmel," versetzte Franz, „Du gehst auch gar hoch hinaus. Ich dachte nur an gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, an ein wenig Enthusiasmus des Herzens. Aber auch da ist alles kahl und kühl. Wahrlich, seitdem auf den Comtoiren die Stahlfedern eingeführt sind, gehen den Insassen alle Schwungfedern aus."

„Und — an wissenschaftlich gebildeten, in geistigen

Sphären arbeitenden jungen Männern fehlt es wohl dort?" fragte Gustav. „Und Garnison liegt denn auch nicht in Wiesenbrücken; sonst könnte ja Deine bezaubernde Prinzessin Caution für ein halbdutzend Lieutenants machen?"

„Nun, weißt Du, da ist ein Assessor Jürgens," antwortete Franz mit befangenem Lächeln, „ein feiner, kenntnißreicher Mann, wie ich von Fräulein Merle hörte, denn er selbst war mit Urlaub in der Residenz. Mit ihm wird Josephine geneckt, und die Mutter, glaube ich, begünstigt ihn. Aber er bekennt sich zu unserer frommen Partei, und Josephine sagte einmal lachend: ‚Nur um Gotteswillen keinen Mann mit der Eisenbahn und in der frommen Carrière! Beides geht mir zu geschwind, und von den Frommen weiß man nicht einmal, ob sie als ehrliche Leute ankommen, denn die Verpackung täuscht!'"

„Prächtig!" rief Gustav. „Sieh, das gefällt mir und stimmt zu meiner Violine. Das könnte mich neugierig auf diese Josephine machen, die bezaubernd sein muß, dem Entzücken nach zu urtheilen, worin ich Dich kaum wieder erkenne in Deinem „Enthusiasmus des Herzens." Ich begleite Dich das nächstemal, und wir nehmen, um dem liebenswürdigen Mädchen nicht zu jäh anzukommen, einen Hauderer von der Sorte, die man Zauderer nennt. Aber Du erwähntest da einer Mademoiselle Merle? Ist das am Ende etwas für mich? Merle reimt sich auf Perle."

„Vielleicht!“ lachte Franz. „Ich kenne Deinen Geschmack nicht. Flora Merle, Tochter des letztverstorbenen Predigers, eine alte Jungfer, die man nicht ohne Heiterkeit ansehen kann, macht dort die Lenkerin der Lekture, die Leiterin der Lieder, und Du hast da die schönsten Anknüpfungspunkte. Alle die hübschen Mädchen, — und es fehlt in Wiesenbrücken nicht an solchen — hängen ihr an, wie Frühlingsblumen, möchte ich sagen, wie Veilchen, die um einen Rosmarinzweig zu einem Strauße gewickelt sind.“

„Freund, Du hast unartige Vergleiche!“ rief Gustav. „Laß es meine Perle nicht hören, sonst hast Du keine gute Fürsprecherin bei Deiner bezaubernden Josephine.“

Sie lachten und tranken auf das gute Glück einer Bewerbung um die liebenswürdige Josephine Neumayer. Dann erinnerte Gustav: „Aber, Du hattest ein Apropos, Franz, an das ich Dich erinnern sollte.“

„Ei ja, die Hauptsache!“ fiel der Anwalt ein. „Höre, Freund! Herr Neumayer hat ein Anliegen und ich möchte ihm gern gefällig sein. Der Garten am Schlößchen, das er jetzt bezogen, liegt prächtig, aber vernachlässigt, verwildert und geschmacklos angelegt. Neumayer möchte ihn zu einem hübschen Park erweitern. Das Terrain scheint mir auch recht günstig dazu. Da wünscht er nun einen jungen Mann, der ihm so 'was ausführte und den er als Gärtner behalten könnte. Es sind nämlich auch

noch Obst- und Gemüsegärten am Hause und gute Felder für Hopfenbau. Da hab' ich ihm Dich genannt."

„Mich zum Gärtner? Eine hübsche Beförderung für einen Obergerichtsreferendar!"

„Nicht doch! Dich als meinen Freund habe ich genannt, der hier Rath schaffen könnte. Dein Vater hat ja zuweilen Zöglinge, — Ableger aus dem Hofgarten. Ein junger Mensch der Art, von einigem Geschmack zu den nöthigen Kenntnissen, fände dort eine sehr annehmliche Station. Es sind wohlwollende, freundliche Menschen, die auch andern etwas gönnen. Er würde sich gewiß gut stehen."

Gustav antwortete nicht gleich. Er war nachdenklich geworden, versprach aber bei seinem Vater anzufragen. Die zerstreute Gelassenheit, womit er auf die Sache einzugehen schien, verdroß den Freund ein wenig, dem sie eine brennende Angelegenheit war. — „Wenn Du es nicht gern thust —!" sagte er.

„Warum sollt' ich es nicht gern thun? Ich schreibe heut noch."

„Gewiß?" fragte Franz und reichte seine Hand hin, eine Zusage zu empfangen. Er schüttelte Gustav's eingeschlagene Hand, trank sein Glas Medoc aus und eilte nach dem Stadtgerichte, wo er einige Termine hatte.

2.

Der aufgeregte Anwalt hatte den Freund mißverstanden oder vielmehr den Grund der Zerstreuung Gustav's nicht errathen. Dieser war gerade recht eingenommen von dem Gegenstande, für den er so theilnahmslos erschien. Die Aeußerung seines Freundes: „Ich habe ihm Dich genannt," hatte seiner Phantasie einen lockenden Gedanken angeregt, der auch als Mißverständniß in einem so jugendlich treibenden Herzen recht fruchtbar werden konnte, wie ein Unkraut in gutem Boden noch mehr wuchert.

Etwa anderthalb Jahre jünger als der Advokat, stand Gustav noch im April seines Lebens, — für die rascheften Wechsel der Empfindungen und Antriebe empfänglich. — Wie wär's denn, wenn ich mich selbst als gelernten Gartenburschen bei Neumayer einführte, um diese Josephine zu sehen, die den ledernen Sachwalter so verwandeln konnte, die keinen Mann mit der Eisenbahn und keinen von unsern Frommen will? —

Dieser Einfall hatte ihn eben beschäftigt, als er den

Advokaten ohne Antwort ließ. Er fühlte sich aufgelegt und geschickt genug, den Spaß eine Strecke weit mit guter Manier zu tragen. Er überlegte, wie er sich einen Empfehlungsbrief seines Vaters ausstellen könnte in Ausdrücken, die übrigens auf Wahrheit beruhten.

Es war dem jungen Manne eigen, auf irgend ein sonst nicht unstatthaftes Unternehmen viel leichter einzugehen, wenn ein etwas abenteuerlicher Weg dahin führte. Lag das schon in seiner muntern Jugend, so kam doch bei dem Hofgärtnersohne noch dazu, daß er von Kindesbeinen auf, im Verkehr seiner Eltern mit Hofleuten, gar viel Leichtfertiges und Verwegenes vernommen hatte, und daher bei einem tollen Streiche weniger ängstlich war.

Dennoch ging er nicht ohne alle Ueberlegung an sein so lockendes Unternehmen. Er fürchtete den Absichten seines Freundes und dem Respekte vor seinem Vater zu nahe zu treten. Zwar die Ueberlegung, daß er als Kandidat des Rechts, als Bewerber um ein Amt eine Art von Fälschung begehen wolle, verlor sich bald hinter der spaßhaften Absicht, und an einen Verdruß, den der lustige Streich ihm dennoch für seine obschwebende Anstellung im Staatsdienste herbei führen könnte, dachte er eben nicht. Nach und nach verzogen sich, unter der Ausmalung seines Vorhabens, alle diese Skrupel und verloren sich wie leiser Duft in die Perspektive desselben.

Gustav hatte sich unter seinem Nachdenken halb

ängstlich, halb lächelnd auf sein Zimmer zurückgezogen. Hier am Schreibtische sitzend, den Kopf auf den linken Arm gestützt, entwarf er mit der Bleifeder, wie zur Probe, folgendes Zeugniß:

„Der Ueberbringer dieses, Hermann Fischer, hat bisher in meinem Brode gestanden und sich ganz hübsche Kenntnisse erworben, womit er guten Geschmack verbindet. Uebrigens ist er ein ehrlicher Mensch von ehrbaren Eltern, wenn auch gerade kein Frommer nach dem neuesten Zuschnitt, was ihm hiermit zu seinem Fortkommen attestirt wird.

Jakob Amstetter, Hofgärtner."

Mit jeder Zeile der Schrift trat in Gustav's Herzen das schalkhafte Vorhaben fester auf und bestätigte sich in einem lauten Auflachen, als ihm jetzt die unüberlegte Ironie auffiel, daß ihm zu seinem Fortkommen bescheinigt wurde, er sei kein Frommer im jetzigen Geschmack. Und wie er nun den etwas phantastischen Gärtneranzug, den er zu seinen jetzigen Gartenarbeiten von Hause hatte kommen lassen, aus dem Kleiderschranke hervor brachte, fiel derselbe in die Wagschale des romantischen Streiches als ein Uebergewicht gegen alles, was gar wohl noch zu bedenken gewesen wäre.

Nun beeilte er die Anordnungen im Garten, um dann, wie er gegen seinen alten Präsidenten vorgab, den ihm so sehr empfohlenen Ausflug in das nahe Gebirge

bei gerade so günstigem Wetter vorzunehmen. Von seinem Direktor erbat er sich einen achttägigen Urlaub und belegte einen Vorderplatz im Omnibus, der morgens in der Richtung nach Wiesenbrücken abfuhr. Dem Freund Anwalt meldete er mit wenig Zeilen, er benutze einen Urlaub, um die Angelegenheit wegen des Gartenburschen für Herrn Neumayer durch eine Empfehlung seines Vaters mündlich zu besorgen. —

In ländlicher Gesellschaft fuhr Gustav das einfache, aber anmuthige Flußthal hinan, das rechts und links von theils angebauten, theils bewaldeten Bergzügen eingeengt war. Die Wiesen in ihrem hellen Grün streckten sich an beiden Ufern hin; die Weiden hingen voll geschuppter — die Nußhecken voll gepaarter Kätzchen; blühende Repsbeete zogen zwischen treibenden Kornfeldern an den Berghalden empor, und zwischen den noch zurückgebliebenen Eichwäldern leuchtete das helle Grün der Birken.

Gustav gönnte diesen Naturbildern, wie geheimnißvoll reizend sie auch erschienen, nur eine getheilte Aufmerksamkeit. Er ließ sich absichtlich in die lebhafte Unterhaltung dieser Bauern und Juden, Krämer und Schulmeister ein, theils um sich in der übernommenen Rolle eines Kunstgärtners zu üben, theils um aus der Gesinnung dieser Menschen gegen die Familie Neumayer Eines oder das Andere über die Verhältnisse derselben zu erfahren. Im Allgemeinen sprach man sich mit Gunst und

Respekt vor dem Reichthum und der Rechtlichkeit dieses Geschäftshauses aus; wobei der junge Gärtner manchen Zug aus dem Leben der Familie erfuhr, der ihn lebhaft interessirte und für sein Benehmen orientirte.

„Gewiß, Herr Kunstgärtner, verstehen Sie sich auch auf's Okuliren," scherzte ein alter Jude; „okuliren Sie doch dem Fräulein Neumayer einen vornehmen Mann! Es ist ein prächtig Stämmchen, das Fräulein."

„So?" lachte Gustav. „Vornehm muß also der Bewerber sein?"

„Vornehm hab' ich gesagt — nun ja, was ist vornehm? Er muß, will ich sagen, auf den Fuß im Hause passen; er muß Schwung haben. Schwung ist das Wort! Seitdem Herr Neumayer den hohen Schornstein gebaut hat und die Dampfmaschine keucht, weiß man hier umher, was Schwung ist. Der Dampf kann alles. Sie sind ein junger, hübscher Kunstgärtner — nun, sehen Sie, mit Kunst kann man neben dem Dampf auch noch etwas — und mit 'nem Treibhaus. Herr Neumayer hat Schwung in Geschäften, Frau Neumayer in der Gesellschaft, und die Tochter hat Schwung in der Musik. Die Mutter trägt kostbare Shawls, die Tochter singt „Schale", wie sie's nennen, ihr Herz hat Schwung wie 'ne Nachtigall, hoch und noch einmal hoch und ein Wirbel. Können Sie vielleicht auch singen, Herr Kunstgärtner? Singen Sie mit! Fräulein Neumayer und

Compagnie! Die Josephine singt im Hause den Disconto, wie sie's heißen. Gut! Nehmen Sie sie mit Sconto!"

Auch das Lächerliche und der Mißverstand können uns schmeicheln, wenn sie das Herz und zu dessen Gunsten unsere Phantasie anregen. Und so überkam unsern Incognitoreisenden, als er in Wiesenbrücken ausstieg und sein leichtes Gepäck im Wirthshause zum grünen Baum für ein bestelltes Zimmer abgab, noch eine andere Aengstlichkeit, als die seiner übernommenen Rolle, — die Aengstlichkeit träumerischer Erwartungen.

Das Städtchen lag malerisch in der fruchtbaren Bucht des Thales, da wo beide Gebirgszüge sich umschlingen, um die heitern Wohnungen der Menschen auf Erdstufen empor zu heben. Das neu angestrichene und durch Anbauten verschönerte Schlößchen des Herrn Neumayer mit seinem Garten hinter und über den Fabrikgebäuden lag vor dem Thore am südwestlichen Abhang, und lachte von mittlerer Höhe herab. Der Omnibus war diese erste Wegstrecke gut gefahren, und so traf Gustav die Familie beim zweiten Frühstücke gleich beisammen.

Er ließ sich, als vom Anwalte Trabert hierher gewiesen, mit Uebergebung des ausgefertigten Empfehlungsbriefes, in das Gartenzimmer melden, und der Hausherr trat heraus, ihn zu empfangen. Doch nicht so bald war man seiner durch die offene Thür ansichtig geworden, als

auf einen Wink der Mutter, Josephine ihn einzutreten aufforderte und ihm einen Stuhl an den Tisch rückte.

„Sie kommen mir so überraschend, Herr Fischer, als erwünscht!" sagte Neumayer, indem er Gustav ein Glas Madeira einschenkte. „Ich begreife nur nicht, wie sich das so schnell gemacht hat. Ich habe meinem Anwalte kaum Auftrag gegeben, so erscheinen Sie schon mit einem Zeugniß aus der Residenz."

Diesen Umstand der Zeit hatte Gustav ganz außer Acht gelassen, was ihn gleich ein wenig verwirrte. — „Vergebung, Herr Neumayer!" sagte er. „Der Zufall hat dabei mehr gethan als der Anwalt. Mit diesem Zeugnisse war ich schon unterwegs, hatte aber vom Herrn Hofgärtner Amstetter zugleich einen Auftrag an seinen Herrn Sohn, den Referendar Gustav Amstetter drunten in Berghausen, wo er beim Obergericht steht. Ich wanderte nämlich ohnehin nach dem Badischen. Eben war Herr Anwalt Trabert beim Sohne meines Prinzipals; so kam Ihr Wunsch gleich zur Sprache, und ich machte mich ohne Säumniß auf den Weg, mein Glück zu versuchen."

Bei den letzten Worten warf der Schalk einen Blick auf Josephine, und bemerkte, daß ihre freundliche Aufmerksamkeit auf ihm ruhte.

„Aha! So ist die Sache klar!" rief der Fabrikherr. „Seht doch, Kinder, wie sich das so günstig gefügt hat.

Ihr wart dabei, wie ich dem Herrn Prokurator meinen Wunsch aussprach in Betreff unserer einzurichtenden Gärten. Er wollte mit seinem Freunde, dem Referendar Amstetter, sprechen, dem Sohne des vortrefflichen Hofgärtners. Und da führt der Zufall einen so vielversprechenden Schüler, ich möchte sagen, Jünger des Meisters herbei. So hoffe ich denn, das Glück solchen Zusammentreffens soll auf das Zusammenbleiben übergehen!"

Gustav hatte sich zweimal — für Lob und guten Wunsch zu verneigen, und richtete dabei, vermuthlich wegen des gewünschten Zusammenbleibens, einen forschenden Blick auf Josephine. Sie ließ erröthend die schönen braunen Augen auf das Buch fallen, das geöffnet neben ihrem Tellerchen lag und mit seinem eleganten Einbande keiner Leihbibliothek anzugehören schien.

Indem nun die Rede auf die Verhältnisse des Hofgärtners kam, verwunderte sich die Hausfrau, daß der einzige Sohn Amstetters nicht Gärtner geworden sei, um gewiß dem Vater im guten Dienste zu folgen.

„Das ist bei unsern eigenthümlichen Hofverhältnissen doch nicht so gewiß," erwiederte Gustav, „zumal der junge Herr Amstetter bei den einflußreichen Personen nicht gut angeschrieben ist, und die fromme Carriere verschmäht."

„Der Prokurator hat den jungen Amstetter sonst sehr

gerühmt," bemerkte Josephine; „wir sind für ihn eingenommen, ohne daß wir ihn kennen." —

„O ja, Fräulein, der Herr Gustav ist auch ein vortrefflicher Mensch!" lächelte Gustav. „Ich wünsche ihm eine recht liebenswürdige Frau, die ihn auch zu schätzen wüßte. Er ist nicht blos in den Staatswissenschaften bewandert, sondern versteht sich auch auf das Gartenwesen und ist belesen, wie ein Professor der schönen Wissenschaften."

„Aber — Sie sagen das so schalkhaft lachend, Herr Fischer?" erinnerte Frau Neumayer.

„Gilt dem Herrn Gustav, Madame!" antwortete er. „Der ist auch nicht ohne Schalkheit, und rühmt sich gern selber."

Der Fabrikherr bot jetzt seine Cigarren an und erhob sich, den jungen Gärtner hinauszuführen, wo er sich an Ort und Stelle über seine Gartenprojekte am besten erklären konnte. — Frau und Tochter folgten ihm; die beiden Söhne verloren sich in die Geschäfte.

Der vordere Theil des Gartens war von den früheren Bewohnern des Hauses in dem gewöhnlichen Geschmack mit gebosseltem Rasen, Blumenbeeten und umlaubten Sitzen gehalten. Der hintere Theil lag verwildert und wie vergessen. Der jetzige Besitzer hatte aber auch noch anstoßende Ländereien dazu erworben, indem er es beim Ankaufe der Besitzung auf Parkanlagen ab-

sah. Hierzu erschien denn auch der Boden, wie er sich uneben und mit allerhand Gehölz um das sogenannte Schlößchen zog, sehr geeignet, indem derselbe gleich auch erwachsene Bäume und angenehmes Buschwerk für eine neue Schöpfung darbot. Ein lebhafter Bach schoß von der Waldhöhe des Berges nach dem Wiesengrunde hinab, wo er zur Bewässerung diente. Da auch diese erste Wiesenstrecke zur Besitzung Neumayers gehörte, so ließ das Wasser sich leicht in den Garten zu einem Springbrunnen und von da wieder zu seiner ökonomischen Bestimmung leiten.

Daran hatte der Besitzer noch gar nicht gedacht und war auf's Angenehmste überrascht.

„Prächtig, herrlich!" rief er. „Also doppelte Verwendung — zum Nutzen und Vergnügen!"

„Und zwar zu diesem zuerst," erwiederte Gustav, „und so ist es auch besser. Denn es geht dem Bache vielleicht wie dem Menschen, der, wenn er zuerst sich müde geschafft hat, leicht die Lust zum Springen verliert."

Gustav, indem er sich eines gräflichen Parks erinnerte, den sein Vater vor Jahren auf einem ähnlichen Bodenraume angelegt hatte, deutete darnach flüchtig noch manches an, was hier ausgeführt werden könnte. — „Gönnen Sie mir nur einige träumerische Tage," sagte er, „um hier umherwandelnd gute Gedanken abzu-

warten. Ich werde dann eine Zeichnung entwerfen und mit Ihnen berathen."

Man fand dies ganz in der Ordnung, und Neumayer bot ihm ein Zimmer im Hause an. Doch Gustav, dem es insgeheim ein wenig bang um seine Stellung wurde, so daß er sich gern einen heimlichen Rückzug offen hielt, lehnte es ab, und wollte lieber noch einige Tage im „grünen Baum" des Städtchens Quartier behalten. „Es muß sich hier recht Artiges schaffen lassen," fuhr er fort; „ich fühle das im Allgemeinen, nur kann man gute Eingebungen nicht beschwören, wie Geister; sie wollen eben abgewartet sein. Werden Sie daher nicht irre, wenn Sie mich dazwischen lesend, statt nachdenkend im Garten bemerken. Es geht mit der Gartenkunst wie mit jeder andern: gute Gedanken überschleichen am liebsten die Seele, wenn diese gerade mit einem ganz fremden Gegenstande tändelt."

Man blickte den Gärtner mit Verwunderung über seine gebildete Ausdrucksweise an. Nur Josephine reflektirte nicht darüber, sondern fand sich unbemerkt gerade durch das, worin Gustav aus seiner Rolle fiel, dem interessanten Menschen näher gerückt. — „Ich kann Ihnen mit einem und dem andern Buche dienen, Herr Fischer," sagte sie, „wenn Sie etwa —." — Im Augenblicke hielt sie, über ihr freundliches Entgegenkommen betroffen, inne und blickte die Mutter an.

„Sehr verbunden, Fräulein!“ versetzte Gustav. „Ich habe Verschiedenes mitgebracht. Indeß — besitzen Sie vielleicht einiges, was mir neu wäre, und mein Mitgebrachtes ist es dann vielleicht Ihnen. Wenn Sie Bücher haben, lieben Sie gewiß auch Bücher.“

„O ja, Herr Fischer,“ versetzte die Mutter. „Es versteht sich von Büchern, die sich für junge Frauenzimmer eignen.“

Diesen scharfen Wink zu verwischen, fiel der Vater ein: „Allerdings, Herr Fischer, wird bei mir auf eine gute Hausbibliothek gehalten. Ich liebe besonders auch Geschichte. Von den so beliebten Romanen — nur Anerkanntes, Gediegenes, was uns wahres Leben, das heißt wirkliches in höherer Bedeutung darstellt, und was man daher immer wieder lesen kann. Nichts aus Leihbibliotheken! Ich halte es mit dem Geschmack, der in Deutschland noch nicht Fuß fassen will, daß nämlich vermögende Leute auch etwas auf Bücher verwenden. Bei uns schämen sich selbst wohlhabende, in Luxus lebende Männer und Frauen nicht, irgend ein gerühmtes Buch sogar von dem Verfasser selbst, wenn er zu ihren guten Bekannten gehört, geliehen zu verlangen, um auch an einem Hausfreunde die Lesegebühr zu sparen, die ihnen sonst die Leihbibliothek kostet, aus der allein sie lesen.“

„Vergessen Sie aber auch nicht, Herr Neumayer,“ erwiederte Gustav, „welche Anhänglichkeit Bücher aus

einer fleißig besuchten Leihbibliothek haben, wenn sie erst durch ein paar Dutzend Hände gegangen sind — sie bleiben gar zu gern an zarten Damenfingern kleben. Es geht ihnen, wie viel umhergeworfenen Menschen: — Ach, wenn sie doch irgendwo bleiben könnten, wenn sie wo daheim wären!"

Man lachte, indem man einer sprühenden Regenwolke zuvorkommend dem Hause zueilte.

3.

Die angebotene Wohnung hatte Gustav nicht angenommen, die Einladung zu Tische durfte und mochte er nicht ablehnen. Indem er aber fühlte, wie wenig es ihm gelingen wollte, sich innerhalb des Gedankenkreises und der Ausdrucksweise eines Gesellen der Gartenkunst zu halten, da seine Absicht zu täuschen, immer wieder von dem Wunsche zu gefallen durchkreuzt wurde, — so suchte er vor allem erst wieder einen Rückzug und neue Fassung auf neutralem Felde zu gewinnen, und ließ sich daher die Fabrik zeigen. Von den beiden für das große Geschäft bestimmten Söhnen war Anton mehr zum Kaufmann, Lorenz zum Fabrikanten gebildet. Dieser übernahm es mit einfacher Artigkeit den jungen Gast umher zu führen.

Während dessen hatte Neumayer Zeit, sich mit Frau und Tochter über Gustav zu besprechen.

„Ist das ein Gartenbursche oder auch ein Schüler der Gartenkunst, lieber Martin?“ rief die Mutter mit einer Verwunderung, die fast an Mißtrauen rührte. —

„Ja, ja, liebe Gustel," entgegnete der Fabrikherr, „da kann man sehen, was die gebildete Atmosphäre einer Residenz thut, selbst wo der Hof, wie bei uns, nicht gerade den geistigen Interessen zugewendet ist. Menschen aller Art, besonders auch Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Reisende, verkehren mit dem Hofgärtner; er führt sie in Besprechung über dies und jenes umher, und wenn solch ein Gehülfe offene Ohren hat, kann er vieles auffangen. Aber allerdings ist dieser Monsieur Fischer ein Ausnahmsmensch, — ohne Zweifel von guter Familie und Schule, fein von Betragen, vielseitig von Kenntnissen, nicht ohne Geist und Phantasie, eine rechte Künstlernatur, wie mir scheint. Ich frage jetzt aber nicht, woher er's hat, sondern bedenke nur, daß er doch eine rechte Zugabe für unsere kleine Gesellschaft wäre."

„Du meinst in der Zwischenstellung als Diener und Hausangehöriger, nicht wahr, Martin?"

„Sage lieber in der Zwischenstellung von Beruf und von Bildung, als guter Gesellschafter. Vielleicht würde er unserm frommen Pastor anstößig sein. Doch weißt Du, Gustel, — unser Wein ist aufrichtig und des Pastors Frömmigkeit gefälscht: er bleibt, der Aufrichtigkeit zu lieb nicht weg. Unserm pedantischen Amtmann sieht Herr Fischer vielleicht ein wenig demokratisch aus, aber er schluckt's mit unsern Braten und Puddings

hinab. Dafür würde der junge Mann mit dem Apotheker sich in der Agrikulturchemie und im Guano berühren, und mit dem Doktor sich auf ein L'Hombrepartiechen verstehen. Den Assessor Jürgens — wäre ich begierig —! Was meinst Du, Josephine?"

„Den Assessor dürfte er vielleicht selbst hinter der Scheidewand der Staatsrangordnung ein wenig eifersüchtig machen, Papachen!" antwortete sie, wie es schien, etwas übereilt, denn ein flüchtiges Erröthen folgte hinterher.

Der Papa lachte laut auf. „Da hast Du recht, Josephine!" sagte er. „Der Jürgens ist bei allem Dünkel leicht eifersüchtig, traut mithin seinem hohen Werthe doch nicht so recht, scheint's. Aber zum Duell wird's nicht kommen."

„Nein, Väterchen! Jürgens ist zu generös; er wird seinen Amtsdegen zu lang gegen ein Gartenmesser finden und solchen Vortheil verschmähen."

„Keine Sorgen, Kinder!" lächelte mit einigem Hinterhalte die Mutter. „Beide würden bald weit genug auseinander kommen, um sich nicht die Hälse zu brechen. Der junge Gärtner fährt mit einem Omnibus und der Landrathsassessor macht Carriere und nimmt Dich mit, Josephine. ‚Guten Morgen, Herr Fischer,' wird's da heißen, ‚empfehle mich Ihnen!'"

Josephine, die der Mutter Gunst für den Assessor

und für seine schleichende Bewerbung kannte, versetzte nicht ohne etwas Empfindlichkeit: „Sorge nur, liebe Mutter, daß der Maulwurf nicht vor den Spaten des Gärtners geräth!"

„Nun, nun, laßt das, Kinder!" wehrte der Vater, „und helft mir lieber aus einer andern Verlegenheit mit diesem Herrn Fischer! Er scheint etwas auf sich zu halten, ebenso wie ich ihm anfühle, daß er der rechte Mann für uns ist. Was denkt Ihr nun, wenn es zur Unterhandlung kommt, daß ich ihm bieten soll? Fordern wird er wahrscheinlich nicht und setzt sich in die Hinterhand, was ich schon daraus schließe, daß er die ihm angebotene Wohnung ablehnt, offenbar weil er vor unserm Uebereinkommen nicht verbindlich werden, — weil er auf freiem Gebiet abwarten will. Nun gilt mir's ja nicht darum, mir einen so geschickten und zugleich angenehmen Mann nicht auch etwas kosten zu lassen. Aber ich kenne den Cours nicht, worin solche Leute stehen, und ich möchte gerade im Bieten meine Unkenntniß so ungern verrathen, als ich sein Fordern geeigneten Falles zu überbieten gern geneigt wäre. Was meint Ihr, Gustel, Josephine? Hier laßt einmal Euern Witz los! Hm?"

„Weißt Du was, Papachen?" antwortete, während die Mutter noch überlegte, Josephine. „Wende Dich an den Advokaten Trabert, — Deinen vortrefflichen

Rechtsverdreher. Der kann von seinem Freund, dem Referendar Hofgärtnerssohn, hören, was ein gewöhnlicher Gärtner bekommt und was so ein ausgezeichneter Mensch verdient. Dann hörst Du, bietest Du etwas mehr, damit Du ihn fesselst, und — ich dächte, Väterchen, — Du ließest ihn ja nicht fahren."

„Das ist gescheit, meine Tochter!" rief Neumayer vergnügt, „und es ist wenigstens das Kürzeste. Nicht wahr, Gustel? Ja, ich schreibe dem Anwalt und werde Antwort haben, ehe der junge Mann sein Projekt fertig hat. Eher kann ja auch von keinen Bedingnissen die Rede sein. — Hast Du die Merle zu Tische laden lassen, Mutter?"

Frau Guste bejahte, und der Mann fuhr fort:

„Mich verlangt, was die gute Merle zum Herrn Fischer meinen wird, — ob sie ihn nicht poetisch findet?"

Er lachte schalkhaft; denn die Erinnerung an Mademoiselle Merle war ihm stets erheiternd, weil er auf dem Fuße nie übel genommener Neckerei mit ihr stand.

Flora Merle war die Tochter des letztverstorbenen Predigers der Stadt, in ihren vorgerückten Jahren noch von jugendlichem oder vielmehr unreifem Aussehen, von stets sehr verbindlichen Mienen und verzierten Manieren, die niemand unbelächelt ließ. Nicht die Schönste im Ort

empfing von Männern so viel Artiges gesagt, wie Flora, und die Gewohnheit machte ihr zum Bedürfniß, Das zu empfangen, was sie gescheit genug war im Einzelnen nur für Spaß zu nehmen. Wer einmal auf diesem Fuße mit ihr stand, durfte den Zoll der Neckerei nie vergessen oder unterschlagen, bei Strafe für unartig zu gelten und es nachgetragen zu bekommen. Sie war viel eher geneigt, unterlassene Neckerei für Vernachlässigung, als dargebrachte für Spott zu nehmen. — Flora Merle besaß gute Kenntnisse und ein gediegenes Urtheil, nur daß beides bei ihrem vereinsamten Leben etwas in's Pedantische zerflossen war, wie eine gute und feste Handschrift, die feucht geworden ist.

Sie erschien denn auch auf die Einladung zeitig und sehr geputzt. Josephine, die neben dem aus der Fabrik eben zurückgekehrten Gustav am offenen Fenster stand, grüßte die Herankommende auf eine Weise, die dem jungen Gärtner gleich die Tonart angab, worin man im Hause mit ihr spielte, oder worin ihr mitgespielt wurde, — neckisch, ohne zu verletzen.

Ein alter reisender Geschäftsfreund, der eben vom Comtoir über den Hof kam, grüßte sie mit Handschütteln. — „Ei, wie geht's, Fräulein Flora," rief er laut, — „ewiger Frühling? Und doch, wie lange haben wir uns nicht gesehen, Mademoiselle Merle? Oder vielleicht — nicht mehr Merle?"

„Ach ja, Herr Heimberger," antwortete sie mit niedergeschlagenen Augen, „noch immer Merle."

„Noch? O Gott, daß meine Frau auch nicht sterben will, einzige Freundin! Ewige Freundin!"

Herr Fischer wurde ihr vorgestellt. Und als er ihr bemerkte, daß er sich vorbehalte, ihr, der Freundin des Hauses, seinen Besuch zu machen, wenn sie es ihm erlaube, erwiederte sie auf's freundlichste: „Ich freue mich sehr auf das Vergnügen zu haben, Sie in meiner bescheidenen Wohnung zu sehen!"

Da man noch auf einige Gäste wartete, lud Josephine den jungen Mann ein, mit ihr und Merle die kleine Hausbibliothek zu besehen. Hier fand Gustav nach Zahl und Wahl der Bücher mehr, als er erwartet hatte, alle geschmackvoll und nach ihren Fächern verschieden eingebunden.

Da gab sich nun freilich eine Gelegenheit zu doppelter Versuchung, nicht blos für den jungen Gast, sondern selbst auch für die Tochter des Hauses. Jenen lockten, gegen alle seine bei sich erneuten Vorsätze, doch die schönen Bücher immer wieder über den Horizont des Gartenburschen hinaus. Oder er ließ sich auch wohl, um Josephinen zu gefallen, absichtlich gehen, und sagte Dinge, an denen sie wirklich auch ihre innige Freude hatte. Indem nun aber Flora Merle durch ihre Bemerkungen und Fragen, mit denen sie eigentlich nur sich

selbst vor einem so gebildeten jungen Manne ins beste Licht zu setzen dachte, den beredtsamen Gustav immer weiter trieb, ward sie unvermerkt schuld, daß auch Josephine, durch die Gegenwart einer älteren Freundin gedeckt, sich in ihrem Frohmuthe mehr und mehr gehen ließ; wobei sie zugleich ihre lustige Stimmung anmuthig genug auf die hochgetragene Merle ableitete. Josephine gab sich in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit hin, und Gustav war für so muthwillige Laune nur allzu empfänglich. Am Ende hatte es die gute Flora Merle zu verantworten, daß sie durch ihr überspanntes Wesen dem sich vergessenden Paar Anlaß gab, wieder und wieder einander anzublicken und vertraulich mit einander zu lachen. — Und wie bedenklich ist das! Franz Trabert, der gründliche Anwalt, würde es den summarischen Proceß — das abgekürzte Verfahren — der Liebe nennen, und sehr besorgt sein, im ordentlichen Proceß der Bewerbung zu verlieren.

Wie hätten sie dabei an die Zeit gedacht, alle drei! Sie mußten zu Tische gerufen werden, und Gustav nahm seinen Platz so vergnügt und aufgeregt ein, daß er aller Scabiosen und Lobelien, aller Lupinen und Malven vergessend, nur die Amaryllis formosissima, die ihm gegenüber saß, in Gedanken hatte. Der projektirten Fontaine in Neumayer's Garten voraus ließ er den Witz und Muthwillen seines Herzens springen.

Selbst wenn es der Fabriksherr auf die Gartenanlagen brachte, kam Gustav nicht zur Besinnung auf den Gartenburschen Fischer, sein alter ego, sein anderes Ich, sondern entwickelte so viel Gedanken und nebensächliches Wissen, als ob er es darauf absehe, für den gelehrtesten und geistreichsten Kunstgärtner der Welt zu gelten.

„Der Garten,“ sagte er gelegentlich, „ist älter als das Ackerfeld. Gott hatte es für unser Geschlecht auf ein Gartenleben abgesehen und setzte den Adam in's Paradies. Hier aber brachte es seine Frau durch den bekannten Apfelschnitz dahin, daß er auf den Feldbau verwiesen oder herabgesetzt wurde. Jetzt erst gab's auch den Schweiß, und Adam bekam zu seiner Reue auch Rheumatismen. Darum kehren die Menschen, sowie sie nur einigermaßen in gute Verhältnisse kommen, immer wieder zu Gartenanlagen zurück, und bereiten sich, wenigstens für den Sommer, ein Gartenleben. Ein tiefes Heimweh nach dem Paradiese regt sich in ihrem vom Schweiß der Arbeit erlösten Herzen. Der Garten ist und bleibt doch immer der reinste Quell menschlicher Freuden. Hier athmet unsere Seele etwas von jener Unschuld, die es noch nach keinen verbotenen Früchten gelüstete. Hier schöpfen die ermüdeten Lebensgeister des Menschen die beste Erquickung, und ohne den Garten erscheint das Haus nur als eine Unterkunft der Noth.“

„Wie schön, wie poetisch!“ rief Flora Merle.

„Sie freilich, Mademoiselle, sind mit Recht für solche Gedanken besonders empfänglich," lächelte Gustav; „denn als Flora gehören Sie in den Garten und als Merle in's Gebüsch. Merle nennt man ja bekanntlich eine Art von kleinen Amseln. Uebrigens muß ich so aufrichtig sein, zu bekennen, daß diese Gedanken theilweise von einem vornehmen Abgestorbenen sind, von dem berühmten Kanzler und Philosophen Franz Bacon, der eine Abhandlung über Gartenanlagen geschrieben hat. Er ist der Meinung, die Fürsten wenigstens sollten Gärten für alle Monate des Jahres haben, in denen man immer neue, schöne Sachen fände, je nachdem die Jahreszeit sie hervorbringt. Er verräth zugleich bei seinen Vorschlägen eine außerordentliche Kenntniß der Pflanzen nach ihrer Blüthe- und Früchtezeit."

„Der alte Herr wird wohl ein Freund des französischen oder holländischen Gartengeschmacks gewesen sein?" bemerkte Neumayer.

„Vergebung! Durchaus nicht!" erwiederte Gustav. „Er haßt vielmehr alle künstlich gestutzten Hecken und in Wachholder ausgeschnittenen Figuren. Er will, man soll die Gärten, zu denen die Natur Boden und Gewächse liefert, auch nach ihrem vorbildlichen Willen anlegen, sie aber nicht nach dem falschen Geschmack einer Zeit oder der Laune der Menschen unterjochen. — Nein, mit seinem Gartengeschmack war er ein Engländer."

Als man von Tisch aufstand, fühlte Gustav doch seiner Stimmung an, daß er nicht blos in der Unterhaltung, sondern auch im Trinken etwas zu viel gethan habe. Der Nachmittag war so mild geworden, daß man sich entschloß, den Kaffe und die Cigarren im Freien zu nehmen, da, wo auf einem Vorsprung des Gartens ein Tempelchen zum Ausblick in's aufgrünende Flußthal einlud. Gustav entzog sich mit seiner Cigarre der Gesellschaft, vorgeblich, um bei der eben so günstigen Beleuchtung des Höhenzuges das Terrain des künftigen Parks zu besichtigen. In der That bemerkte auch Josephine, die sich mit dem Blicke gegen die baumreiche Halde setzte, daß Gustav lebhaft hin und wider schritt, auf und nieder schweifte, da und dort Standpunkte nahm und dann und wann in sein Taschenbuch schrieb oder zu zeichnen schien.

Unter den Zurückgebliebenen sprach sich jetzt eine Verwunderung, ein Befremden über die umfassende Bildung des jungen Gärtners aus. Der ältere Sohn des Hauses ließ sogar den Zweifel laut werden, ob es wirklich ein Gärtner sei; wogegen der Vater auf die gründlichen Gartenkenntnisse hinwies, die über den Stand des räthselhaften Mannes keinen Zweifel übrig ließen. „Oder in welch' anderem Berufe sollte jemand diese Nebenkenntnisse besitzen?" fragte er. „Und wenn auch — zu welchem Zwecke in Gestalt eines Gartenburschen hier

erscheinen? Ueber die Zeit fahrender Ritter oder büßender Pilgrime glauben wir doch hinaus zu sein, nicht wahr?"

Diese Erörterung hinterließ einen merkwürdigen Eindruck bei Josephine und setzte ihre Phantasie und ihr Herz in geheimnißvolle Bewegung. So viel Wohlgefallen sie auch an Gustav's Persönlichkeit gefaßt hatte, so hinderlich für jede Annäherung hätte doch zwischen ihm und ihrem Mädchenstolze der Gartenbursche, ja selbst der Kunstgärtner in ihres Vaters Dienste, gestanden. Nun war aber der Gedanke ausgesprochen worden, es könnte ein ganz andrer junger Mann in diesem Gärtneranzuge stecken. Ein Räthsel, ein Geheimniß lag nun vor ihr — für sie da! — — —

Ein unvermutheter Besuch unterbrach das Spiel ihrer Gedanken, — Assessor Jürgens, der zurückgekehrt, sich im Dienstkleide mit Wappenknöpfen wieder anmeldete. Er liebte es, im Amtskleide zu gehen, in der „kleinen Uniform", zu der er eine steife Mütze mit farbiger Einfassung und einer kleinen Kokarde trug. Da ihn Frau Neumayer mit zuvorkommender Freundlichkeit empfing und ihm eine Tasse einschenkte, so fühlte sich Josephine um so empfindlicher gegen ihn gestimmt, als sie durch ihn in ihrer träumerischen Stimmung gestört war. Vielleicht mochte ihr auch, ohne daß sie es sich klar machte, der anerkannte Bewerber um ihre Neigung als ein lebendiger Vorwurf gegen das heimliche Interesse vorkommen,

das sie für den jungen Gärtner gefaßt hatte, ehe dessen Räthsel gelöst war.

„Geben Sie Acht, Herr Landraths-Assessor," sagte sie, als er neben ihr Platz nahm, „hier hat eben noch ein bloßer Gärtner gesessen."

„Ei nun, mein liebenswürdiges Fräulein," erwiederte er, „wenn er neben Ihnen sitzen durfte —!"

„Aber Sie, — in Ihrer Amtslivree —!"

Sie wußte, daß er auf diesen Ausdruck jedesmal mit zurechtweisendem Nachdruck erwiederte: „Uniform! Verzeihen Sie!" Und das that er auch jetzt.

„Ja, Herr Assessor," fiel Neumayer ein, „ich habe Aussicht, einen sehr geschickten jungen Gärtner zu bekommen." —

„Ein recht gebildeter junger Mann," sagte Josephine mit Nachdruck, „zu dem sich unsere Wiesenbrücker Gesellschaft Glück wünschen kann. Nicht wahr, liebe Flora?"

„Ja wohl, Herr Assessor!" versicherte Merle, „merkwürdig gebildet, sehr umfassend und flüssig, ich getraue mir zu sagen — poetisch!"

„Ah!" entgegnete Jürgens mit spöttischem Lächeln, „das ist ja die Möglichkeit! Sogar poetisch! Nun denn, — so freue ich mich im Voraus über einen Park in Hexametern. Hat er Ihnen nicht vertraut, ob er den Garten lyrisch oder dramatisch anzulegen denkt?"

Die verblüffte Merle erblaßte ein wenig, und Josephine nahm rasch das Wort.

„Darüber, Herr Assessor, scheint der junge Mann noch unentschieden, aber jedenfalls christlich! Darüber können Sie sich beruhigen; denn er hat seine Schule im Hofgarten unserer Residenz gemacht."

Rasch trat Herr Neumayer mit seinem geöffneten Cigarrenbesteck dazwischen, und Jürgens, indem er sich eine herauszog und die gedrehte Spitze abbiß, fragte, wie Herr Neumayer zu dem Gärtner gekommen sei.

„Er ist vom Hofgärtner Amstetter mit gutem Zeugniß empfohlen," antwortete der Fabrikherr, „und vom Referendar Amstetter auf Veranlassung meines Anwaltes hierher gewiesen."

„Apropos! Der junge Amstetter ist zum Auditeur bei der Garnisón drunten in Berghausen empfohlen, und wird es werden!" erklärte Jürgens.

„Wirklich?" fiel Josephine, ihre Gereiztheit wieder gut zu machen, etwas freundlicher ein.

„Kennen Sie den jungen Amstetter?

„Er ist ein Freund unseres dortigen Anwaltes, der sehr von ihm eingenommen scheint."

„Amstetter," fuhr Jürgens fort, „gilt für einen Mann von Talent, von vielseitiger Bildung und soll — wenn ich in Mamsell Merle's trefflichem Ausdruck reden darf, — sehr ‚flüssig' sein. Bedeutet doch wohl die

Gabe, etwas gut von sich zu geben. Persönlich kenne ich ihn nicht; aber auf meiner, wenn auch untergeordneten Stellung ist mir zuweilen doch ein Blick in die höhern Staatsintentionen vergönnt.“ —

Josephine unterdrückte lächelnd einen Ausfall auf den christlichen Zusammenhang im kleinen Staat, und Jürgens sprach weiter:

„Der Herzog schätzt den Hofgärtner sehr, und der Sohn ist gut empfohlen. Indeß soll es dem begabten jungen Menschen doch sehr an jener — nicht sowohl ‚flüssigen‘, als fundamentalen Gesinnung fehlen, in welcher allein die Bürgschaften unserer staatlichen und gesellschaftlichen Zukunft liegen.“

„So? fehlt es ihm daran?“ sagte Josephine mit Ironie. „Wehe ihm! Ohne den rechten Glauben wird er wenig staatliche Hoffnung haben und verdient gar keine sociale Liebe!“

„Auch ein spottender Mund kann eine große Wahrheit aussprechen, Fräulein Josephine!“ erinnerte Jürgens und sprach dann weiter:

„Indeß hat unser allergnädigster Herzog eine huldvolle Auskunft gefunden, dem jungen Manne, den er im Hofgarten immer gern um sich hatte, eine Laufbahn zu öffnen, indem er ihn als Auditeur in Berghausen mit einer vertrauteren Stellung beim dortigen Kommandanten, General von Ambrosch, in Prüfung gibt.

Herr von Ambrosch steht in hoher Gunst bei dem Herrn und —."

„Aha, verstehe!" lächelte Josephine. „Da wird der ungläubige junge Mann das richtige Kommando erhalten. Achtung! Rechts um, junger Amstetter! Kehrt! heißt hier: Bekehrt!"

Der Assessor hörte den gereizten Spott nur mit halbem Ohr, da sein Auge auf den jungen Gärtner gerichtet war, der eben zurück kam, sichtlich betroffen von dem unwilligen Ausrufe Josephinens: „Rechts um, junger Amstetter!"

Gustav suchte mit den flüchtigsten Gedanken die Situation zu begreifen. Er zweifelte nicht, daß er von dem im Dienstkleid anwesenden Manne erkannt und verrathen sei, und Josephinens Unwille das Signal zu seiner Abweisung gebe. Das erste beste schien ihm, reumüthig zu beichten, heiter zu bekennen, gute Miene zum verlorenen Spiel zu machen. Während er so in Ueberlegung einen Augenblick Halt machte, wendete sich Josephine, dem starren Auge des Assessors folgend, um und rief: „Ah, Herr Fischer!"

„Herr Fischer?" versetzte Gustav verwirrt, verlegen, aber lachend. „Nun ja, ich will's nur gleich bekennen! Ich bin eigentlich — Sie wissen ja, wie's im Don Quixote heißt: Mancher geht auf Wolle aus und kommt geschoren heim! Ich bin eigentlich nicht der Fischer, son-

dern der Gefischte, der Erwischte! Können Sie mir's vergeben?"

Ueberspannt vom Wein und von seiner Verlegenheit, stürzte er mit flehend gehobenen Händen auf ein Knie und — brach in lautes Lachen aus.

„Was soll das? Sind Sie unklug geworden, Herr —?" rief Josephine unwillig über solche Vertraulichkeit eines Gärtners vor ihren Eltern und Brüdern und Gästen. Insgeheim hoffte sie, er werde nun genöthigt sein, sich zu entdecken.

„Sie haben Recht, mein Fräulein, ich bin irre!" versetzte sich erhebend Gustav, indem er sich gegen den Fabrikherrn kehrte. „Ich habe nun selbst zu rufen: ‚Rechts um, junger Amstetter! Sie, Herr Neumayer, haben zu verzeihen. Aber, was Sie auch von meinem Benehmen denken mögen — schenken Sie mir nur einen Tag Vertrauen! Sie sollen mit meinem Gartenprojekte zufrieden sein, wem sie dann auch die Ausführung übertragen mögen."

Der Fabrikherr, über das räthselhafte Betragen des jungen Mannes zuerst ganz erstaunt, machte es sich auf einmal klar und fiel ihm lachend in's Wort:

„Ha, nun verstehe ich Sie, lieber Herr Fischer! Mißverständniß auf Mißverständniß heißt die Komödie! Nun, Josephine, begreifst Du es noch nicht? Wie verblüfft Du aussiehst, ha! ha! Doch vor allem: das ist

der besprochene junge Kunstgärtner, Herr Assessor, von dem Ihnen Mademoiselle Merle so viel Schönes gesagt hat. Und hier, Herr Fischer, sehen Sie unsern lieben Freund, Herrn Assessor Jürgens vom Landrathsamt, baldigen Herrn Landrath! Und, nicht wahr, das „Rechtsum, junger Amstetter" hat Sie betroffen gemacht. Sie glaubten, wir wollten Sie, aus Mißtrauen, zum alten Amstetter — rechts um — zurückschicken? Ha, ha! Nun, lachen Sie nur mit! Nein, lieber Herr Fischer, es war vom wirklichen jungen Amstetter die Rede, von dem uns der Herr Assessor die Nachricht aus der Residenz mitgebracht hatte, daß —." —

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche!" fiel der Assessor ein. „Was ich Ihnen vertraulich mittheilte, ist noch nicht offiziell. Ich muß bitten —!"

„Ah, dann verzeihen Sie! Genug, Herr Fischer, wir sprachen vom jungen Amstetter und im besten Sinn. Später werden Sie's hören. Aber — nein, wir mißtrauen Ihnen durchaus nicht! Im Gegentheil sehe ich mit Verlangen Ihrem Projekt entgegen."

Gustav, so unerwartet aus seiner Klemme gezogen, war im ersten Augenblicke froh genug gestimmt, um mit dem Fabrikherrn über ihr beiderseitiges Mißverständniß um so herzlicher zu lachen, als ihm Neumayer's Zufriedenheit mit seinem vermeintlichen Scharfsinn so possierlich vorkam, wie sein eigenes Benehmen gegen Josephine.

Bald aber beunruhigte ihn doch das mitgebrachte Geheimniß des Assessors, das ihn betraf, und vor dem er wirklich, ohne es zu erfahren, rechtsum machen mußte. Auch fing es an, ihm in der etwas gestörten Gesellschaft ein wenig unbehaglich zu werden, und da er bemerkte, wie die Merle sich nach ihrem Hut und Halstuch umthat, so empfahl er sich mit dem Versprechen, seine Vorschläge möglichst zu beeilen. Seine heimliche Absicht war, die Merle auf ihrem Heimwege zu erwarten.

4.

Hinter ihm her konnte Jürgens sich nicht enthalten, mit spöttischem Lächeln gegen Josephine zu bemerken:

„Wirklich ein sehr poetischer Gartenbursche! Sehr lebhafte Phantasie! Sie erschraken, als er so vor Ihnen niederkniete — Sie fanden es wohl allzu ritterlich? Aber nein, es war nur die gewohnte Bewegung eines Gärtners; seine Phantasie täuschte ihn, — er nahm Sie für ein neueingesetztes Pfirsichstämmchen, dem er die Wurzel andrücken müsse."

Er rieb lachend die Hände über seinen Witz.

Josephine, die zuerst jene Bewegung des jungen Mannes so unwillig aufgenommen hatte, fand nicht gleich eine rücktreffende Erwiederung und warf nun den Unmuth über sich selbst zum Unwillen gegen den Assessor und beides auf diesen hämischen Menschen. Sie wendete sich ab und half der Merle unter den Shawl.

„Ich erkläre mir alles viel einfacher," bemerkte jetzt Frau Neumayer. „Ihr alle habt bei Tische nicht bemerkt, daß der gute Herr Fischer dem Zuspruche meines

Mannes zu viel nachgegeben hat, — dem Zuspruche mit dem Glase. Dann ist er auch dort oben zu viel umhergerannt. Er sah ja ganz erhitzt aus, als er wieder zu uns trat.“ —

„Sie meinen, verehrte Frau, das Ungewohnte des guten, starken Weines habe —?“ lächelte Jürgens. „O gewiß! Ich kenne ja Ihren feinen Lebensblick; obgleich es mir nach Mademoiselle Merle's Lob des poetischen Gärtners etwas schwer wird, zu glauben, daß ihm das Flüssige so ungewohnt sei.“

„Wollte mich gehorsamst empfohlen haben, beste Frau Neumayer!“ fiel Merle mit etwas jäher Empfindlichkeit dazwischen, indem sie der Hausfrau die Hand reichte. „Herzlichen Dank für den freundschaftlichen Mittag! Wir waren ungemein vergnügt, bis —.“

Sie verneigte sich kurz gegen den Assessor mit einer Geberde, die so viel sagte, als — ‚bis dieser widerwärtige Mensch erschien‘. —

Ja, die Merle, der es nicht an gutem Blick fehlte, hatte nicht selten auch eine ganz gute, vielsagende Aktion, wahrscheinlich von der Kanzel ihres seligen Vaters her.

Josephine schloß sich der Abgehenden an, und man hörte beide lachen, als sie den Garten verließen.

„Das haben Sie prächtig gemacht, liebe Flora!“ sagte Josephine, als beide die Pappelallee betraten, die an der Gartenmauer hin nach dem nahen Stadtthore

führte. „Das war eine sehr ausdrucksvolle, ganz dramatische Wendung, womit Sie den unleidlichen Assessor trafen.“ —

„Hab' ich, liebe Josephine? Bin ich verstanden worden?“ flüsterte Flora, noch immer aufgeregt. „Schade nur, daß man sein bischen Poesie an solchen Heuchler verschwenden muß.“

„Ei nun, Flora, jedes Geschöpf wehrt sich mit der edeln und unedeln Waffe, die ihm die Natur verliehen hat,“ erklärte Josephine. „Schade, daß Herr Fischer Sie nicht mehr bewundern konnte!“

„Hören Sie, Josephine, das ist ein liebenswürdiger, ein prächtiger Mensch, dieser junge Fischer.“

„Schade, daß er nur Gärtner ist, Flora, nicht wahr?“

„Aber er schwingt sich mit Geist und Anmuth über alle Gewächse hinaus, die er zu pflanzen und zu begießen hat,“ entschuldigte Merle, „selbst über Palmen hinaus, glaube ich, wenn er ein tropischer Gärtner wäre. Wissen Sie, woran er mich erinnert? An die Mythologie von Apollo, der unter den Hirten und Hirtinnen Arkadiens verweilt und ihnen seine Flöte bläst.“

„Florchen, Florchen!“ drohte Josephine, „Ihr Auge schwärmt mit Ihrem Herzen! Schade, daß er kein Pfarrer ist. Von der Kanzel herab würde er ein Menschenfischer werden, und Flora Merle würde den Widerhaken seiner Angel nicht fürchten, hm? Gestehen Sie mir's!“

Merle, etwas erröthend, lenkte mit einem Seufzer ab, der — wer weiß, welchem frühern Jahrgang ihrer jungfräulichen Erlebnisse galt. — „Ihre Frau Mutter wird weniger mit meiner Abfertigung des Assessors zufrieden sein," sagte sie; „zumal ich Sie auch noch dem Verehrer ihrer Tochter entziehe. Denn Ihnen, liebe Josephine, setzt er doch eigentlich die vergoldeten Knöpfe seiner „Livree," — ha, ha! Das Wort verdrießt ihn immer!"

„Das soll's auch, Flora!" eiferte Josephine. „Ich lasse ja jedem gern den gerechten Stolz auf sein öffentliches Amt gelten. Jürgens aber würdigt es herab, indem er sich den Tendenzen einer Partei dienstbar macht. Dann aber mag ich auch den Hochmuth nicht leiden, der sich durch das Dienstkleid über alles bürgerliche Gewerbe erhaben fühlt und die große Richtung unserer Zeit auf weltweites Schaffen verkennt. Ei, da ist mir ja irgend ein tüchtiger gebildeter — Kunstgärtner lieber, als solch ein Assessor!"

„Aber das ist mir lieb!" rief Gustav, der, als beide Mädchen um die Ecke einer Mauer wendeten, vor ihnen stand. „Ich werde mich dessen würdig zu machen suchen!" setzte er gleich mit einer Artigkeit hinzu, die weit über die Stellung eines Gärtners zur Haustochter hinaus ging.

Josephine, zuerst betroffen, erröthend und dann empfindlich, entzog sich den Armen der älteren Freundin, indem sie sagte:

„Bemühen Sie sich ja nicht, Herr Fischer, um etwas anderes als —. Begleiten Sie die Freundin, so sehen Sie auch gleich, wo sie wohnt. Guten Abend, Flora!"

Mit diesen Worten, ärgerlich über den Gärtner, über sich, über die Welt, eilte sie zurück.

Nicht so unzufrieden mit sich und Josephinens Aufwallung, sagte Gustav zu Flora mit einer Bewegung sie zu begleiten:

„Es ist merkwürdig, was so eine Mädchenentrüstung scharfsinnig ist! Gerade darum verweilte ich hier, Sie zu erwarten und durch Sie selbst Ihre Wohnung zu erfahren. Zugleich mußte ich Ihnen sagen, welchen widerwärtigen Eindruck mir dieser Jürgens gemacht hat. Und ich bin überzeugt, er hat's auf Ihre liebenswürdige Freundin abgesehen, nicht wahr?"

„Sie haben Das ganz richtig errathen, Herr Fischer," antwortete sie. „Aber Josephine mag den unleidlichen Menschen nicht und wird ihn nicht nehmen. Herr Neumayer ist ihm auch nur aus Politik so freundlich, weil er wahrscheinlich die Stelle des an den Folgen eines Schlagflusses leidenden hiesigen Landrathes erhält und als solcher viel Einfluß auf Handel und Gewerbe hat, mithin dem unternehmenden Fabrikherrn nützen oder schaden kann. Madame Neumayer aber begünstigt den Assessor wieder aus andern Beweggründen: er schmeichelt ihr, redet ihr zu Gefallen, imponirt ihr durch seinen

Hochmuth. Zugleich berechnet ihre mütterliche Liebe, daß die Tochter als Frau Landräthin hier am Orte bliebe und das erste Haus machen würde. Sehen Sie, so kommt den Frommen und den Heuchlern alles zu gut!“

Ehe sie aber einen für Gustav so interessanten Gegenstand erschöpfen konnten, hatten sie Flora's Wohnung erreicht. Sie forderte ihren Begleiter auf, einzutreten; er lehnte es aber mit der artigen Wendung ab, er wolle nicht durch zufällige Gelegenheit, sondern von seinem freien Herzen eingeführt sein. — „Wir haben noch dies und das zu verhandeln,“ sagte er. „Wir sind in unserer, für mich so belehrenden Unterhaltung über Poesie und Litteratur vor Tisch unterbrochen worden. Auch müssen Sie mir noch Ihre Lieblingsschriften nennen, und für welche unserer lebenden Poeten Sie allein und mit welchen gemeinsam mit Fräulein Josephinen schwärmen. Die Glücklichen, die nicht wissen, um welche Gunst sie zu beneiden sind! Einstweilen sagen Sie doch der jungen, liebenswürdigen Herrin, ich würde mich bemühen, in meinen Gartenanlagen ein echt poetisches Plätzchen für sie zu schaffen, ein Trauteinsamkeit, worin alle Geister der Poesie und Liebe über ihre Bücher und über ihr Herz kommen sollten.“

Er grüßte mit schalkhafter Ehrerbietung, und Merle, die in der geöffneten Hausthür, während die Schelle

ausbimmelte, dem Weggehenden nachblickte, flüsterte lächelnd vor sich hin:

„O, Herr Neumayer, sehen Sie sich vor! Ich fürchte, Sie werden den Bock zum Gärtner machen.“ —

Gustav nahm einen Umweg um die andere Seite der Stadt nach seinem Gasthofe. Die Begegnenden starrten ihn alle mit lächelnder Verwunderung an, bis er selbst inne ward, daß den Leuten wohl sein lächelnd nachträumendes Gesicht auffalle. Denn die Erinnerungen aus der letzten Stunde vergnügten ihn innerlich auf das lebhafteste. Mit so heiterer Sinnesart, daß er schon im Begriffe gewesen war, seinen tollen Streich unter Lachen zu bekennen, fand er es nun erst recht ergötzlich, mit all seiner Ungeschicklichkeit und Selbstvergessenheit doch glücklich durchgekommen zu sein. Dabei schmeichelte seiner Eitelkeit der günstige Eindruck, den er offenbar sogar als bloßer Gartenbursche auf die liebenswürdige Josephine gemacht hatte. Selbst ihr Unwillen über sein freieres Benehmen gegen sie bestärkte ihn in dieser angenehmen Selbstempfindung; denn sie verrieth ja damit nur, wie spät sie sich auf den Abstand des Gartenburschen zur Tochter des Hauses besonnen hatte. Dachte er dabei an die abflorirte Flora Merle, an die hohe Amtsmiene des Assessors und an die Selbstzufriedenheit des Fabrikherrn mit seinem sich selbst täuschenden Scharfsinn, — so regte das alles den prickelndsten Muthwillen seines

Herzens auf, so daß ein schalkhaftes Insichhineinlächeln ihn auf dem ganzen Wege begleitete.

Nun wollte er aber vor allem doch den angezweifelten Gärtner einigermaßen behaupten, und entwarf, nach einigem Ausruhen, noch am Abend aus seinen Notizen und Anschauungen eine Skizze des anzulegenden Parkes. Er war aber nur ein nothdürftiger Zeichner und hatte blos aus so manchen bei seinem Vater vorgekommenen Gartenrissen einen, freilich wenig zureichenden Begriff von den Mitteln einer solchen Veranschaulichung. Indeß galt es ihm ja nur, sich mit einigem Geschick und Anstand aus seinem übereilten Unternehmen zu ziehen.

Am nüchternen Morgen des nächsten Tages fand er sich freilich ziemlich anders gestimmt. Seine Rolle, schien es ihm, hatte eine glückliche Katastrophe bestanden und sollte ausgespielt sein. Es bangte ihm, noch ferner in einem angenommenen Charakter aufzutreten, der nach dem einmal angeregten Mißtrauen, wie er meinte, schärfer beobachtende Zuschauer hatte und schwerer durchzuführen war. Wie gern wäre er unerkannt verschwunden! Und wer weiß, was geschehen wäre, hätte er von Merle's mythologischer Erinnerung an den unter Hirten erschienenen Apollo nur ein Sterbenswörtchen gewußt. Doch wäre ihm dann vielleicht Apollo, der die Daphne mit Liebe verfolgte, eingefallen, und er hätte sich gefragt, ob er sich nicht lieber selbst in den hoffnungsvollen Referen-

dar Amstetter verwandeln solle, ehe seine Daphne, aus Abneigung vor dem bloßen Gartenburschen, sich gleich der mythologischen in einen Lorbeerbaum metamorphosire, für den er auf seinem Grundrisse keinen schicklichen Platz gelassen hatte.

In der That war es der Gedanke an Josephine, der ihn immer wieder antrieb und ermuthigte, die bedenkliche Rolle fortzuspielen. Er mußte sich bekennen, daß er mit Sinn und Seele von ihr eingenommen war, und suchte sich zu überreden, die Bänglichkeit seines Herzens rühre nicht sowohl aus Mißtrauen in seine Gewandtheit, als aus der Ehrlichkeit seines Herzens her, und er habe weit weniger zu fürchten, daß er aus seiner Rolle, als daß er aus ihrer Achtung fallen könnte. Zugleich fiel ihm das leichtfertige Zeugniß ein, das er sich im Namen des Hofgärtners ausgestellt hatte, und dabei tauchte in seiner Seele — wie eine bedrohende Ahnung — das Bild des Assessors auf, des liebewerbenden und zugleich diensteifrigen Beamten. — Nein, es blieb ihm nichts übrig, als durch ein heiteres Bekenntniß sich gemach aus der Schlinge zu ziehen, in der er sich verrannt hatte, oder die ihm gelegt werden konnte. Er wollte sich nur erst durch Darlegung seines Plans im guten Vertrauen des Fabrikherrn — und durch anmuthiges Benehmen in der heimlichen Gunst Josephinens festsetzen, um dann durch ein freimüthiges Bekenntniß beide, den

Vater und die Tochter, — jenen durch seine guten Gartenkenntnisse, diese durch seine Stellung in der Gesellschaft für sich einzunehmen. —

Inzwischen hatte man sich in der Familie Neumayer's gar nicht so viel mit dem sonderbaren Gärtner beschäftigt, als Gustav besorgte. Der Fabrikherr empfing ihn mit unbefangener Freundlichkeit, indem er ihn bat, sich einstweilen in den Garten zu begeben, wohin er ihm sogleich folgen werde. Beinahe wäre ihm als Grund seiner Abhaltung die Aeußerung entschlüpft, er habe es eben schon mit ihm zu thun. Denn Neumayer schrieb gerade, da sein Geschirr nach der Stadt zu fahren hatte, an seinen Anwalt. Er dankte für den „charmanten" jungen Gärtner, den er ihm zugewiesen, und wünschte nur recht bald zu erfahren, was ein solcher Mann für Ansprüche machen könne, worüber wohl der Sohn des Hofgärtners, der Referendar Amstetter, die genaueste Auskunft geben würde.

Gustav nahm es für eine gute Vorbedeutung, daß ihm gerade Josephine zuerst im Garten begegnete. Nicht so unbefangen, wie der Papa, grüßte sie mit flüchtigem Erröthen und schien im ersten Augenblick ungewiß, ob sie stehen bleiben oder nach Hause gehen möchte. Indem sie aber die zwei Bücher bemerkte, die Gustav mitgebracht, hielt sie an. — „Sie haben also nichts unter unsern Büchern gefunden, Herr Fischer, was Ihnen zusagte?"

fragte sie, um ein Wort verlegen, das pikant und doch nicht verletzend sein sollte. —

„Doch, Fräulein Neumayer," antwortete er. „Ich werde mir einiges ausbitten; diese beiden Sachen aber habe ich für Sie mitgebracht, und Sie sind Ihnen vielleicht neu."

„Ah!" rief sie, das eine und das andere Buch aufschlagend. „Ich liebe solche Biographieen; sie ziehen mich eigens an, wie unter den Bildern alte Portraits. Und hier —? „Lieder der unbekannten Gemeinde, von Hessemer." Aha, ich ahne schon! Wird etwas sein, wie die herrlichen Reden von Theodor Parker. Nicht wahr?"

„Ich freue mich, Ihren Geschmack getroffen zu haben, Fräulein!"

„Und ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mir ihn zugetraut. Gestern, glaube ich, nahmen Sie mich für eine Romanheldin."

Sie erröthete bei dieser Erinnerung und setzte rasch hinzu: „Und was soll ich Ihnen von unsern Büchern bringen?"

„Es schickt sich für mich nicht, zu erwarten, daß Sie auch meinen Geschmack treffen sollen," antwortete er. „Ich darf heut nicht wieder unbescheiden sein, wie ich es gestern war. Nein! Und ich hoffe auch, Sie haben mir vergeben. Es war zu hinreißend für mich zu hören,

ein Gärtner könnte Ihnen lieber sein als —. Und unter dem Gärtner dachte ich mir — mich selbst.“

„Ei, in den Büchern steht ja der Name Gustav Amstetter?“ bemerkte Josephine, die etwas verlegen und überhörend die Bücher durchblätterte. —

„Ja wohl, Fräulein, sie gehören ihm, ich habe sie geliehen; ich wußte ja nicht, was und wie ich's hier fände, — ich meine, was Bücher betrifft.“

„Apropos! Wissen Sie, daß Herr Amstetter Auditeur beim Regiment in Berghausen wird?“

„Was? Auditeur?“ rief Gustav erschrocken. „War es das, was der Assessor gestern —? Ich habe gar nicht weiter daran gedacht. Auditeur?“

„Nicht wahr, es wird ihm unangenehm sein?“ fragte sie theilnehmend. „Aber wissen Sie, warum es geschieht, oder vielmehr wozu? Er soll unter die Dressur des Stadtkommandanten, Generals von Ambrosch, dem er auch zugleich mit besondern Instruktionen für dessen Bureau beigegeben wird.“

„O ich begreife das!“ versetzte Gustav bitter. „Der General steht in besonderm Vertrauen beim Herzog und erhält ganz absonderliche Aufträge, wie man sagt, ist aber kaum im Stande, den kleinsten Bericht klar und leserlich abzufassen.“

„Aha!“ sagte Josephine, „da muß er also seinen Auditeur mit in's Vertrauen ziehen. Nun begreife ich, warum

diese Ernennung des Herrn Amstetter doch eine besondere Gunst des Fürsten sein soll. Hören Sie, Herr Fischer! Lassen Sie, was ich Ihnen da im Vertrauen verrathen habe, auf schicklichem Wege Ihren jungen Gönner wissen, damit er sich vorsichtig benehme. Ich glaubte bloß, daß er zur offiziellen Frömmigkeit bekehrt werden solle, und darum rief ich gestern: „Rechts um kehrt, Monsieur Amstetter!" was Sie so mißverstanden haben, Herr Fischer." —

Gustav riß sich aus seinem verdrießlichen Nachsinnen über die Anstellung, indem er mit lächelndem Aufathmen flüsterte:

„Darf ich ihm auch sagen, welchen Antheil die herrliche Josephine Neumayer an ihm nimmt?"

„Ich kenne ihn nicht," antwortete sie ruhig, „aber ich höre von verschiedenen Seiten, besonders auch von seinem Freunde Trabert, das Rühmlichste über ihn. Und schon daß er die Wege verschmäht, auf denen heut ein junger Mann allein noch sein Fortkommen findet oder suchen muß, neben gar manchem Fuchs, der im Pilgergewande seine Beute erschleicht, schon Das macht mir ihn interessant und schon darum ist er so recht mein Mann."

„Verzeihung!" lächelte Gustav, „er ist es noch nicht, aber ich wollt', er könnt' es werden! Glauben Sie mir, Fräulein Josephine, der junge Amstetter ist ein prächtiger Mensch! Sie werden ihn kennen lernen: er wird die

Tage hierher kommen. Sein Freund hat ihm so viel von Ihnen erzählt, daß er —. Sie werden sehen! Vergleichen Sie ihn dann mit Ihrem Anbeter Jürgens. Sie könnten keinen finden, mit dem Sie glücklicher würden. Und — glauben Sie mir! — ich weiß, was es heißt, wenn ich sage: ich gönnte ihm das Glück, Josephine heimzuführen. Bei Gott, ich fühle das in meine Seele hinein! Verzeihen Sie mir das freie Geständniß eines Gärtners! Und — Fischer darf ja für Amstetter werben, auch — wenn er im Trüben fischte. Also Verzeihung! Aber so wahr der Himmel eben mit so weich und feucht blauem Auge auf dies Stückchen Erde herablächelt, wo ich einen Park anlegen soll und ein kleines Paradies für Gustav und Josephine als glücklichere Adam und Eva schaffen möchte, — wahrlich! wenn ich bewegt, wie ich bin, sage, ich gönne ihm dies Glück, wie mir selbst, — so ist es das ehrlichste Wort, das je über meine Lippen gegangen ist!"

„Still! da kommt mein Vater!" flüsterte sie und eilte ihm entgegen, um alles, was im Augenblicke geheimnißvoll ihre Brust durchsäuselte und durchschütterte, in Einem kindlichen Kusse zu verstecken.

5.

Dies gelang ihr vollständig, aber auch gegen Gustav war Neumayer heut nicht scharfsinnig genug, etwas von dessen Empfindungen, Hoffnungen und räthselhaften Gedanken aus der bald zerstreuten, bald wieder desto lebhafteren Beredtsamkeit zu errathen, womit der junge Gärtner seinen skizzirten Plan auseinander setzte.

„Die Sache hatte mir seit gestern keine Ruhe gelassen, Herr Neumayer," sagte er. „Leider fehlt mir aber mein Reißzeug, und ich schäme mich, Ihnen einen so nothdürftig mit Bleifeder hingeknackerten Plan vorzulegen. Ich muß mündlich das Beste thun, und umherwandelnd, wie die Apostel, Ihnen mein Garten-Evangelium verkündigen."

Hiermit hob Gustav ein rundes Marmortischchen auf metallenem Gestell in die Mitte des freien Platzes, um dem Fabrikherrn, im Ausblick auf das hügelige Gelände, zuerst die Haupteintheilung des projektirten Parkes anschaulich zu machen. Dann führte er ihn umher, und zeichnete ihm, so zu sagen, auf dem Boden

selbst die Verschlingung der Wege, die Form und den Holzbestand der Boskets, die Lage der Rasenplätze und der Blumenhügel, dort einen künftigen Durchblick, hier ein erträumtes Laubenversteck, oben ein Tempelchen, da zur Seite einen schattigen Bogengang, kurz alles hin, was einem kleinen Park Anmuth und Abwechslung in geschmackvollem Verhältnisse des Einzelnen zum Umfang des Ganzen gewähren mag. Der Platz und die Einfassung für einen Springbrunnen, sowie die Leitung des Bergwassers mit rauschendem Absturz über eine aus dem Boden herauf zu beschwörende Felswand zu verstohlenem Abflusse nach den Wiesen war nicht vergessen.

Neumayer war entzückt. Er hatte just Phantasie genug, sich die Gedankenschöpfung zu verlebendigen, und noch weniger fehlte es ihm an heiterm Verstand, um die Kosten eines arbeitsamen „Es werde" nach dem Tagelohne der Gegend ohne Aengstlichkeit zu überschlagen. So ging der Vormittag hin, und nach Tische führte der Hausherr die ganze Familie hinaus und ließ es sich nicht nehmen, das Projekt, als ob es das seinige wäre, auf den Boden und in die Luft hinzumalen, doch so, daß dem jungen Gärtner dabei überlassen blieb, die Bäume und Stauden, die da und dort einzupflanzen wären, das abstechende Grün, der Unterschied des Wuchses und die wechselnde Blüthezeit, die Einfassung der Blumenbeete, kurz dasjenige zu bezeichnen, was

gleichsam zur Darstellung des Hauptacteurs die mitwirksamen Coulissen abgab.

Frau und Kinder waren freundlich genug, die ganze künftige Herrlichkeit schon vor sich zu erblicken; denn so vergnügt hatten sie den doch stets heitern Papa lange nicht gesehen. Auf den Abend mußte eine kleine Gesellschaft geladen werden, obgleich für den nächsten Tag ein heimliches Fest bevorstand. Frau Neumayer wußte, daß es ihrem Manne, wenn er sich recht froh fühlte, ein Bedürfniß war, fröhliche Menschen um sich her zu haben. So hatte es ihm schon als Knaben die höchste Lust gewährt, im Freien an einer Stelle zu jauchzen, wo sein Jubel an Fels und Wald ein siebenfaches Echo fand. —

Wie oft aber eine unwahre Lebenslage unser Gemüth in Widerspruch mit der uns umgebenden Natur versetzt, sollte Gustav wieder am andern Morgen erfahren. Der gestrige Abend — wie heiter war er ihm unter Licht und Luft der Gesellschaftszimmer verlaufen, während außerhalb ein Regen den aufgestiegenen Morgennebel herunterströmte, und wie trüb dagegen sah es jetzt in seinem Innern aus, indeß die Morgensonne durch seine Fenster lachte! — Er überlegte die ihm bevorstehende Anstellung. Vielleicht lag das Bestallungsrescript schon in seiner Wohnung, und er wünschte sich mit seinem Hausherrn, dem alten Präsidenten, über

Das, was zu thun sei, zu berathen. Immer weiter lenkte ihn ja eine heimtückische Fügung vom eigentlichen Ziele seiner Wünsche ab. Er hatte neben den Rechten mit besonderer Vorliebe die Staatswissenschaften studirt und ein ausgezeichnetes Examen gemacht; während er aber seine Absicht auf eine Stelle in der Administration richtete, war er aus einem vorgeblichen Wohlwollen des Fürsten an einen Gerichtshof zu seinem Vorbereitungsdienste gesetzt worden. Und nun wollte ihn eine abermalige besondere Gunst in einen Seitenwinkel der Rechtspflege schieben und ihn wie zum Hohne mit einem militärischen Degen und einer Offiziermütze schmücken. War es denn gar nicht abzuwenden? Konnte er sich denn auf keinem Wege der Willkühr entziehen, die mit ihm spielte? Gerade jetzt schien ihm wieder ein Amt recht wünschenswerth, wie der Assessor Jürgens es mit Einfluß auf das schaffende Handels- und Gewerbsleben und mit lockenden Träumen von einer liebenswürdigen Fabrikantentochter bekleidete.

Was sollte er thun? Nach Hause eilen, ehe er sich mit dem vergnügten Fabrikherrn verständigt hätte? Josephinen kränken, die ihn heimlich um einen recht hübschen Toast für die Mutter gebeten hatte? Wollte er aber auch heute noch bleiben, — am Geburtstage der liebenswürdigen Hausfrau, bei all' den aus dem Städtchen und der Nachbarschaft zu erwartenden Besuchen,

war zu einer Verständigung auch nicht auf Einen günstigen Augenblick zu rechnen. Und welche Verstimmung brächte wohl auch eine Erklärung über sich selbst in die Zufriedenheit des Hausherrn gerade am heutigen Tage! Wenn er zumal an Josephine dachte, hätte er es um alles auch im Geringsten nicht mit dem lieben Hause verderben mögen. Zum Mittagstische war er gestern Abend beim Weggehen schon geladen worden — sollte er mithin nun doch den mitgebrachten Frack noch aus dem kleinen Koffer packen, um vorher der freundlichen Frau seine Glückwünsche zu bringen? —

Nach all dem Zweifeln und Schwanken entschloß er sich endlich zu einem Spaziergang in die feuchtglänzende Frühlingslandschaft, um an dem erquickenden Morgen frischen Muth zu irgend einem Entschluß einzuathmen. Denn die Widersprüche seiner Lage, je mehr er sie hin und her wendete, kehrten desto schroffer ihre scharfen Spitzen gegen einander. Draußen hoffte er, wenn sie unversöhnlich blieben, die einen oder die andern geradezu von sich zu werfen. Und wirklich kam es, wiewohl erst bei seiner Rückkehr von dem erheiternden Gange, zu einer solchen Gewaltthat.

Eine Kalesche und ein Einspänner waren nämlich inzwischen von entgegengesetzten Seiten am Gasthause zum grünen Baum angefahren. Von jener wurden eben die Pferde ausgeschirrt; der Einspänner, gegen die Stadt gerichtet,

fütterte nur. Auf Gustav's Befragen, ob vielleicht Gäste des Fabrikherrn angekommen, hieß es: „Ja wohl, Herr Fischer, der Anwalt Trabert von Berghausen; und ist stracks nach der Fabrik geeilt.“ —

„Was? Anwalt Trabert?“ rief Gustav bestürzt.

„Ja wohl, Herr Fischer.“

„Schwager Einspänner! Wohin geht's?“

„Nach der Stadt.“

„Retour? Leer?“

„Ja wohl, Herr!“

„Ich nehme das Fuhrwerk; aber wir fahren auf der Stelle.“

„Auch gut! Nur noch einen Eimer Wasser für den Gaul.“

Gustav forderte seine Rechnung, und rasch war gepackt, rascher die Sachen, als die Gedanken zusammen gerafft, und nach zehn Minuten stolperte der steife Gaul über das schlechte Pflaster nach der Tenne der Landstraße.

Der Anwalt hatte sich nicht genug beeilen können, das Räthsel des vom Fabrikherrn gestern erhaltenen Briefes an Ort und Stelle zu lösen. Er traf die Familie im Empfangzimmer beisammen. In diesem glücklichen Hause war es hergebracht, an Geburtstagen, wo man einander beschenkte, sich auch in Empfindung der Angehörigkeit, die man durch sinnige Gaben ausdrückte, zu einem Andachtstündchen herzlicher Unterhaltung einzu-

finden. So traf der Anwalt eben das Elternpaar auf dem rothplüschenen Sopha, die Kinder um den geschmückten Tisch. Seitwärts war ein Schränkchen mit Erfrischungen zur Bewirthung beglückwünschender Besucher besetzt. — „Aha, das treff' ich gut!" rief der eintretende Anwalt. „Ich komme zu einem Feste!"

„Mir, Herr Trabert, haben Sie zum Geburtstage zu gratuliren," sagte die heitere Hausfrau, und forderte, ihm freundlich entgegen reichend, seinen Handschlag heraus.

„Und nun hat Ihre Hand die Weihe empfangen für den Segen Gottes, der uns bescheert ist, mein lieber Rechtsfreund!" sprach der Hausherr, indem er ihm ein Glas Madeira und Josephine etwas von dem feinen Backwerk anbot. „Sie kommen mir heut auch wie gerufen," fuhr Neumayer fort. „Wir bekommen doch noch unsere Last mit der Stadt. Unser Kohlenwerk streicht wirklich unter dem Gemeindewald hoch herauf und wir müssen hernach —."

„Meinen Geburtstag feiern!" fiel Frau Neumayer mit scherzhaftem Nachdruck ein, „und der, lieber Martin, streicht unter keine fremde Angelegenheit, sondern liegt zu Tag."

„Richtig, liebe Gustel!" lachte der Mann. „Vergib, Ich habe auch — ‚hernach' gesagt."

„Darf ich dann auch nicht meinen angeblich empfohlenen Kunstgärtner zur Sprache bringen?" fragte Trabert.

„Doch! Nicht wahr, Gustel? Er kommt ja selbst zum Feste, liegt mithin zu Tag und streicht uns nur ein klein wenig noch in die Tiefe."

„Mir aber ganz und gar, geehrtester Herr Neumayer!" rief der Anwalt. „Ich weiß eben gar nichts von ihm und hab' ihn auch nicht geschickt. Es wird doch kein Gauner sein, der —."

„Oho, Herr Prokurator!" fiel ihm Josephine in's Wort. „Das ist er nicht. Im Gegentheil —."

Sie erröthete; doch ehe man ihre Verlegenheit bemerkte, trat Fräulein Merle ein und zog durch ihren feierlichen und mit zierlichen Knicksen begleiteten Glückwunsch die lächelnde Aufmerksamkeit der Männer auf sich. Als sie Platz genommen, sagte Josephine:

„Sie kommen im rechten Augenblicke, Flora, um mir unsern poetischen Gärtner gegen Argwohn schützen zu helfen."

„Aber, was Sie sagen, Herr Prokurator, — Sie wissen nichts von dem Gärtner?" fragte Neumayer sehr befremdet. „Dann hat ihn wenigstens auf Ihre Anregung Ihr Freund Amstetter geschickt?"

„Kaum möglich, bester Herr!" erwiederte Trabert, indem er ein Billet aus seiner Brieftasche nahm. „Gustav hat auf acht Tage Urlaub genommen und schreibt mir da, er wolle die Angelegenheit wegen des Gartenburschen für Herrn Neumayer durch eine Empfehlung seines Vaters mündlich beseitigen."

„Hat mir diese Empfehlung auch überbracht, — der junge Gärtner," rief der Fabrikherr.

„Aber wie ist das möglich? Ihrem Schreiben nach war ja der Empfohlene schon am andern Tage, also Tags nach diesem Billete da, bei Ihnen."

„Allerdings! Vorgestern früh kam er hier zu uns."

„Und von ehevorgestern ist dies Briefchen des abreisenden Freundes."

Dies war nun allen ein Räthsel, das aber an Bedenklichkeit verlor und an Heiterkeit gewann, je mehr man es hin und her wendete. Denn offenbar hing es doch mit Dem, was zwischen dem Anwalte und dem Referendar verhandelt worden, innig zusammen und ließ keinen Gedanken an einen ganz fremden Menschen und, bei der Persönlichkeit des jungen Gärtners, keine schlimme Vermuthung zu. Die Familie erschöpfte sich im Lobe des gebildeten und geistreichen jungen Mannes.

Unter diesem Hin- und Herreden erhob sich plötzlich Josephine und nahm die Freundin mit sich in's anstoßende Kabinet. — „Flora!" flüsterte sie und konnte vor Herzklopfen kaum weiter reden, „rathen Sie nicht, wer dieser Herr Fischer ist?"

„Mein Gott, wie blaß sehen Sie aus, Josephine! Wär's möglich, daß er ein schlechter Mensch —?"

„Nein, nimmer!" betheuerte Josephine, und indem

sie Flora umarmte, flüsterte sie ihr in's Ohr: „Es ist der junge Amstetter selbst!"

„Um Gotteswillen! Wär's möglich! Wie kommen Sie auf diese Vermuthung, Josephine?" rief die Merle mit zusammengeschlagenen Händen.

Doch Josephine war indeß auf eine weitere Spur gefallen, wie es schien, und eilte ohne Antwort nach ihrem Zimmer. Flora Merle aber kehrte zu den Uebrigen zurück, sehr nachdenklich, vermuthlich darüber, ob der junge Amstetter als Apollo oder als Bock zum Gärtner geworden sei.

Bis Josephine zurückkehrte, war der Assessor Jürgens eingetreten und hatte mit einem aus der Stadt verschriebenen Blumenstrauße die Hausfrau begrüßt und erfreut. — „Guten Morgen, Herr Assessor!" sagte die zurückkommende Josephine, und zu den Andern: „Hier habe ich zwei Bücher vom Gärtner mit dem eingeschriebenen Namen Gustav Amstetter, Herr Fischer wollte sie vom Referendar geliehen haben, sagte er mir."

„Ei ja wohl gehören sie meinem Freunde," lachte der Prokurator. „Ich habe sie bei ihm gesehen, noch ehe von einem Gärtner für hierher die Rede war, und es ist auch seine Handschrift."

Eine Stille war entstanden. Josephine aufrecht stehend und innerlich auf das heftigste gespannt, rief mit gehobenen, bewegten Armen, als ob sie irgend einem der

Anwesenden eine Erkenntniß auspressen wolle, die sie selber zuerst auszusprechen voll herzklopfender Angst war: „Nun, nun! Was?“

„Ei, sollte es wohl gar der junge Amstetter selber sein?“ erinnerte Frau Neumayer.

Und noch waren die beiden letzten Worte nicht ausgesprochen, als Josephine in ein krampfhaftes Lachen ausbrach, dem sie nicht wehren konnte, bis sie sich an den Hals der Mutter warf und, sie küssend, ausrief: „Ja, ja, Mama, Du bist doch immer die Klügste in aller Welt! Wahrlich, Du hast es getroffen! Erinnert Ihr Euch jetzt, warum er damals im Garten so verlegen herbei kam, als ich gerufen hatte: Rechtsum, junger Amstetter! Und wie er lachend niederkniete, gewiß, um seinen tollen Streich zu bekennen, wovon ihn der Vater abbrachte! Nicht wahr, nicht wahr, ich habe Recht?“

„Dürfte ich fragen, geehrte Frau Neumayer, um was es sich eben handelt?“ nahm Assessor Jürgens das Wort.

Während sie ihm hierauf die Gärtnerfrage auseinander setzte, schickte Herr Neumayer einen Fabrikarbeiter eilig nach dem „Grünen Baum,“ — Empfehlung, und wenn es dem Herrn Fischer gefällig wäre, man erwarte ihn zum Frühstücke. — „Er weiß, daß wir Geburtstag feiern,“ fuhr er dann gegen die Andern fort, „und hat zu Tische zugesagt. Ich hätte aber von einem sonst so

artigen Menschen erwartet, daß er vorher zur Gratulation käme."

Man erwog nun die Sache aus dem Gesichtspunkte, daß Herr Fischer der junge Amstetter sei, und alles Räthselhafte der Ankunft, der auffallenden Bildung, des seltsamen Benehmens, ja der guten Gärtnerei-Kenntnisse des Hofgärtnersohnes löste sich in's heiterste auf. — Schnell genug kehrte auch der Diener mit der Nachricht zurück, Herr Fischer habe ein Retourwägelchen benutzt und sei abgereist; man wisse nicht, warum so plötzlich.

„Fort? Auf und davon?" rief der Hausherr betroffen und ärgerlich. „Aber das ist unartig! Nun läßt er mich mit meinem Garten im Stich!"

„Ja, ja, nun ist kein Zweifel mehr!" versetzte der Anwalt. „Es ist Gustav, und ich vermuthe, er hat mich anfahren und hierher eilen sehen, hat sich vor Entdeckung gescheut und im ersten Raptus fortgemacht."

„Also wirklich unser Referendar Amstetter?" lachte höhnisch der Assessor. „Aber das ist in der That poetisch! Poetische Licenz! Poetische Erfindung, Mademoiselle Merle! Was sagen Sie dazu? Ihr Flüssiger — nun ja, man hat das mehr, daß manches Flüssige sich verflüchtigt. Nicht wahr? Doch, apropos! Hatte er Ihnen denn nicht ein Attest vom Hofgärtner übergeben, Herr Neumayer? Ei, ei, Herr Referendar des Obergerichts und — wirklicher Auditeur, — ein niedliches Falsum!

Besitzen Sie noch —? Es wäre doch interessant —! Ob es wohl seine Handschrift ist?"

„Ja, ja, ich habe das Zeugniß drüben," erwiederte der Fabrikherr und erhob sich zu gehen.

„Warte, Papachen!" fiel Josephine ein, „ich hole Dir's! Wo liegt's? Bleibe Du nur hier!"

„Im Schubfache meines Schreibtisches unter F. wirst Du's finden."

Josephine eilte fort. Höchst aufgeregt nahm sie die Papiere des Faches heraus, öffnete das Zeugniß und las es, zerriß es dann in kleine Stücke und warf sie in's flammende Küchenfeuer. — „Nun, frommer Assessor," flüsterte sie vor sich hin, „spare deinen Judasbericht über die niedliche Fälschung!"

„Das Zeugniß ist nicht mehr vorhanden, lieber Vater!" sagte sie etwas feierlich, und als Neumayer nun selber ging, es zu holen, wendete sie sich gegen den Assessor, indem sie ihm Erfrischungen mit den schalkhaften Worten anbot: „Ei, Herr Assessor, Sie werden ja über den jungen Amstetter ganz vergessen!"

Neu ankommende Gratulanten machten das unauffindbare Attest für heute vergessen; der Anwalt nahm, auch etwas nachdenklich und verstimmt, den Platz ein, der zum Mittagtische für Gustav gedeckt war, und das fröhliche Fest behauptete sein Recht.

6.

Doch kaum acht Tage später sah es um das Haus des Fabrikherrn ganz anders aus, als der Verdruß jenes Morgens hätte erwarten lassen. Eine Anzahl Arbeiter rührten sich mit Hacken, Spaten und Schubkarren auf dem Boden, der zum Parke bestimmt war, um hier zu ebnen, dort aufzufüllen, an manchen Plätzen unterirdische Abflußröhren zu legen, so wie das Becken und die Wasserleitung zum Springbrunnen zu graben. Wege wurden abgesteckt, Blumenhügel und Gartenbeete abgeschnürt, da und dort ein Baum gefällt und verschiedene Gesträuche auf Gerathewohl angepflanzt. Ein junger, langbeiniger Gärtner in blauem Kittel und breitem Strohhute, nicht so poetisch wie jener Herr Fischer aussehend, leitete die Arbeiten und bethätigte sich selbst dabei mit Okuliren und Anpflanzen.

Das Räthsel des eben genannten Herrn Fischer war inzwischen vollständig gelöst. Er selbst wandelte jetzt mit seinem richtigen Namen zwischen Vater und Tochter des Hauses inmitten dieses umwühlenden Schaffens, einen

Degen an der Seite des Herzens, weil Herz zu einem Degen gehört, und eine Militärmütze auf dem Kopfe. Er sah so recht stattlich aus, und Josephine blieb zuweilen einen Schritt zurück, um ihn verstohlen zu betrachten; da sie denn auch ein paar Sporen bemerkte, die ihr selber an's Herz gingen, weil sie daran erinnerten, daß der Herr Auditeur im Begriffe stand, wieder nach der Stadt zu reiten. Es war sein zweiter Besuch, nachdem er vor mehreren Tagen den von seinem Vater eilig verschriebenen Gartenburschen selbst eingeführt und angewiesen hatte. Josephine schien es nun nicht ohne einiges Leid zu empfinden, daß der ihr so werthe Freund sich in einem andern Sinne — so flüssig zeigte.

Die Familie Neumayer war jetzt mit dem jungen Amstetter nicht blos ausgesöhnt, sondern nur noch lebhafter für ihn eingenommen. Die Verwandlung, die er bestanden, gereichte ihm nun zum besondern Vortheile. Solche persönliche Vorzüge, wie er früher gezeigt, erschienen jetzt mehr am rechten Mann, waren begreiflicher geworden und erweckten so Vertrauen und Hingebung, während von Dem, was er als Herr Fischer Nützliches und Angenehmes versprochen hatte, nun doch auch nichts in die Brüche fiel.

Gustav hatte noch am Abende nach seiner Flucht an den Fabrikherrn geschrieben, und indem er seinen lustigen

Streich mit verbindlichen Worten bekannte, einen Gartengehülfen des Hofgärtners zugesagt, der nach seiner Anleitung die beabsichtigte Anlage ausführen sollte. Er hatte sich zugleich einige Risse seines Vaters mitkommen lassen, die ihn selbst bei seinem gewagten Unternehmen zurechtweisen sollten.

Wie befriedigt fühlte sich jetzt Vater Neumayer in seinen Erwartungen von dem Park und dem springenden Wasserstrahl! Und die Tochter, — wie insgeheim beruhigt empfand sie es, daß ihr Herz sich doch eigentlich nicht verirrt hatte und daß in demselben jener Strahl der Hoffnung springen durfte, den doch der Gärtner Fischer angeregt, wenn auch nicht angelegt hatte. Und so erschienen mit der Umwandlung des Gärtners die drohenden Verluste eines zu übereilten Kredits für beide in schöne Gewinnste verwandelt.

Gustav konnte sich bei der Freundlichkeit, mit der man ihm entgegen kam, darüber nicht täuschen, um wie viel er in der Gunst und Zuneigung des Vaters und der Tochter gestiegen war. Aber er wollte nun auch um so bedächtiger zu Werke gehen, als er früher unbesonnen gehandelt hatte, und vor allem das Vertrauen Josephinens nicht wieder auf's Spiel setzen. Ueber seine Empfindung für sie war er inzwischen auch klarer geworden. Er hatte nämlich eine lebhafte Scene mit seinem Freund Anwalt gehabt, der ihm bei seiner scherzhaften Rolle die

tückische Absicht unterlegte, ihm, dem früheren Bewerber, das liebenswürdige Mädchen abzujagen. —

„Wie?“ lachte Gustav, „ich hätte Dir etwas abjagen wollen, was Du eingestandenermaßen noch nicht erbeutet hast? Josephine ist ein noch uneingenommener Besitz: Du warst allerdings der erste von uns beiden, der sie begehrenswerth fand, aber nicht der erste, der sie zu begehren auch nur den Muth gehabt, geschweige sie schon erobert hätte. Und Du selbst — respektirtest Du etwa die früheren Absichten des Assessors? Diesem allenfalls, nicht Dir, könnte ich in's Gehege gehen; denn er läßt keinen Zweifel darüber, was er begehrt. Also mache mir keine Vorwürfe und sei vielmehr froh, wenn ich Josephine für mich einnehme; ich erspare Dir dadurch das Studium unserer Literatur und das Lesen so vieler Romane und Gedichte, mit denen Du Dein Eroberungsgeschütz, Deine Bomben und Haubitzen, laden wolltest. Was soll aus Deinen Prozessen werden, die kein solches Bombardement vertragen, auf die alle Deine poetischen Kugeln und Granaten zurückprallen würden?“

Beide lachten herzlich, und der Zwist war abgemacht. —

Um sich aber Josephinens mehr zu versichern, überlegte Gustav, daß bekanntermaßen eine kleine geheime Angelegenheit, in die man die Geliebte zöge, für ein Mädchenherz Das sei, was für einen Knaben der Zwirns-

faden, an dem er ein Maikäferweibchen flattern läßt. Er zögerte daher heut, nach der Stadt zurückzureiten, bis Herr Neumayer, um einen angemeldeten Geschäftsmann zu sprechen, nach dem Hause ging. — „Lassen Sie uns hier in das kleine Gartenhaus treten, Fräulein Josephine," sagte er, „die Sonne sticht so."

Josephine folgte ihm, suchte aber, ängstlich vor Dem, was der Freund vorhaben möchte, das Gespräch auf entlegene Gegenstände zu lenken. „Sie hätten vor Ihrer Abreise doch einen Augenblick zu unserer guten Flora gehen sollen, um die alte Schuld Ihres versprochenen Besuches abzutragen," sagte sie. „Und — das könnten Sie noch, Herr Auditeur!"

„Ach, die gute Merle!" versetzte er. „Es ist wahr, sie freute sich so — ‚auf das Vergnügen zu haben'. Indeß habe ich eine kleine Bitte, die mir doch augenblicklich näher liegt. Mein Freund Trabert vertraute mir, nach einem kleinen Mißverständniß, das wir hatten, Herr Assessor Jürgens fahnde auf das Zeugniß, das ich mir in meines Vaters Namen ausgestellt hatte. Wie Sie ihn kennen, theure Josephine, und mir ihn bezeichnet haben, hegt er gewiß keine gute Absicht dabei, und der unüberlegte Spaß könnte mir schlimm und nachtheilig gedeutet werden."

„Ich weiß das, lieber Freund!" erwiederte sie. „Doch das Papier — hat sich nicht gefunden."

„So höre ich!“ fuhr Gustav fort. „Aber es wird sich wieder finden, und Jürgens ist sehr zähe in seinen Bestrebungen. Schaffen Sie mir's wieder, liebe, edle Freundin! — Sie schweigen? Sie wollen nicht?“

„Wollen? Das wohl, lieber Freund, aber — es ist nicht möglich!“

„Nicht möglich? Was heißt das? Warum nicht möglich? Halten Sie es für unrecht, was ich verlange?“

„Nein!“ erwiederte sie, immer bedrängter bei seinem Dringen. „Nein! Aber ich kann nicht! Kurz, es ist nicht mehr vorhanden.“

„Nicht mehr vorhanden? Wie? Es ist also schon ausgeliefert?“

„Nein! Wahrlich nicht! Beruhigen Sie sich doch, Gustav — Herr Auditeur! Ich höre meinen Vater; er kommt zurück. Reden Sie nicht davon! Ja nicht! Wissen Sie nur, — ich habe damals das Papier gesucht, ich hab's auch gefunden, und — hab' es zerrissen und verbrannt! Jetzt gehen Sie!“

„Josephine!“

„Still! Lassen Sie uns dem Vater entgegen gehen!“

Sie war aufgestanden. Gustav ergriff ihre Hand, indem er mit unterdrückter Freude ausrief:

„Zerrissen, vernichtet, — mir zu Lieb'! Nicht wahr,

Josephine, mir — aus Liebe für mich? Haben Sie — hast Du? Ja, Du liebst mich!“

„Ach, was ihr Männer auch gleich glaubt!“ flüsterte sie und sank verschämt und erröthend an seine Brust.

Sie schämte sich ohne Zweifel der Unmündigkeit eines liebenden Herzens, das sein Geheimniß nicht bewahren konnte, und des fremden Mundes bedurfte, — den ihrigen zu versiegeln.

7.

So war dem jungen Freunde, indem er auf gewinnende Vertraulichkeit ausging, unerwartet das ganze Herzensgeheimniß zugefallen, auf das er es abgesehen hatte. Aber es mußte auch noch Geheimniß bleiben, und Gustav erfuhr zuerst, wie schwer es ist, das Ueberraschende zu fassen, oder sich in's Ueberraschende zu finden. — Zu Flora Merle kam er nun freilich nicht; aber zu Pferde mußte er endlich doch.

Einen Glücklichern hatte der Miethgaul noch nie oder lange nicht getragen. Auch fand sich der Kohlfuchs so schwer, wie sein Reiter selbst, in den Ausdruck dieses Glückes, das sich ihm in den ungewohntesten Wechsellaunen bald des antreibenden Sporns, bald der anhaltenden Faust zu erkennen gab, je nachdem der Reiter bald jauchzend dahin jagte, bald nachträumend den gelassensten Schritt wollte. Es verschlug dies gänzlich gegen das reiche Erfahrungsleben des armen Thiers, das jede Strecke auswendig kannte, die es für Alltagsreiter trabend oder im Schritt zu machen hatte.

Aber ganz andere Wechsel erwarteten den Reiter selbst. Es läßt sich denken, wie sehr dem glücklichen Auditeur die Gartenangelegenheit jetzt im wirklichen Sinne des Wortes — am Herzen lag. Allein, so gut auch das Miethpferd war, auf welchem er nach Wiesenbrücken und zurück eilte: der ganze Tag ging ihm dennoch drauf. Denn da nach Josephinens Wunsche ihr beiderseitiges Einverständniß, das Verlöbniß ihrer Herzen, noch geheim bleiben sollte, so mußte er, bei der Zuthätigkeit der Familie, die flüchtigen Augenblicke der Vertraulichkeit, des Alleinseins, mit geduldiger Miene abpassen. Die Gartenangelegenheit, so anziehend für sein Kommen, so spröde zeigte sie sich für sein Scheiden.

Allein mit solchen wiederholten Ritten kam Gustav nur allzubald in Ungelegenheit mit seinem Dienst oder mit seinem Kommandanten. Und zwar geschah dies um so leichter, als er die ihm jetzt so hinderliche Stelle wider alle Neigung angetreten hatte. Auf den Rath seines Gartenschülers, des braven alten Präsidenten von Röben, war er auf den neuen Beruf eingegangen und seines Widerwillens Herr geworden. Aber um so rascher trieb der oft versagte Urlaub den verhaltenen Mißmuth heraus, und Gustav versah es nun besonders noch darin, daß er sich für die Schwierigkeit des Urlaubs gerade in jenen, nicht eigentlich militärrichterlichen Geschäften schwierig machte, für die ihn General Ambrosch mit

persönlichem Eifer in Anspruch nahm, und durch die er auch gerade jetzt, wo er um seiner Liebe willen eine schnelle Beförderung wünschte, sich am ehesten hätte empfehlen können.

General von Ambrosch besaß nämlich das besondere Vertrauen seines Fürsten. Er hatte früher, als dessen Adjutant, verschiedene Reisen und mancherlei mitgemacht, was man jetzt lieber vergessen hätte. Aus jener frühern Zeit bestanden aber noch stille Verbindlichkeiten, verschwiegene Beziehungen, für welche der General noch immer der erfahrene Adjutant geblieben war. Dazu kamen manche Liebhabereien, Angewöhnungen und die dazu führenden Aufträge, für welche Herr von Ambrosch am besten den Geschmack seines Herrn kannte. Für all dergleichen erwies er sich als den bewährtesten, gewandtesten und zuverlässigsten Mann; nur ging es ihm dabei wie jenem ebenfalls sehr tüchtigen Dorfschulzen, der seinem Landrathe berichtete, dem Nachbar Kunz seien in jüngster Nacht sieben Apfelbaumstämmchen gestohlen worden; die Untersuchung ergab aber, daß es Zwetschenbäumchen gewesen waren, worauf der mündlich zur Rede gestellte Schulze lächelnd erklärte: „Freilich, Herr Landrath, waren es Zwetschenbäumchen; aber — der Teufel schreib's! — So haperte es beim General mit der Feder, sobald es galt, über sein geschickt und fein erledigtes Geschäft einen kurzen, klaren und einiger-

maßen anmuthigen Bericht zu geben, wie es der Fürst liebte.

Gustav hatte nun gerade durch seine gewandte Feder den General zuerst für sich eingenommen, so daß er ihm sogar eigene Concepte zur Durchsicht gab, und es sich gefallen ließ, wenn der Auditeur zu manchen Wendungen lachte, wie z. B. zu einer dem General beliebten Participialkonstruktion, für welche unsere Sprache kein Particip hat, sondern Umschreibung verlangt. Herr von Ambrosch liebte zu schreiben: „Der beim Zeughaus gearbeitete Feldwebel,“ statt: der Feldwebel, der im Zeughaus gearbeitet hat. — Ueberhaupt machte es anfänglich dem neuen Auditeur Spaß, in die Pedantereien seines Kommandanten einzugehen; er fügte sich in den verlangten Kirchenbesuch, er interessirte sich für die Bienen, mit deren Zucht der General sich abgab, er gewöhnte sich eine Prise Tabak zu nehmen, so oft der gnädig gestimmte Chef ihm die Dose präsentirte, und hörte mit Lächeln alten Geschichten zu, die sich hinter der neuen Frömmigkeit ihres Helden wunderlich genug ausnahmen.

Dabei kam der junge Freund doch auch hinter manche Unordnungen seines Kommandanten, denen dieser im Vertrauen auf den guten Fuß, auf dem er bei Hofe stand, etwas zu unbefangen nachging. Zu denselben gehörte das Glücksspiel der Roulette, das an einem

benachbarten Badeorte getrieben wurde. Das den Staatsdienern verbot'ne Spiel wäre dem Kommandanten von seinem gnädigen Fürsten vielleicht nachgesehen worden; daß er aber ohne höchsten Urlaub bei Nacht über die Grenze dorthin ging, hätte unbedingt ihm die Ungnade seines Herrn und ein Militärgericht zugezogen. Mit alledem war es bisher gut gegangen, und Gustav hatte gern die Ausfertigungen beeilt, die der General vor seiner Ausfahrt im Civilrocke zu unterzeichnen verlangte. Als aber der liebeglühende Auditeur mit seinem freilich wohl zu oft verlangten Urlaub wieder und wieder abgewiesen wurde, schlug plötzlich sein verhaltener Unwillen in entschiedene Verstimmung um, wobei natürlich der Untergeordnete den Kürzeren zog, und nicht etwa darum Urlaub für den Tag erhielt, weil sein Vorgesetzter sich solchen für die Nacht nahm.

Von den Unstatthaftigkeiten, die dem General zur Last lagen, irgend einen Gebrauch gegen denselben zu machen, fiel dem jungen Manne bei seiner edeln Denkungsart nicht ein. Nach manchen heftigen Scenen kam er indeß doch auf die Frage, ob er dieselben nicht auf geschickte Weise benutzen dürfe, sich diesem fatalen Dienstverhältnisse zu entziehen. Er fand es jetzt unwürdig, daß er gegen innere Ueberzeugung sich in manches fügte, was nur eine weltkluge Geltung für sich hatte. In wiederholter Ueberlegung faßte er endlich

den Vorsatz, bei strengster Diensterfüllung doch mit seinen Gesinnungen und Ueberzeugungen gegen Herrn von Ambrosch nicht mehr zurück zu halten. Es betraf gewisse Duckmäusereien, die man im Staatsdienste, seines Fortkommens wegen, mit sogenannter „christlicher und loyaler Gesinnung" treiben mußte. Gustav wollte es auf seine Entfernung von dem jetzigen Posten, wo möglich mit Beförderung, anlegen und rechnete dabei auf die gewonnene Gunst des Generals und auf seine Bekanntschaften bei Hofe.

Es war wieder einer seiner absonderlichen Wege, auf dem er zwischen alter Gunst und neuem Unwillen seines Vorgesetzten vorwärts zu kommen dachte; wobei er seine Kenntniß der Heimlichkeiten des Generals als Mittel benutzen wollte.

Mit diesem Vorsatze war es ihm ein leichtes bei erster Gelegenheit unangenehme Erörterungen mit seinem Chef herbei zu führen. Dies geschah eines Abends, während der General, ungeduldig zu seinem Spiel zu kommen, auf die Reinschrift eines ihm wichtigen Berichts oder „Rapports" zur Unterzeichnung warten mußte. — „Donnerwetter, Herr Auditeur," fuhr er endlich los, „ich habe Ihr Benehmen und Raisonniren satt. Ich werde mir bei Sr. Hoheit als besondere Gnade ausbitten, Sie zum Teufel zu jagen!"

„Alles, Herr General," versetzte Gustav, „überall

hin, nur nicht zum Teufel, er mag Ihnen heut Nacht roth oder schwarz begegnen; beides sind ja die Farben seiner Uniform. Nur setzen Sie mich nicht auf rouge oder noir, Herr General! Ich habe in meiner jetzigen Stellung so viel höllisches Brandmaterial eingenommen, daß ich bei der geringsten Annäherung dieses Freundes Urian gleich lichterloh angehe, und dann als höllische Pechfackel ein grelles Licht und einen garstigen Gestank verbreiten könnte."

Der General starrte ihn mit wüthenden Blicken und bebenden Lippen an; dann sagte er mit halbverbissenen Worten und drohend gehobenem Finger: „Männlein, Männlein, ich verstehe Sie! Aber — ein Donnerwetter soll Sie —, wenn je ein Wörtchen von meinen — Abendfahrten über Ihre Lippen —!"

Indem kam der Schreiber mit der erwarteten Ausfertigung. Der General setzte sich zur Unterschrift, zu der er erst einige Federn zerstampfte, wobei er schalt, daß er den Bericht auch noch umwenden müsse; die Papiere sollten ihm stets mit der Schlußseite vorgelegt werden. Wie oft soll ich Das noch befehlen? rief er.

Gustav winkte den Unteroffizier hinaus und nahm dann das unterzeichnete Papier mit den Worten auf:

„Verzeihung, Herr General, was denken Sie von mir? Sie können mir doch die Rechtschaffenheit zutrauen, zu wissen, daß man nicht alles darf, was man

kann! Auf Ehre, Herr General, auf die Ehre des Degens, den ich sehr ungern trage, ich wollte Sie nur gebeten haben, da Sie meiner doch müde sind, mir eine beruhigende Stelle in der Administration zu erwirken. Nur ein Wort von Ihnen, und — ich weiß, was der Herzog auf Ihr Urtheil hält. Ich bin zwar kein in der Administration „gearbeiteter" Mann, aber doch ein darauf „studirt habender." Das dürfen Sie wörtlich sagen. Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, und mich wahrhaft christlich halten und betragen!"

Der General trommelte auf seiner goldenen Dose mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, dann öffnete er den Deckel und schnupfte zu den gutmüthig barschen Worten: „Gut! Bei nächster Gelegenheit werde Ihrethalben berichten. Auf Ehre! Ich schaffe Ihnen eine Landrathsstelle. Sie sind der Mann dafür. Parole d'Ambrosch! Da! Nehmen Sie eine Prise — Urlaub auf Morgen! Morgen fahre ich zum Grafen Hurlach und — wir haben morgen nichts!"

Der General meinte — nichts zu thun, und mit diesem Nichts ritt Gustav in der Frühe des nächsten Tages gen Wiesenbrücken. „Aus nichts wird nichts!" Dieser früheste Einfall seines Tages verfolgte ihn den ganzen Weg, und er hoffte doch so viel von diesem Besuche. Nachdenken und Verlangen, Ueberlegung und Sehnsucht schwankten heut mehr als früher im Gleichgewichte seiner Gedanken und Empfindungen, und so kam sein Kohlfuchs auch mehr in die gewohnte Abwechselung von Schritt und Trab. Roß und Reiter langten in guter Stimmung und zur rechten Zeit an.

In welch tieferem Sinn es aber für Gustav die „rechte Zeit" war, sollte er, ohne daß er es eben so nahm, alsbald inne werden.

Die meisten Menschen leben in den Tag hinein. Mit Begehren und Vermeiden glauben sie alles selbst zu bewirken und nehmen den unsichtbaren Finger nicht wahr, der bald aus ihrem eigenen Innern, bald aus der Umgebung ihres Daseins die Fäden zieht, die sich zum Gebilde ihres Lebens verschlingen. Wenige, oft einfarbige Fäden, die aber bald unter-, bald übergeschlagen, doch nicht selten ein figurenreiches Gewebe darstellen.

Von weitem hatte Gustav den Assessor Jürgens gedankenvoll und eilig aus der Wohnung des Fabrikherrn kommen sehen, und vernahm nun bei seinem Empfange von Mutter und Tochter, daß der Landrath in Folge wiederholter Schlaganfälle, wie solche die Frühlingswitterung begünstigt, letzte Nacht gestorben sei. — „Er war bei aller Amtstüchtigkeit und Pflichtstrenge doch auch ein seelenguter Mensch!" bemerkte Josephine nicht ohne Bewegung. „Wie heiter war er noch an den traulichen Abenden des letzten Winters! Wohlwollend in seinen Neckereien, sinnreich in seiner Spaßhaftigkeit. Seit dem ersten Schlaganfalle, nach einem Zwiste mit seinem Assessor, stand leider sein Ende zu erwarten; er konnte sich nicht wieder erholen!"

„Aber Du mußt doch gestehen, Josephine, daß Jürgens, wenn er auch damals Unrecht hatte, uns eben doch das Hinscheiden mit inniger Betrübniß berichtete," bemerkte die Mutter, in Bezug auf den eben erwähnten Zwist entschuldigend.

„Ja wohl, liebe Mutter!“ antwortete Josephine mit leiser Bitterkeit, „und er ließ dabei etwas von Hoffnungen für sich selbst durchschimmern, was unser Leid mildern konnte; so — Herr Auditeur — wie durch einen Frühregen das Morgenroth schimmert zur Beruhigung, daß es nur ein vorübergehender Nebel sei.“

„Allerdings,“ fuhr Frau Neumayer noch lebhafter fort, „allerdings lag für uns die Beruhigung in seinen Worten, daß wir an ihm einen Ersatz des Verstorbenen wie für das Amt, so für unser freundschaftliches Haus gar wohl erwarten dürften. Denn, wissen Sie, Herr Auditeur, er hat mir vertraut, daß ihm bei seinem jüngsten Aufenthalte in der Residenz die besten Zusagen Seitens des Herrn Ministers geworden seien. Ich hoffe nur, daß er sich jetzt eine Frau wählen wird, wie er sie verdient.“

„Diese Hoffnung hat er schon selbst gefaßt, beste Mutter,“ lächelte Josephine. „Ich habe vorhin schon etwas von dem Anker seiner Hoffnung in seinen Blicken bemerkt: er sah umher, als ob er ihn eben auswerfen wolle, schien aber doch zu bemerken, daß da kein guter Ankergrund sein möchte.“

Sie sprach dies mit schalkhaftem Seitenblicke nach Gustav, und dieser versetzte der Mutter wegen in sehr verbindlichem Tone:

„Am guten Ankergrunde möchte ich nicht zweifeln, Fräulein Neumayer, vielleicht aber reicht seine Fadenlänge nicht für die Tiefe.“

Die Mutter schien mit dieser Bemerkung nicht sehr zufrieden; sie wurde aber in diesem Augenblicke hinaus-

gerufen und sagte nur etwas spitz und gezwungen lächelnd: „Das war aber nichts, Herr Auditeur!“

Gustav, indem er den Augenblick benutzte, Josephinen stürmisch zu umarmen, flüsterte: „Ein zweites Nichts für heute, mein Herz! Aber aus nichts hat Gott die Welt erschaffen und — hat sie mir geschenkt. Auch mein General entließ mich mit dem Wort: ‚Morgen haben wir nichts.‘ Heut ist morgen, und ich habe hier mein Alles! Aus seinem Nichts will ich Landrath werden; aus dem Nichts Deiner Mutter — Dein Mann. Aber — werde ich denn Ankergrund finden, hier in diesem Herzen?“

„Das fragst Du noch, böser Mensch?“ erwiederte sie. „Bist Du nicht heimlich heruntergestiegen in einer Taucherglocke und hast unser Lebensschiff vor Anker gelegt? Oder zweifelst Du jetzt an Deiner Fadenlänge? Aber komm, wir müssen den Vater begrüßen!“

Sie gingen nach dem Garten. Gustav äußerte der Geliebten mit flüchtigen Worten seine Absicht, sich um die Landrathsstelle zu bewerben. Auf das Nähere seines Versuches konnte er sich eben nicht einlassen. Josephine lachte ihn aus. „Dazu hast Du wenig Hoffnung, mein Freund,“ sagte sie. „Halte Dich auch ja für kein solches Glückskind, daß Dir zwei Bewerbungen so kurz hinter einander glückten! Nicht wahr, Du bist übermüthig, daß Du mich so leicht gewonnen hast? Aber sei nun auch zufrieden damit, und laß die Mutter sich immerhin nach einem Landrath umsehen. Ich denke nicht daran, was Du im Staate werden, sondern nur, was Du mir bleiben sollst. Oder — auf welchem Wege hoffst Du denn Landrath zu werden?“

„Weg? Nun, laß das nur! Es ist noch gar kein Weg. Ich denke nur, aus nichts hat Gott die Welt erschaffen, und — wir sollen's ihm nachmachen."

Der Fabrikherr kam ihnen entgegen, Gustav zu begrüßen. Der junge Gärtner folgte ihm. — „Nun, Herr Neumayer," rief Gustav, „wie weit sind wir vorgerückt? Guten Morgen, Glunzinger! Ich sage Garten-Inspektor!"

„Sie müssen sich zusammen nehmen, Herr Glunzinger," lachte Josephine, „damit der Park fertig werde, ehe der neue Herr Landrath eintrifft!"

8.

Josephine dachte den Tag über nicht weiter an Gustav's Absicht auf die Landrathsstelle. Sie nahm seine Aeußerung für einen flüchtigen Einfall des verlangenden Herzens und beglückt durch seine Gegenwart, getheilt in der Aufmerksamkeit für ihn und für die Eltern, achtete sie seiner jeweiligen Zerstreuung wenig. Ihm selbst aber lag der Landrath fortwährend im Sinn, und es beunruhigte ihn, daß Josephine sich so wenig um sein Vorhaben bekümmerte. Ihre Theilnahme, ihre Wünsche sollten ihm über die Bedenken hinaus helfen, die er sich selbst über die Mittel und Wege zu seinem Ziele machte. Doch gerade um dieser Skrupel willen war er auch wieder froh, daß sie nicht weiter nach seinem „Wege," Landrath zu werden, fragte. Weder von den Dienstgeheimnissen, auf die er baute, hätte er ihr Mittheilung machen

können, noch ihr auch bekennen mögen, wie er solche zu benutzen denke. Und so entschlug er sich endlich seiner Träumereien, um den Tag nicht gänzlich zu verlieren, der ihm durch das Heimlichhalten seiner Liebe schon genug Entbehrung auflegte.

Nach seiner Rückkehr aber, in der trüberen Atmosphäre seiner Geschäfte, trat auch das ungünstige Aussehen seines Vorhabens mehr in's Dunkle. Wie er seinen Degen ablegte, kam ihm die Betrachtung, daß doch immerhin nicht die Waffe, sondern der Gegenstand eines Kampfes die Ehre bestimme, und daß in keinem gerechten Kriege die List verschmäht werde. — Es gibt bei uns einmal kein offenes Ringen des Verdienstes, sagte er zu sich selbst; was ist dann aber besser, den freien Weg der Bewerbung als Heuchler — oder einen versteckten Pfad als offenherziger Mann zu versuchen? Auf jenem wage ich meine Selbstachtung, auf diesem setze ich mein dienstliches Fortkommen auf's Spiel, — ein Einsatz der Muth erfodert und für ehrenhaft gelten kann.

Noch Eines bestärkte oder täuschte ihn bei seinem bedenklichen Vorhaben. Wenn er nämlich nicht die verschiedenen Wege, sondern das Ziel in's Auge faßte, so durfte er sich bekennen, daß es ihm nicht blos, Josephinens wegen, um ein ansehnliches Amt gelte, sondern daß ihm dabei das öffentliche Wohl und die Wahrheit des Volkslebens am Herzen liege; während Männer wie Jürgens nur auf eignes Fortkommen bedacht waren, unbedingt bereit den Absichten einer einflußreichen Partei in deren Interesse, wenn selbst auf Kosten des öffentlichen Wohls, zu dienen. — „Traurig genug," rief er

aus, „daß man nur hinter ihnen her durch List zum Rechten und Guten kommen kann! Und verdienen sie es nicht, hintergangen zu werden?“

Mit dieser Fassung setzte er sich an den Schreibtisch. — „Es ist vielleicht dennoch nur Sophisterei, womit ich mich selbst täusche, indem ich mich ermuntere,“ lachte er, „allein — ich athme einmal in der Luft unserer kleinen Staatswelt und — im Hofgarten bin ich aufgewachsen!“

In der Idee gefaßt, war Gustav sich dessen klar, was er wollte; die ausführenden Gedanken aber behielten ihr Bedenkliches und nöthigten ihn, die rechten Wendungen zu suchen und manche gefundenen zu verbessern. Er entwarf nämlich im Namen des Generals einen vertrauten Bericht an den Fürsten, einen Antrag, wie ihn derselbe ja — „versprochen“ hatte. Gustav nahm es im strengsten Sinne für ein Versprechen. „Parole d'Ambrosch!“

Der schriftliche Gedankengang des Generals war folgender: Der Herzog solle ihm die besondere Gnade erweisen und dem Auditeur Gustav Amstetter die eben erledigte Stelle eines Landraths in Wiesenbrücken verleihen. Dem jungen Manne sei durch die Versetzung in die richterliche Karriere schon ein Unrecht geschehen nach dem ausgezeichneten Examen, das er für das Administrative gemacht habe. Zum Auditeur passe er eben gar wenig; die Uniform kleide ihn nicht, und er könne sich nicht gewöhnen, ordonnanzmäßig zugeknöpft zu erscheinen, was überdies auch seine Freimüthigkeit zu sehr begünstige. An recht militärische Haltung sei gar nicht zu denken; es hänge ihm nach, daß sein Vater und Großvater sich

ihr Leben lang zu bücken gehabt, nicht wie man sich geziemenderweise bei Hof bücke, sondern wie beim Pflanzen und Jäten im Hofgarten. Mit der Feder sei der junge Mann ungemein gewandt, und schreibe eine flüssige Dinte, wie der beste Diplomat und wie ein viele Jahre in Geschäften „gearbeiteter" Mann, so daß er in seinem hervorragenden Talente die ihm fehlende Anciennetät besitze. Er, General, habe ihn daher auch zu den häkeligsten und vertrautesten Aufträgen gebraucht, was indeß bei der erwähnten Aufgeknöpftheit desselben nachgerade bedenklich werde; wobei jedoch von dessen Ehrlichkeit zu erwarten sei, daß er in Wiesenbrücken das Vergangene radikal vergesse. Denn rechtschaffen sei der Empfohlne in einem Grade, daß es für eine, vielleicht noch zu wünschende Frömmigkeit fast am nöthigen Platz fehle. Sintemal es aber in jüngster Zeit hie und da vorgekommen, daß mit dem begünstigten Fortkommen der Frommen die Geschäfte minder gut vorwärts gekommen seien, so habe sich mehr und mehr die Ueberzeugung herausgebildet, daß man die öffentlichen Angelegenheiten vor allem in rechtschaffene Hände geben und es dann einem Jeden überlassen müsse, auch mit dem Himmel fertig zu werden. Der Himmel könne doch schlimmsten Falls eher als der Staat einen Verlust erleiden und einen Ausfall ersetzen. — Uebrigens habe Amstetter keine Kirchenparade versäumt nnd für die Zukunft eine christliche Haltung versprochen.

Die launigen Einfälle und pikanten Ausdrücke, die dem Schreibenden in die Feder kamen und theilweise wieder gestrichen werden mußten, erregten oft sein lautes

Lachen, und diese Stimmung führte ihn vollends über alles Bedenkliche hinaus. In gleicher Laune machte er am andern Morgen eine Reinschrift und nahm sich vor, das Ding nun auch nicht mehr zu überlesen, bis es dem Kommandanten vorgelegt würde.

Ein widerwärtiger Tag folgte. Mancherlei Verdruß im Dienst erinnerte ihn nur allzu lebhaft an die Selbstüberwindung, mit welcher er den Auditeurdegen an der Seite trug.

Auch der General, der ihn auf den Nachmittag befohlen hatte, ließ ihn mürrisch an. Er schien die Prise Urlaub zu bereuen, die er vorgestern angeboten hatte und die ihm nun als Verlegenheitsprise nachprickelte. Was er nur zu Gustav's Verdruß aufstochern konnte, gab er ihm, dem heute so Schweigsamen, zu verschlucken. Denn wirklich war der Auditeur mit dem Vorsatze gekommen, auch das Unangenehmste über sich ergehen zu lassen, bis etwa der Moment käme, sein Anliegen vorzubringen. Allein die Stimmung des Generals zeigte sich mehr und mehr von der Art, daß sich ihr nichts abgewinnen ließ. Gustav zweifelte nun, daß er je den General für sein Anliegen umstimmen und gewinnen werde. Um so tiefer empfand er nun die Kränkungen, die er vergebens mit Stillschweigen hingenommen hatte, und ein Ingrimm erfüllte seine Brust, der ihn im Augenblicke, wo der General die Papiere zum Unterschreiben forderte, wie das Va banc! eines verzweifelten Spielers hinriß. Er holte die Schriften herbei und mischte den aus der Brusttasche gezogenen Bericht darunter.

Die erste legte er mit der Rubrik ihres Inhalts vor.

Rasch wendete der General das Blatt um, indem er auf der dritten Seite unterschreibend sagte: „Haben Sie denn schon wieder vergessen, wie ich die Sachen vorgelegt haben will?"

Alsbald kehrte Gustav die übrigen Schriften um und versetzte, indem er seinen Anstellungsbericht auf der letzten Seite nicht ohne Herzklopfen vorlegte: „So, Herr General! Wie Sie befehlen!"

„Ha! Wie ich befehle!" lachte der Kommandant, indem er mit Sorgfalt seinen Namen schrieb. „Ich weiß nicht, wie Sie einmal ein selbständiges Amt versehen wollen, da Sie selbst unter Befehl und Subordination so vergeßlich sind!"

„Sie werden sich überzeugen, Herr General, daß ich wenigstens mich selbst nicht vergesse!" lächelte Gustav etwas boshaft. —

„Das haben Sie meiner Autorität zu verdanken," versetzte der General. „Weh' Ihnen, wenn Sie sich gegen mich vergessen wollten."

„Verzeihung! Ich meine, wenn ich demnächst das Amt habe, das ich recht gern Ihrer Autorität verdanken will."

Indem fuhr der Wagen vor. Der General stand auf. — Gustav bezeichnete eine Sache, die noch nicht ganz fertig sei, jedoch in einigen Minuten. — „Hat Zeit bis morgen!" rief Herr von Ambrosch, warf einen Mantel über seinen Civilanzug und eilte hinab in den Wagen.

Gustav packte mit bebenden Fingern die unterzeichneten Sachen in ein Packet, überschrieb es zu des Fürsten höchsteigenen Händen und schickte es zur Post. Nach

Hause geeilt, warf er sich auf das Sopha und verathmete den ängstlichen Aufruhr seines Herzens, — die Vorwürfe, die er sich machte, und die Besorgnisse, die ihm aufstiegen.

Auch die folgenden Tage brachte er in der unruhigsten Erwartung hin, und wenn er an Josephine dachte, überfiel ihn eine ganz ungewohnte Verzagtheit; es war ihm zu Muthe, als hätte er ein geliehenes Glück auf die Nummer seines Wagnisses gesetzt. Auf's ängstlichste kam ihm ein längst vergeßnes Erlebniß, wie ein Vorwurf des Gewissens, in Erinnerung: — wie er nämlich als Knabe im Hofgarten umherspringend in übermüthiger Lust einen schönen glatten Kieselstein in die Luft geschleudert. Welche Angst, als er den kecken Wurf im Bogen gegen das Spiegelfenster des fürstlichen Kabinets niedersinken sah! Glücklicherweise erreichte der Stein die Scheiben nicht, sondern schlug nur von dem über den Balkon geneigten Ast eines Pomeranzenbaumes den schönsten goldnen Apfel ab, den der aufathmende Knabe rasch in die Tasche steckte. Ganz so war die Angst, die Gustav über den Wurf empfand, dessen Bogenfall er nicht übersehen konnte. Vorerst war es ein Briefchen Josephinens, das ihn zu heiterm Aufathmen brachte. Der ihm bisher so oft versagte Urlaub hatte beiden Liebenden das Bedürfniß eines schriftlichen Verkehrs erweckt, zu welchem, der Heimlichkeit wegen, die gute Flora Merle die Hand lieh. Gustav war im Stillen dankbar — „für das Vergnügen zu haben.“

Während nun unser Auditeur sich täglich mit einer gewissen verzagten Höflichkeit bei seinem General einfand,

und Angst wie Hoffnung aufzugeben anfing, erhielt er durch seinen Vater die Nachricht, er sei aus allerhöchster Gnade zum Landrath in Wiesenbrücken ernannt. Der Vater hatte die erste Kunde davon durch des Herzogs Kammerdiener, einen Freund des Hofgärtners. — „Du kannst Dich beim General nicht genug bedanken," schrieb der Alte; „der Bericht soll ungemein eindringlich abgefaßt sein und den Herzog sehr angesprochen haben; Du wärst gewandt, wie ein schon lange Jahre gearbeiteter Diplomat hingestellt worden."

Die Erwartung, mit welcher von nun an der junge Freund vor dem General erschien, war nicht ganz ohne Aengstlichkeit, durch innern Jubel aber mit einer kleinen Schalkheit gemischt. Erst am dritten Tage lief ein Packet mit dem Kabinetssiegel ein, und Gustav athmete, während der General es erbrach, mit dem Gedanken auf: Aha, das enthält die Pomeranze für mich! —

„Was ist das?" fuhr im Augenblick der General auf.

„Was befehlen, Herr General?"

„Hier eine Ernennung zum Landrathe für Sie, Herr Auditeur! Offenbar ein gnädigster Irrthum!"

Gustav ergriff das dargereichte Rescript, warf einen Blick hinein und sagte: „Es gibt keinen gnädigsten Irrthum, Herr General. Das Rescript hat die fürstliche Unterschrift, und so will ich es für eine höhere Wahrheit annehmen."

Inzwischen hatte Herr von Ambrosch ein zweites Schreiben eröffnet, worin ihm, mit Bezug auf seinen Antrag, dienstliche Nachricht von der Ernennung ertheilt wurde. — „Auf meinen Antrag?" rief er aus. „Don-

nerwetter, bin ich denn —? Oder träume ich? Hm, Herr Auditeur?“

„Ja, Herr General, jetzt fällt mir ein, wie's damit zugegangen sein kann,“ sagte Gustav. „Hören Sie ruhig meinen Rapport! Als Sie mir jüngst zugesagt, — parole d'Ambrosch — daß Sie wegen meiner Beförderung berichten wollten, habe ich zu Ihrer Erleichterung gleich so ein Ding entworfen, und war im Begriff, es Ihnen vorzulesen und Sie um gütige Unterzeichnung zu bitten, als Sie damals in sehr ungnädiger Stimmung über Nacht nach dem Bade fahren wollten. Erinnern sich der Herr General? Sie befahlen auch, Ihnen die Sachen nicht zum Durchlesen, sondern nur zum Unterschreiben vorzulegen. In der Hast, womit ich nun die Ausfertigungen umwendete, muß der mich selbst betreffende Bericht mit untergelaufen sein, denn ich konnte ihn nachher nicht wieder finden.“

Einen Augenblick war der General wie vom Schlag getroffen; er starrte den Auditeur argwöhnisch an; die Augen traten ihm unter der Stirn hervor, er erhob sich und die geballten Fäuste bebten, als er gegen den Auditeur vorschreitend ausrief: „Mensch! Verwegener Bursche, das hast Du mir mit spitzbübischer List gethan!“

„Herr General,“ entgegnete Gustav zurückweichend und die Hand an seinen Degen gedrückt, „wagen Sie's nicht, Hand an mich zu legen! Was Sie mir da zutrauen, ist das Kühnste nicht, was ich zu thun fähig wäre, wenn Sie mich anrührten!“

„Bursche!“ schrie Ambrosch.

„Ich bitte mir aus, Herr General, daß Sie mich

Landrath nennen. Ich habe des Fürsten Bestallung in der Tasche.“ —

„Heraus mit dem Papier! Es ist erschlichen!“ gebot der Kommandant, worauf Gustav aber mit ruhigem Nachdrucke versetzte:

„Herr General, das Rescript ist auf meinen Namen ausgefertigt und Ihnen zur Aushändigung an mich zugekommen; Sie haben es mir überantwortet und ich bin im rechtmäßigen Besitz. Klagen Sie mich, wenn Sie wollen, aus dem Besitz heraus! Aber Sie nöthigen mich dann zu einer Verantwortung. Ich kann freilich nur erklären, daß ich durch das gute Beispiel meines Generals ermuntert, auch einmal mein Glück auf eine Nummer gesetzt habe. Es sollte mir nur leid thun, wenn ich Sie dadurch bemühte, Seiner Hoheit begreiflich zu machen, daß Sie die wichtigsten Sachen unterzeichnen können, ohne solche gelesen zu haben. Ich muß mir allerdings gefallen lassen, wenn Sie sagen, ich hätte die Sachen verzögert und Sie hätten dringend nach R. gemußt — über Nacht! Gewiß eine gute Entschuldigung, die ich Ihnen, gutmüthig genug, auch noch selbst an die Hand gebe.“

Der General bebte vor verhaltener Wuth, in der ihm jedes Wort versagte. Daher fuhr Gustav in milderem vertraulichem Tone fort: „Dürfte Ihnen der scheidende Auditeur noch einen letzten Rath geben, so könnten Sie das Publikum ruhig auf der Vermuthung lassen, daß ich um geheimer und vertrauter Arbeiten willen befördert worden sei. Auf meine unbedingte Verschwiegenheit können Sie rechnen, und ich darf Ihnen noch sagen, daß — wie mir mein Vater aus einer Mittheilung des Kam=

merdieners Seiner Hoheit geschrieben — der Herzog Ihren Bericht über mich mit ungewöhnlichem Wohlgefallen aufgenommen hat. Und nun — bitte ich mich zu verabschieden."

Ehe der General noch den rechten Ton zu einer einlenkenden Erwiederung fand, stürzte der Diener herein und rief: „Herr General, der eine Bienenstock schwärmt im Garten. Sie setzen sich auf den Aprikosenbaum!"

„Was, was?" rief Ambrosch.

„Geschwind, Lorenz!" — „Eine Gießkanne, Lorenz, mit Wasser!" versetzte Gustav, „eine Handspritze!"

„Handspritze?" fragte Lorenz. — „Ja, ja, irgend etwas Spritzendes, was es ist, — was Sie zuerst haben!"

„Ja, Lorenz! Daß wir die Königin retten! Nur schnell!" rief der General und eilte dem Diener nach, indem er, Gustav hart am Arme fassend und ihn mit sich fortreißend, seinem Groll gegen denselben ein heimliches Gnüge that. Gustav, in sich hinein lachend, folgte mit den Worten: „Setzen Sie aber eine Bienenkappe auf, Herr General. In solchem Helm und mit der Haubitze einer Spritze retten Sie die Königin! Auf! Es lebe die Königin!"

9.

Nachdem sich nun Gustav aus seinem Verhältniß als Auditeur, zuletzt noch durch seine Geschicklichkeit als Gärtner, von dem Kommandanten und Bienenzüchter gelöst hatte, kam er einigermaßen zur Betrachtung seiner Lage.

Er konnte sich einem Manne vergleichen, der aus Frohsinn und Uebermuth den gewöhnlichen Fahrweg der Menschen verlassen hat und durch bald anmuthiges, bald verwachsenes Gestrüppe dringend, plötzlich wieder auf die Landstraße hervor kommt, froh des Schatzes, den er auf seinem tollkühnen Umwege unerwartet gefunden.

Die bekannten breitgetretenen Pfade lagen nun wieder vor ihm. Er mußte zuvörderst nach der Residenz eilen, um sich dem Fürsten und den Ministern dankbar darzustellen. Gustav wußte, daß dies erwartet wurde; sein Herz aber trieb ihn an, vorher, wenn auch nur für den Abend, nach Wiesenbrücken zu gehen. Er kam ja in der Residenz auch zu seinem Vater, dem er nicht blos das alte kindliche Herz, sondern auch ein durch Liebe neues und glückliches mitzubringen dachte. Er eilte daher noch vor Tische zum Regierungs-Direktor, sich zu präsentiren und auf acht Tage zu beurlauben. Dann packte er zu dieser Reise seinen kleinen Koffer und kleidete sich zu seinem Besuch in Wiesenbrücken.

Diesmal verschmähte er den gewöhnlichen Kohlfuchs, dem er den richtigen Schritt für solchen herzensschweren Besuch nicht zutrauen mochte. Er hätte sich einen rechtschaffenen Paßgänger gewünscht, und entschloß sich endlich zu einer Fahrt mit Extrapost. So im Wagen ruhend hoffte er sich auf die anmuthigste Art seiner Werbung zu besinnen. Aber er hatte noch keine gefunden, die ihm zusagte, als er bei guter Zeit und lieblicher Abendsonne mit dem blasenden Horn des Postillons an Neumayers Fabrik anfuhr, und mit dem Vorsatze, lieber alles dem günstigen Zufalle zu überlassen, aus der Kalesche sprang.

Der Fabrikherr, einen Geschäftsbesuch vermuthend, trat ihm an der Haustreppe entgegen. — „Sie, Herr Auditeur?" fragte er verwundert und ließ zwischen diesem und dem Wagen den räthselnden Blick hin und her gehen.

Auch Josephine, die den Freund durch das Fenster erblickt hatte, trat verlegen grüßend in die Thür.

„Ja," antwortete Gustav mit angenommener Amtsmiene, „ja, Herr Neumayer, ich, und zwar um zu sehen, ob Fräulein Josephinens Befehle vollzogen sind."

Mit diesen Worten drängte er in's Empfangzimmer zu kommen, wo er die Hausfrau fand und begrüßte.

„Meine Befehle, Herr —?" fragte Josephine verwundert.

„Ja, mein Fräulein! Haben Sie nicht bei meinem letzten Besuche Herrn Glunzinger aufgefordert, den Park fertig zu bringen, ehe der neue Herr Landrath einträfe?"

Sie erschrak, erröthete und forschte mit lodernden Blicken in Gustav's Mienen.

„Ei was!" rief Neumayer gespannt. „Wäre die Stelle schon besetzt? Und — wer ist? Herr Jürgens? Hm?"

Auch Frau Neumayer trat mit großaugiger Erwartung heran.

Gustav hielt einige Augenblicke lächelnd mit seiner Antwort zurück, bis er aus Josephinens ängstlichem, farbewechselndem Gesichte las, daß sie ihn in seinem Kommen und Vorhaben errieth. — „Nein, nicht Jürgens!" sprach er. „Aber Sie, Josephine, errathen ihn, Sie kennen ihn, den neuen Landrath! O nennen Sie

den verehrten Eltern seinen Namen, und geben Sie ihm dadurch ein Signal —."

Josephine, innigst bewegt, wehrte ihm mit der Hand weiter zu reden, preßte dann die gehobene Linke auf die schwer athmende Brust und sagte: „Der neue Landrath heißt Gustav Amstetter."

„Ja, so heißt er!" rief Gustav, „und hier — seine Ernennung!"

Er überreichte sein Anstellungspatent, und während beide Alten hineinblickten, faßte er Josephinens Hand, indem er weiter sprach: „Und der neue Landrath bittet die verehrten Eltern um die Hand der Tochter, deren Herz ihm bereits geschenkt ist."

Das junge Paar in seiner Herzensbewegung kniete Hand in Hand nieder.

Beide Eltern blickten einander überrascht in lächelnder Verwirrung an. — „Mein Gott, ihr erschreckt uns ordentlich!" meinte Frau Neumayer, nicht ohne Befangenheit.

„Ei ja wohl, Gustel!" erwiederte lächelnd der Vater. „Das geht wie im Sturm. Vorgestern Gärtner, gestern Auditeur, heut Landrath! Rasche Stationen, — mit Extrapost freilich — fast mit Eisenbahn."

„Aber nur „fast"!" lachte Gustav, „und in der frommen Karriere gar nicht, Josephine!"

„Und alles auch so — incognito, lieber Martin! Weißt Du vielleicht, auf welcher Station sie einander lieb gewonnen haben?"

„Auf den zwei ersten, liebe Mutter!" antwortete Jo-

sephine aufstehend und mit lächelndem Erröthen die Mutter umarmend.

Auch Gustav stand auf, indem er hinzusetzte: „Und auf der vierten möchte ich Halt machen für immer, — hier im elterlichen Hause!"

„Nun, Gustel, — wenn Du meinst, so wollen wir sie fest halten, damit Ruhe wird!" sagte der Fabrikherr. „Der Landrath da ist so im Stürmen: er rennt mir die Fabrik um!"

Er umarmte und küßte Gustav; Josephine wechselte mit ihm die Umarmung der Mutter. Dann umschlang und küßte sich das junge Paar. Gustav rief fröhlich aus:

„Ja, hier bleiben wir, Josephine, wo unsere Liebe angepflanzt ist. Wo können wir auch eines wachsenden Glückes froher sein, als im heitern Hause der Eltern, das zwischen dem Amt und dem Garten liegt, aus welchem ich dorthin eile, zu wirken, und dahin wandle, zu schaffen, dort zu verdienen, was mich hier beglückt, — dem Fürsten ein Landrath, dem Fabrikanten ein Hofgärtner, und Dir, mein Alles — alles, was Du willst!"

„Ja, mein Gustav," entgegnete Josephine, „und wie unsere Liebe mit dem Garten angefangen, soll der Garten uns zu einem Paradiese werden, — mit keinem Apfelbaume darin, der verboten wäre!"

„Richtig, mein Kind!" schlug Neumayer in die Hände, „und so bald die Fontaine springt, ist Eure Hochzeit."

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

König, Heinrich,

Deutsche Familien Novellen aus dem Leben

Bd.: 2

Wiesbaden 1862